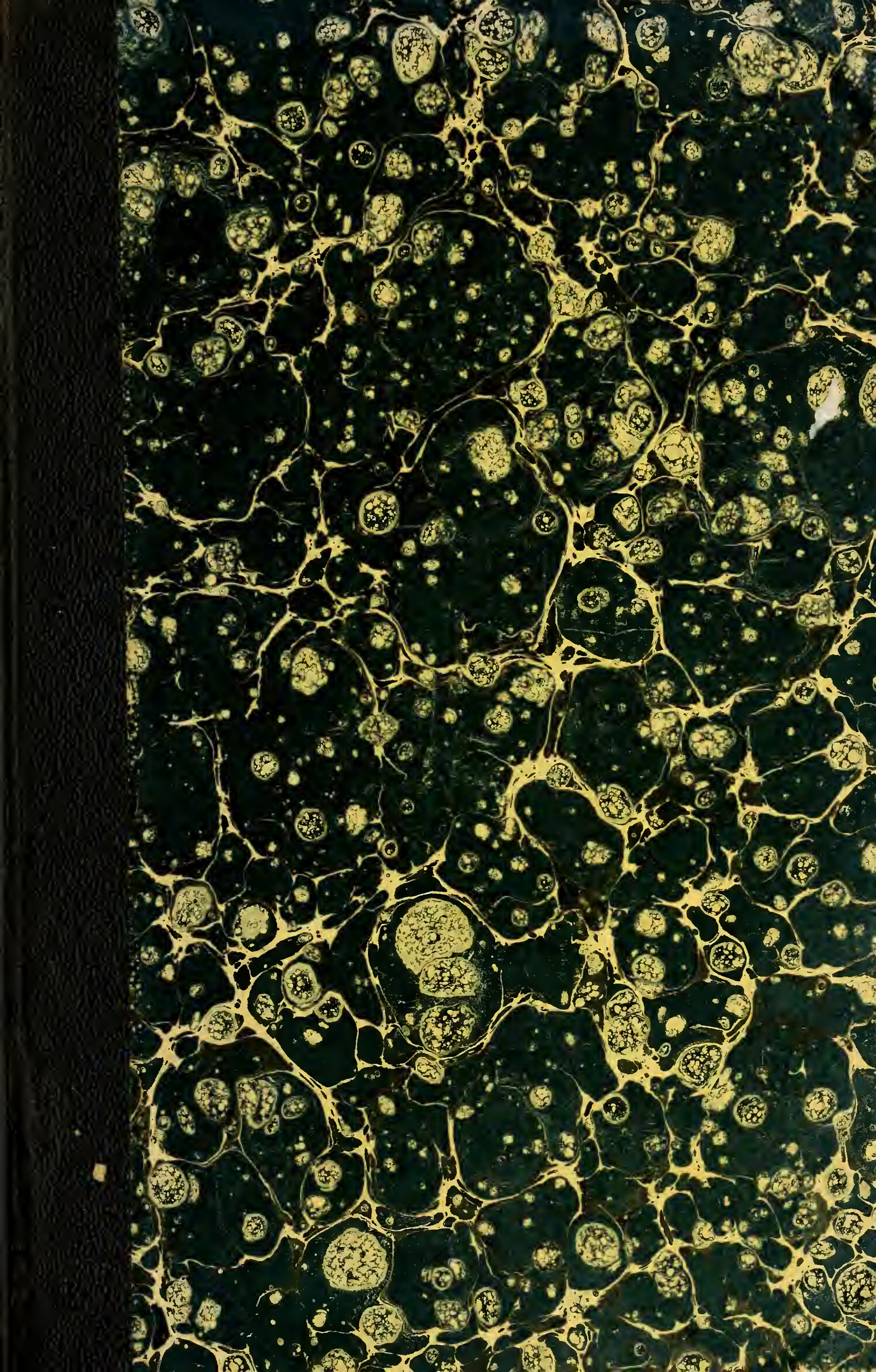
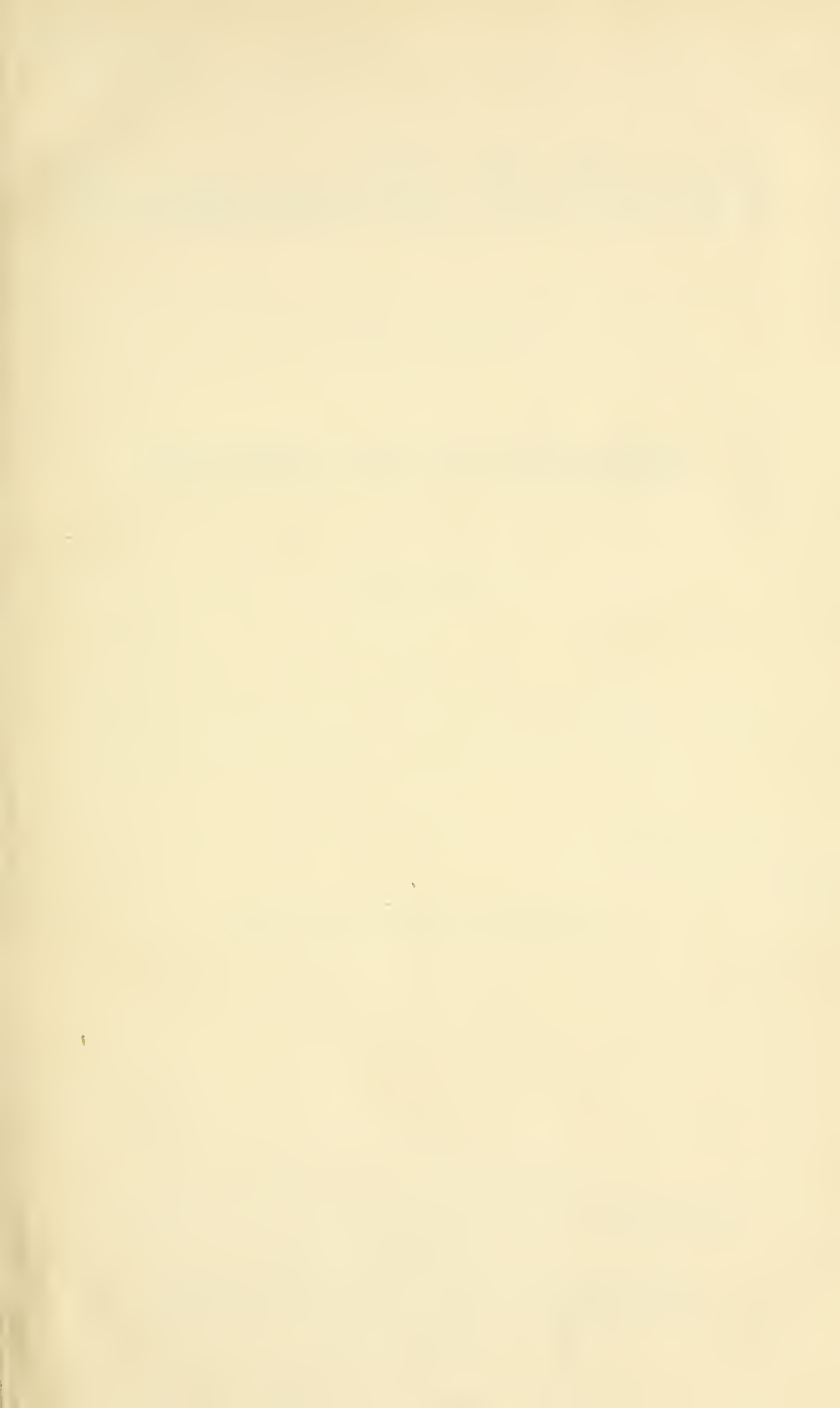








Indogermanische Forschungen

ZEITSCHRIFT

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL BRUGMANN † UND WILHELM STREITBERG

NEUNUNDDREISSIGSTER BAND

BERLIN und LEIPZIG 1921
VEREINIGUNG WISSENSCHAFTLICHER VERLEGER
WALTER DE GRUYTER & Co.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung — J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp.

C. A. Wagner, Buchdruckerei A.-G., Freiburg i. B.





Karl Brugmann.

Karl Brugmann †

Am 29. Juni 1919 ist Karl Brugmann von uns gegangen, nach langem, schwerem Leiden, doch ungebeugt und schaffensfreudig bis zum letzten Tage.

Ein Leben reich an Arbeit, reich an Erfolg liegt abgeschlossen vor uns und in dankbarer Bewunderung blicken wir auf die Fülle seiner Gaben zurück.

Seitdem die bahnbrechende Untersuchung des Siebenundzwanzigjährigen eine neue Auffassung des indogermanischen Vokalsystems begründete, hat Brugmann als Forscher wie als Lehrer unermüdlich im Dienste unserer Wissenschaft gewirkt, weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus. Sein scharfes Auge umfaßte das Größte wie das Kleinste mit gleicher Treue: die Grundfragen der Wissenschaft standen stets lebendig vor seiner Seele, auch wenn er sich entsagungsvoll in entlegene Einzelheiten versenkte.

So war er wie kein zweiter berufen, die Arbeit Bopps und Schleichers wieder aufzunehmen und in seinem Grundriß die Ergebnisse der neuern Forschung zusammenzufassen, zu verarbeiten und weiterzuführen.

Wie er mit nie ermattender Teilnahme jeden Fortschritt der Wissenschaft verfolgte, wie er selber in rastloser Forschung sich nie genug tun konnte, das lehrt jede Seite der neuen Bearbeitung.

Was die Indogermanischen Forschungen ihm zu danken haben, brauche ich hier nicht ausführlich zu schildern: die Mitarbeiter und Freunde wissen es längst. Der Geist strenger Sachlichkeit, der den Forscher beseelte, hat auch den Herausgeber geleitet. Möge dieser Geist, das Vermächtnis des großen Toten, die Indogermanischen Forschungen stets in lebendiger Kraft erfüllen, auf daß sie auch in schwerer Zeit unbeirrt und unablässig im Dienste der Wissenschaft tätig seien, getreu dem Grundsatz, zu dem sie sich seit einem Menschenalter bekennen:

Non ridere, non lugere neque detestari,
sed intellegere.

Wilhelm Streitberg.

Inhalt.

Der Wortsatz.

Wenn wir von der Tätigkeit des Sprechens reden, so ist damit allerdings zunächst die artikulierte Lautgebung eines einzelnen Individuums gemeint, und wir denken den Sprechenden im Gegensatz zum Hörenden oder als ein isoliertes Individuum. Doch reden wir von der Sprache, so verstehen wir unter dieser die artikulierte Lautgebung, die von allen sprachfertigen Individuen einer größeren Gemeinschaft in wesentlich gleicher Weise oder doch mit wesentlich gleichem akustischem Effekte hervorgebracht und von allen Sprachgenossen als sinnvoller Ausdruck psychischer Vorgänge verstanden wird. Diese artikulierte Lautgebung besteht in festen Lautreihen, mit denen bei allen Gliedern der sprachlichen Gemeinschaft gleiche oder doch ähnliche Vorstellungen assoziiert sind, so daß sie das wichtigste geistige Verkehrsmittel dieser Glieder untereinander ausmacht. Ein solches festes Verkehrsmittel kann sich nur durch lange Einübung bilden in einem stetigen Wechselverkehr, bei dem der Einzelne bald der Sprechende, bald der Hörende ist, bald dem Ambose, bald dem Hammer gleicht. Daher ist das Wesen aller Sprachen dialogisch, nicht monologisch. Das vergißt der einsam schriftstellernde Gelehrte, der an seinem Schreibtische wenigstens mit der Feder allein das Wort führt, gar zu leicht. Und doch sollte auch er sich stets eine bestimmte Hörerschaft bewußt halten, der er seine Gedanken vorträgt. Er würde dann vielfach verständlicher und lesbarer schreiben, jedenfalls nur so wird er in das Wesen der Sprache einzudringen fähig sein.

Zu dieser Bemerkung veranlaßt mich die Rücksicht auf das Werk W. Wundts (Völkerpsychologie 1. Bd. Die Sprache in 2 Teilen, Leipz. 1900.) Theoretisch hat natürlich auch Wundt nicht verkannt, daß die Sprache ein psycho-physisches Erzeugnis des menschlichen Gemeinschaftslebens ist; darum hat er eben

die Behandlung dieses Gebietes der Völkerpsychologie zugewiesen. Aber in der Einzelbehandlung der einschlagenden Fragen hat er fast durchgehends nur den Sprechenden als Einzelindividuum im Auge, ohne je nach dem Einfluß zu fragen, den das dialogische Wechselverhältnis der Individuen untereinander ausüben muß. Vielleicht hat der auch bei ihm über alles Erwarten unklare und unglückliche Begriff der Volksseele seinen Blick versteinert. Jedenfalls findet sich dieser Fehler bei den meisten Forschern über sprachliche Grundfragen in bewußter oder unbewußter Abhängigkeit von Steinthals noch gröberer Volksseele. Paul hatte zuerst meines Wissens bei der Frage des Lautwandels auf die Wechselwirkung von Sprechenden und Hörenden den nötigen methodischen Wert gelegt; ich hatte (1885) in den 'Grundfragen des Sprachlebens' als Thema des zweiten Teils die syntaktisch maßgebende Frage aufgestellt: 'Wie verstehen wir Sprache?' Und hierauf fußend hatte Paul in der 3. Aufl. der Prinzipien den Gesichtspunkt der Wechselwirkung auch in seine Entwicklung des Bedeutungswandels und der Satzlehre eingeführt.

Es kann daher nicht überraschen, daß Wundt bei seinem einseitigen Standpunkte die Sprachwissenschaft und Sprachgeschichte direkt nur wenig oder gar nicht gefördert hat und daß er gegen eine weiter schauende, von den Fesseln der herkömmlichen Schulkrammatik gelöste Behandlung der Fragen der Satzlehre polemisiert, die er als die der negativen Syntax bezeichnet. Gewiß ist es für Psychologie und Sprachwissenschaft von hoher Bedeutung, daß das Wesen und der Verlauf der Affekte klar erkannt wird, und dafür hat Wundt im 1. Teile manches getan. Vielleicht hat Wundt auch recht, daß jeder Affekt eine Entwicklungsreihe, einen physischen Vorgang darstellt, der sich vom Gefühl zum Willen und ursprünglich auch bis zur Tat entwickle. Wertvoll sind auch die Untersuchungen über die physischen Parallelerscheinungen der Affekte, die Muskelbewegungen der Extremitäten wie der lautzeugenden Organe. Diese Ausführungen dürfen als richtige Vertiefung und Verbesserung der Anschauungen über jene automatischen, triebartigen Bewegungen angesehen werden, die nach Steinthals Vorgange allgemein Reflexbewegungen genannt werden. Und sicher bilden diese Bewegungen das große Arsenal, aus dem heraus die verschiedenen Sprachmittel genommen sind. Aber so lange diese Bewegungen rein automatisch den Affekt begleiten, sind

sie noch nicht Sprache. Zu wirklichen Sprachäußerungen werden sie erst, wenn sie willkürlich und wirkungsvoll für den Hörer, d. h. verständlich gebraucht werden. Wundt hat dabei einen nicht üblen Ausdruck vorgeschlagen 'Lautgeberde', den ich allerdings wie den Ausdruck Geberde überhaupt nur für willkürliche, absichtliche Akte gebraucht haben möchte.

Eine einfache Selbstbeobachtung beweist, daß wir die Lautbewegungen des Sprechens ausführen mit der Absicht, auf andre Menschen in irgend einer Weise einzuwirken. Selbstverständlich ist uns dabei weder bewußt, welche Muskeln wir zu bewegen, noch welche Organe wir zur Artikulation zu gebrauchen haben, noch auch ein syntaktisches Gesetz, nach dem die Worte zu ordnen und in Beziehung zu einander zu stellen sind. Wohl aber wollen wir einem andern etwas Bestimmtes sagen. Ich will das Vorkommen eines rein monologischen Sprechens in enger Begrenzung damit nicht in Abrede stellen, doch bestreite ich entschieden, daß ein geistig normaler Mensch jemals auch nur annähernd solche Monologe hält, wie wir sie seit Shakespeare im höheren neueren Drama zu hören gewohnt sind. Alles über einige automatische Lautäußerungen hinausgehende Sprechen scheint mir auf anormaler oder illusionistischen Störung des Situationsbewußtseins zu beruhen, z. B. im Spiel der Kinder mit Puppen, im Verkehr des naiven Menschen mit Tieren, besonders den Haustieren (vgl. Grundfragen S. 65 f.). Bei der Einseitigkeit seines Standpunktes wirft Wundt diese gerade für die psychologische Seite der Sprachwissenschaft höchst wichtige Frage nicht einmal auf.

Der geistig normale oder doch in Illusionen nicht befangene Mensch gibt sprechend Befehle oder Aufforderungen, er stellt Fragen, beantwortet Fragen, er teilt seine Gefühle, seine äußeren wie inneren Erlebnisse mit, er urteilt über Personen, Dinge, Willensakte. — Im Befehle oder in der Aufforderung wollen wir eine angeredete Person veranlassen, in bestimmter Weise zu handeln, eine bestimmte Tätigkeit auszuführen oder bei einem solchen Handeln sich mit zu beteiligen (adhortativ). — In der Frage veranlassen wir einen andern, uns Auskunft über etwas Unbekanntes zu geben, das wir zu wissen begehren; die Frage ist daher nur eine besondere Unterart des Imperativs oder der Aufforderung. — Die im Befehl und in der Frage gestellte Forderung liegt irgendwie im Interesse des Sprechenden, sie

bildet den Gegenstand, das Objekt seines Wollens, das wir aus irgend einem Grunde nicht selbst realisieren wollen oder können. Wir wirken mit diesen Sätzen also zunächst im Sinne des eigenen Willens, d. h. selbstisch oder egoistisch, — womit selbstverständlich über die sittliche Qualität dieses Wollens kein Urteil gefällt werden soll. Doch die imperativische Einwirkung kann auch aus dem Interesse oder der Fürsorge für den andern hervorgehn, wir raten einem andern in imperativischer Form, das Motiv unseres Sprechens ist altruistisch. Wir beantworten die an uns gestellte Frage und geben einem andern wertvolle Auskunft, wir erfüllen damit seinen Wunsch, handeln also altruistisch. Wir haben das Bedürfnis uns auszusprechen, Mitfreude und Mitleiden, also das sympathische Interesse zu erregen und zu zeigen. — Wir befriedigen damit das eigentümliche Gesellschaftsbedürfnis, eine Mischung egoistischer und altruistischer Strebungen. In der durch diese drei Arten von Strebungen umschlossenen Sphäre wird sich, wie unser Handeln überhaupt, so unser sprachliches Handeln halten. Auch die auf den Stufen höherer Kulturentwicklung auftretenden Erscheinungen sprachlicher Mitteilung, wie die Schöpfungen der Dichter, die literarischen Forschungen, die Darstellungen der Gelehrten, die paränetische und politische Rede führender Persönlichkeiten, ebenso jegliche Belehrung — all diese Erscheinungen gehen auf die genannten elementaren Triebe zurück.

I. Imperativsatz.

Es fordert der Erwachsene wie das Kind die Mittel zur Stillung des Hungers und Durstes, es ruft nach Brod, nach einem Glase Wasser; er fordert die Mittel zum Behagen und zur Bequemlichkeit, ein Zimmer im Gasthof, eine Droschke auf der Straße, ein Boot am Wasser, Feuer, Licht und was sonst der Selbsterhaltung und dem Behagen dient. Und man wird annehmen dürfen, daß gerade die elementaren Triebe und Strebungen der Selbsterhaltung besonders bei dem Menschen der Primitivstufen einen sehr tiefgehenden Einfluß auf Bildung und Ausbildung der Sprache geübt haben. Grammatisch nennen wir die durch diesen Trieb gestaltete Form der Rede den Imperativ. Doch die sprachliche Ausdrucksform ist durchaus nicht auf die grammatische Imperativform des Verbums beschränkt.

Durchfroren steigen wir aus dem Wagen und rufen im Gasthaus: *'nen Grock, 'ne Tasse Kaffee*, oder im Hunger: *'n Kotelett, 'n Butterbrot* usw. Morgens vor dem Verlassen des Hauses sind die Stiefel nicht zur Hand, wir rufen dem dienstbaren Geiste zu: *Stiefel, meine Stiefel.* — Der Bettler klingelt und sagt oder murmelt demütig: *'n Stückchen Brot, 'ne kleine Gabe* u. a. — In all diesen Fällen ist die grammatische Imperativform nicht gebraucht, und doch werden die genannten Äußerungen vom Angeredeten mit Sicherheit als Imperative verstanden. Somit hat sich der Sprechende mit voller Deutlichkeit und außerdem in voller Übereinstimmung mit dem Sprachgebrauch ausgedrückt. Wir hätten dasselbe Recht von den betreffenden Substantiven wie von Verben zu sagen, sie seien alle in den Imperativ getreten.

Wandeln wir den Ruf *'n Glas Bier* in einen Satz mit imperativischer Verbalform um, so müssen wir sagen: *gib* oder *geben Sie mir* oder *bringen Sie mir ein Glas Bier*. Man pflegt diese mit Verb versehene Sprachform einen vollen Satz zu nennen, dagegen die Rufe *Bier, einen Rock* u. a. höchstens Wortsätze; oder man spricht ihnen die Würde des Satzes ganz ab, wie Wundt, der sich nur zum Zugeständnis von Satzäquivalenten verstehen will, — ein Verlegenheitsausdruck, der den Satz nicht anerkennen möchte und ihn doch nicht ableugnen kann. — Ohne Zweifel hat der reine Wortausdruck die Funktion eines wirklichen Satzes; er wird im Sinne eines Satzes vom Angeredeten verstanden und ist sprachlich durchaus üblich in imperativischer Funktion.

Doch wie ist es möglich, einen solchen Ausdruck im imperativischen Sinne zu verstehen? Die angeführten imperativischen Worte sind Ausrufe, sie zeigen einen stärkeren oder schwächeren Affektton und oft eine größere Kraft der Exspiration. Dort der Bettler an der Tür ruft nicht, er spricht ein ängstlich-schüchternes *'n Stück Brod.* Die exspiratorische Stärke kann der Heischeform des Wortsatzes nur die Nuance größerer Energie, höheren Selbstbewußtseins geben, ist aber nicht geeignet die funktionelle Bedeutung der Forderung oder Bitte, d. h. des Willensausdrucks zu illustrieren. Dagegen hat der Affekt des Willens seine besondere musikalische Betonung, seine Melodie und auch sein besonderes Tempo der Exspiration, das auch Bitte und Forderung von einander scheidet. Allerdings ist

dieser Affektton bei halb selbstverständlichen Forderungen, z. B. im Bierhause, fast zur Monotonie und Gleichgiltigkeit herabgesunken. Daher kann auch dieser nicht überall als das unterscheidende Merkmal des Imperativs gelten. Wäre es doch sogar möglich, statt des mündlichen Befehls ein Blatt Papier auf den Tisch zu legen mit dem bloßen Worte 'Stiefel'. Der dienstbare Geist würde darin einen Befehl sehn, die Stiefel zu putzen, fortzutragen oder zu holen. Das geschriebene Wort aber würde jedes Tones entbehren. — Also auch die Vortragsform kann den eigentlichen Grund der Verständlichkeit des Heischewortes nicht bilden.

Tritt ein einzelnes Wort als Teil eines Satzganzen auf, so ist es von den übrigen Bestandteilen des Satzes durch keine oder doch keine nennenswerte Pause getrennt. Bildet es dagegen einen Satz für sich, so steht es durch Pausen vollkommen isoliert. Der Redende hört auf zu sprechen und wartet die Wirkung seines Rufes beim Angeredeten ab. Dieser muß daher das isolierte Wort als eine vollständige, einer weiteren Ergänzung nicht bedürftige sprachliche Äußerung auffassen. Will er also den Sprechenden verstehen, so ist er darauf angewiesen, die notwendigen Ergänzungen anders woher zu entnehmen. Und das geschieht ohne Schwierigkeit, in vielen Fällen ohne bewußte Überlegung in rein assoziativem Vorstellungsablauf, — jedoch durchaus nicht immer. So kann der Befehl: 'die Zeitung' den Angeredeten veranlassen, im Zimmer danach zu suchen, — der Befehl: 'den Rock' zur Frage veranlassen: 'den neuen oder alten'? u. a. — Dagegen rein assoziativ sich ergebende Ergänzungen liegen z. B. im Bierhause vor, wenn der Kellner auf den Ruf *Bier* oder *Schnitt* ein kleines Glas Bier bringt. Die Vorstellungen: Fremde im Bierhause mit der Absicht Bier zu trinken, der Kellner zum Zweck der Bedienung dieser Gäste, sind beim Kellner so geläufige, sind so unmittelbar assoziierende, daß sich der Ruf eines Fremden nach Bier sofort mit denselben verknüpft. Ja, der Ruf des Fremden ist vom Kellner bei dessen Erscheinen vielleicht schon erwartet, oder er wird nicht einmal abgewartet, weil er als selbstverständlich gilt.

So wird also der Wortsatz als Heischesatz verständlich 1. aus dem Affekttone des Willens wenigstens in sehr vielen Fällen, 2. aus der Isolierung des ausgesprochenen Wortes, 3. aus der gegenwärtigen Situation, den umgebenden oder zu Grunde liegenden Verhältnissen.

Selbstverständlich ist die objektive Situation, d. h. die Summe der uns umgebenden Dinge, Personen und Verhältnisse, zu scheiden von dem subjektiven Situationsbewußtsein, d. h. der Summe der in unserm Bewußtsein gegenwärtigen oder leicht assoziierbaren Vorstellungen. Dieses subjektive Situationsbewußtsein ist selbstverständlich beim Sprechenden und Hörenden niemals vollkommen gleich, kann aber gemeinsame Vorstellungen enthalten. Und eben diese gemeinsamen Vorstellungen dienen zur Ergänzung der Wortsätze und ermöglichen so deren Verständnis. — Sind dem Sprechenden gewisse Vorstellungen bewußt, welche in der objektiven Situation gegenwärtig sind, doch nicht im Bewußtsein des Hörenden, so hat dieser in vielen oder den meisten Fällen die Möglichkeit, sie in der umgebenden Situation aufzusuchen, besonders wenn er durch den Blick oder eine hinreichende Bewegung des Sprechenden dabei angeleitet wird, z. B. *den Stuhl*, *die Zeitung* u. a.

Als imperativisch wird es auch empfunden, wenn wir höflich im Laden sagen: *ich wünsche Stahlfedern, ich hätte gern* oder *ich möchte gern Briefpapier, ich bitte um Tinte.* Formell haben wir es hier mit einem vollständigen Satze zu tun, in dem der Sprechende berichtet, daß er einen bestimmten Wunsch hegt oder in dem er eine Bitte ausspricht. Aber der Kaufmann faßt Wunsch oder Bitte nicht als solche, sondern als eine direkte, ja rechtlich begründete Forderung, und so eben hat der Sprechende seine Worte gemeint. Er hat für diese Forderung nur eine höfliche Form des Ausdrucks gewählt, wie der Engländer sein *please*, der Franzose sein *s'il vous plaît*, der Römer sein *quaeso* dem Imperativ hinzufügt, — eine Form, die darum höflich klingt, weil sie nicht brüsk ein Recht fordert, sondern die Erfüllung der Forderung scheinbar dem freien Belieben des Kaufmanns anheimstellt. Doch da dieser Inhalt weder dem Sprechenden noch dem Hörenden voll zum Bewußtsein kommt, so ist der Ausdruck nur eine stilistische Nüance des Imperativs. Der Kaufmann aber kann den eigentlichen Sinn der Worte nur aus dem Situationsbewußtsein heraus verstehen, nicht aus der Wortgestaltung als solcher, die etwas anderes besagt. Daher muß ursprünglich ein gegensätzliches Verhältnis zwischen dem Situationsbewußtsein sowohl des Hörenden wie des Sprechenden auf der einen Seite und der Form des Ausdrucks auf der andern Seite bestanden haben, — d. h. eine Inkongruenz zwischen

der sprachlichen Form und der mit ihr verknüpften Bedeutung oder ihrem Sinn. Da es die Funktion einer jeden sprachlichen Äußerung ist, einen bestimmten Sinn (d. h. Vorstellungsinhalt) bei dem Hörer auszulösen, so darf man die Auslösung einer bestimmten Bedeutung auch ihre Funktion nennen und darf sagen: es besteht unter gewissen Verhältnissen Inkongruenz zwischen dem sprachlichen Ausdruck in seiner etymologischen oder wörtlichen Bedeutung und seiner Funktion. — Sagen wir in scharfem Tone: *ich muß doch sehr bitten, ich muß mir ausbitten, verbitten*, oder ungeduldig im Laden: *bitte, geben Sie mir*, oder *eine solche Behandlung wünsche ich nicht*, so sind überall milde Ausdrücke des Bittens und Wünschens gebraucht, die an sich weder einen Rechtsanspruch noch eine strikte Forderung ausdrücken, und doch deutet jeder die Worte im Sinne einer solchen Forderung. Zwar ist der etymologische oder wörtliche Sinn des Ausdrucks seiner Funktion inkongruent, aber diese Inkongruenz wird nicht mehr als Verschiedenheit des Vorstellungsinhalts, sondern als eine Verschiedenheit der Gefühlsqualität, d. h. als eine bloß formale stilistische Abweichung vom Normalen empfunden. Somit ist der Ausdruck seiner Funktion kongruent geworden, zunächst nur in diesen bestimmten Verbindungen, was Paul okkasionell nennt. Aber bei *verbitten* ist die scharfe verletzende Bedeutung jetzt zur eigentlichen Bedeutung des Wortes geworden, diese ist 'usuell' geworden (nach Pauls Ausdruck).

Selbstverständlich ist dieser Vorgang nicht auf eine einzelne Sprache, etwa das Neuhochdeutsche beschränkt, vielmehr bildet er eine der wichtigsten Grundlagen allen Bedeutungswandels besonders syntaktischer Art. Wenn Theseus (Oedip. Kol. 897 f.) einem seiner Diener zuruft:

οὔκουν τις ὡς τάχιστα προσπόλων μολὼν
πρὸς τούσδε βωμοὺς πάντ' ἀναγκάσει λεὼν
. . . . . σπεύδειν;

(wird nicht zwingen = einer soll zwingen) — so ist mit der Frage, die nicht selten auch die potentiale Form des Optat. mit ἄν hat, ein strikter Befehl gemeint, hier wie an vielen andern Stellen. Der Ausdruck muß wenigstens annähernd seiner Funktion kongruent geworden sein. — Wenn das lat. fragende *quin* = *warum nicht* zur Aufforderung verwandt wird, z. B. *quin continetis vocem* (Cic.), *quin conscendimus equos* (eig. *warum besteigen wir nicht*, *warum beherrscht ihr nicht eure Zunge*) so zeigt

dieser Ausdruck, daß er ursprünglich seiner imperativischen Funktion nicht kongruent war. Wird aber *quin* mit dem Imperativ verbunden, z. B. *quin age istud* (Terenz), *quin uno verbo dic* (Ter.), *quin omitte me* (Ter.), so ist deutlich, daß jene mit *quin* eingeleiteten Fragesätze als deckende Ausdrucksformen für den Imperativ empfunden sein müssen, und daß man das *quin* in ihnen als imperativisch einleitendes Adverb etwa im Sinne von *wohlan* auffaßte.

Ein drohender Imperativ ist deutsch: *daß du mir dorthin gehst, das thust* u. a., etymologisch aber ein Nebensatz, funktionell dagegen ein imperativischer Hauptsatz. Und im Französischen ist ja der finale Nebensatz mit *que* eine sehr gebräuchliche, offenbar deckende Imperativform geworden[1]).

Kommandiert der Offizier: *Gewehr auf*, *Marsch*, *Trab*, so vollzieht der Infanterist wie der Kavallerist das Kommando prompt; beide müssen also wissen, daß sie mit dem Befehle gemeint, daß sie die angeredeten Personen sind. Kein dabei stehender Zivilist hält sich für angeredet. Der sprachliche Ausdruck aber enthält keine Anrede, also ist die Beziehung der Anrede gleichfalls aus dem Situationsbewustsein und dem Inhalte der ausgesprochenen Vorstellung erschlossen oder ergänzt. Dagegen bedarf unter Verhältnissen, wo der Befehl seinem Inhalte nach mehrere anwesende Personen betreffen könnte und wo doch nicht alle gemeint sein sollen, die Sprache der Anrede mit dem Vokativ des Personennamens oder der betreffenden Klassenbezeichnung; vielfach genügt auch das vokativisch gebrauchte Pronomen der zweiten Person. Doch häufig wird die sprachliche Anredeform ersetzt durch die bloße Richtung des Auges oder eine hindeutende Hand- oder Kopfbewegung, d. h. ein der Geberdensprache angehörendes Mittel.

Doch wenn dies alles aus der Situation und dem Gebahren des Sprechenden vom Hörenden ergänzt wird, was drückt dann eigentlich das Wort selbst aus? — Im Wortsatze: *meine Stiefel* veranlaßt das reine Wortbild nicht die Vorstellung: 1. daß eine Handlung gefordert wird, 2. nicht welche Handlung vollzogen werden soll, 3. nicht welche Person eine Handlung vollziehen soll. Dies alles ist aus der Situation und dem Geberdenartigen ergänzt. Das Wortbild erweckt nur die Vorstellung, daß ein

1) Aus andern Gebieten läßt sich vergleichen der deutsche Wunschsatz mit *wenn doch*, der griech. mit εἰ, εἰ γάρ, εἴθε — ursprünglich Nebensätze der Bedingung.

bestimmtes Ding als Objekt vom Sprechenden vorgestellt wird. Die objektivische Natur des imperativisch gebrauchten Wortes zeigen deutlich die deutschen Akkusative wie *meinen Rock*, *meinen Stock*, *den andern Band*, *den neuen Hut* usw., der Wunsch der Tageszeiten wie *Guten Tag*, *n Nacht*, *Nabend* usw. (unter Umständen mit dem Zusatze *wünsche* oder *zu wünschen*). Es ist das Objekt, auf das sich die Willenstätigkeit des Sprechenden bezieht, für den Hörenden aber das Objekt, mit dem eine Tätigkeit vorzunehmen er sich aufgefordert fühlt. — Welche Art von Tätigkeit aber als gefordert zu denken sei, das wird erschlossen aus der Natur des Objekts (*Stiefel*, *Rock*) und der eigentümlichen Lage des Sprechenden und Hörenden, kurzum aus der Situation. Daher ist der Imperativ *meine Stiefel*, an den Schuhmacher gerichtet, so viel wie: die Stiefel machen, flicken, sie zurückgeben oder ins Haus bringen — aber an den Diener gerichtet: sie putzen oder in das Zimmer bringen, auch wohl forttragen. Und ist nun eine dieser Tätigkeiten vom Hörenden gedeutet, so muß von ihm weiter ergänzt werden, welche besondere Art des Bringens oder Putzens gerade bei den Stiefeln zu denken sei: Stiefel putzt man anders als Brillengläser, und Stiefel bringt man anders als ein Brett mit Kaffeetassen.

Jedoch das Wort des Heischesatzes ist nicht auf die rein dinglichen Objekte beschränkt; so bezeichnet das Kommandowort *Trab* eine bestimmte Art der Bewegung speziell des Pferdes, ähnlich *Galopp*, *Feuer*! *Vorsicht*! und Wortsätze wie *Halt*, *Ruhe*, *Schritt*, *Schluß*, *silentium* fordern den Eintritt eines bestimmten Zustands der Ruhe. Diese nicht zahlreichen Heischesätze mit Tätigkeits- oder Zustandssubstantiven unterscheiden sich nur in der Form von den infinitivischen Imperativen, wie *einschenken*, *hinlegen*, *liegen lassen*, *eintreten* u. a.; denn auch der Infinitiv ist ein Verbalnomen, bei dem allerdings die verbale Bedeutung der Dauer des Zustands oder der Tätigkeit viel schärfer empfunden wird als bei andern Verbalsubstantiven, die den Abschluß der Tätigkeit andeuten. Im imperativischen Wortsatz haben diese Infinitive die übrigen Arten der Verbalsubstantive fast ganz verdrängt. Daher läßt sich *Stich*, *Schlag*, *Sprung*, *Gang*, *Fahrt* in imperativischem Sinne nicht wohl gebrauchen, während die entsprechenden Infinitive in diesem Sinne außerordentlich gewöhnlich sind und zwar nicht bloß im Deutschen, ebenso im Griechischen besonders bei Homer.

Daneben ist nun aber der eigentliche Imperativ eine für die Befehlsfunktion und nur für diese allein festgewordene Form der Verbalflexion, und der Syntaktiker nach dem Herzen Wundts meint, ohne ihn gehe es überhaupt nicht, Befehlssätze zu bilden. Es ist ja zweifellos richtig, daß in *dicite*, λύετε, *sagt*, *dites*, *aimez* usw. eine Verbalflexion des indogermanischen Flexionstypus vorliegt, aber wie steht es mit der 2. Sing. *fac*, *dic*, *duc*, *fer*, *solve*, *ama*, *audi*, λῦε, ἵστη, *iß*, *trink* usw.? Diese Formen zeigen weder eine Verbalflexion, noch überhaupt eine Flexion, sie sind nichts als der reine Präsensstamm; sie können daher ursprünglich eine Personenanrede ebensowenig in sich enthalten haben wie *Trab*, *Schluß*. Sie müssen ursprünglich die bloße Tätigkeit bezeichnet haben und zwar als Dauer, wie es dem Präsensstamm eigen ist; d. h. sie sind in der Bedeutung dem Infinitiv des Präsens gleich[1]). Ihrer Form nach gehören sie jedoch der vorflexivischen Sprachstufe an. Diese Substantivform hat sich auf die imperativische Verwendung isoliert, muß daher noch vor dieser Isolierung der imperativischen Funktion kongruent geworden sein. Wenn aber von diesen Stammformen später verbale Flexionsformen (mit Verbal-Suffixen) gebildet werden, so ist das ein Zeichen, daß diese Stämme ganz verbal empfunden wurden und eine Entwicklung genommen hatten wie das Adverb δεῦρο (*hierher*), das verbal als = *komm hierher* empfunden wurde und eine Form δεῦτε (*kommt hierher*) in sekundärer Weiterbildung aus sich entwickelt.

Wie dies δεῦρο ist eine ganze Reihe lokaler Adverbien im imperativischen Wortsatze sehr gewöhnlich, so *herein* (beim Anklopfen an die Tür, franz. Imper. *entrer*), *runter* (z. B. vom Stuhl), *raus*, *fort*, *vorwärts* (*eile dich*, it. *avanti*, frz. *en avant*), *hierher*, *hier* (Ruf an den Hund), *dorthin*, *da* vulgär *tă* (*nimm*). Diese Adverbien enthalten die Andeutung einer räumlichen Richtung und veranlassen daher den Hörenden die Vorstellung der Bewegung zu ergänzen. Diese angedeutete Bewegung ist das Objekt der Willenstätigkeit, zu der die genannten Adverbien als räumliche Determination vorgestellt werden. Aus dem Lateinischen gehört hierher *cĕdo*, das mit einem Objekte verbunden aus dem Soldatennecknamen *cĕdo alteram* (sc. *vitem* Tac. Ann. 1, 23)

---

1) Ich sehe hier von der Nominalflexion und der durch sie modifizierten Bedeutung des Infinitivs ab und denke den Infinitiv nur als Nominativ oder Akkusativ wie in τὸ λύειν, *das Hören* usw

bekannt ist; — ebenso *ecce* und *en*, die jedoch meist mit Nominativ verbunden stehn.

Auch der bloße Vokativ wird als imperativischer Satz gebraucht: der Zuruf *Karl!* kann heißen *höre*, *komm*, oder in verweisendem Affektton *thu das* oder *laß das*. — Ebenso steht das Vokativ-Pronomen *du*, vulgär in Norddeutschland *tū*, in imperativischem Sinne. Die angeredete Person wird nicht direkt als Willensobjekt empfunden, als solches wird eine Tätigkeit vorgestellt, zu der die angeredete Person das Handlungssubjekt bildet. Und diese imperativische Funktion dieses sogenannten Kasus ist jedenfalls eine alte und echte. Auch dem Vokativ fehlt wie dem Verbal-Imperativ jedes flexivische Element, auch er ist der reine Stamm, z. B. ἄνθρωπε, ἄνα (aus ἀνακτ-), βασιλεῦ, παῖ, *fili* u. a., soweit er nicht durch den Nominativ in der Form ersetzt wird. Imperativisch ist die Vokativbedeutung überall bis auf den Gebrauch in lobender, scheltender oder kosender Anrede wie *Schuft, Lümmel, Unverschämter, Narr, Liebling, Mäuschen,* ja sogar *Prima dicte mihi, summa dicende Camena* (Hor. Ep. 1, 1), hier steht er als prädikativer Urteilsausdruck. Ja, in vielen Fällen möchte es in der indogermanischen Urzeit, wo die Stammabstufung sich noch frei nach dem Satzakzente regelte, unmöglich gewesen sein, an der Form selbst zu unterscheiden, ob der Stamm als verbaler Imperativ oder nominaler Vokativ gemeint war, vgl. λέγε — λόγε, νέμε — νόμε, μένε — μόνε usw.

Vergleichen läßt sich aus dem heutigen naiven Sprachbewußtsein der Gebrauch von *Dank* und *danke* besonders in der Verbindung *schön Dank* und *dank schön*, wo sich offenbar niemand klar bewußt ist, ob er verbalen oder substantivischen Ausdruck gebraucht.

Der Vollständigkeit halber führe ich noch die mit Adjektiven und Adverbien gebildeten imperativischen Wortsätze an wie: *still, ruhig, artig* (zum Kinde), *munter* (bei der Arbeit), *schnell, flink, rasch, langsam* (bei einer Bewegung). — Die Rufe z. B. beim Essen des Kindes: *mehr!*, beim Kartenspielen *rot, grün* (z. B. bedienen).

Aber der Mensch bedient sich noch einfacherer Lautmittel in imperativischem Sinne, solcher Mittel, die man nicht einmal mehr zu den Worten zu rechnen pflegt; — und er wird doch verstanden. Wer drehte sich auf einem Gange nicht um,

wenn er hinter sich ein *pst* oder *st* hört? Welche laut lachende und plaudernde Gesellschaft faßt nicht ein *scht* als Aufforderung zur Ruhe? Diese Lautgebilbe sind interjektionale, aber zur Anrede bestimmte Lautreihen. Ja, schon das absichtliche, etwas künstliche Husten und Räuspern, ein Klatschen in die Hände, ein drohend erhobener Finger, ein Wink nach rechts, nach links, nach oben oder unten werden als Imperative verstanden und sind als solche gemeint. Ein Bettler am Wege, der mit Rücksicht auf Vorübergehende absichtlich stöhnt, ächzt, weint, fordert durch diese Laute die Vorübergehenden in nicht mißzuverstehender Weise auf, ihm zu helfen.

Alles dies beweist, wie unendlich einfacher Mittel der Sprechende bedarf, wenn er eine dem Hörenden verständliche Aufforderung aussprechen will, die sich auf die ihm wie dem Hörenden gegenwärtige Situation bezieht. Und all diese Mittel sind schließlich nur wirksam, weil ihnen der altruistisch-syntetische oder auch selbstische Trieb des Hörers entgegenkommt. Man vergleiche mit diesen Befehlen auf Grund der gegenwärtigen Situation die Schwierigkeit, die die Hausfrau hat, wenn sie einem in der Stadt ganz unbekannten Dienstboten befehlen will, einen von ihr in einem bestimmten Laden der Stadt eingekauften Gegenstand abzuholen. Sie wird etwa sagen müssen: "Du gehst zum Fleischer und holst die Wurst ab, die ich dort gekauft habe. Er wohnt Straße X, Nr. Y. Da mußt du erst gerade aus, dann die nächste Straße links, dann rechts gehen" usw. Man fühlt sich lebhaft zwischen Lancelot und Gobbo nach Venedig versetzt (Kaufm. v. Ven. 2, 2). Ist dieselbe Magd aber beim Kaufe zugegen, so genügt beim Fortgehen die Weisung: 'die Wurst'.

Nahe steht der Aufforderung das Angebot von Waren auf der Straße oder auf dem Markte durch Ausruf: *Kartoffeln, Weißkohl, Heidelbeeren, Sand* u. a. Und das Volk empfindet dies Angebot wohl meist als Imperativ, es fügt daher oft ein 'kauft' hinzu, wie im berühmten Greifswalder Fischerweiberruf, und gebraucht den Akkusativ: *weißen Sand, grünen Kohl*, und so wird auch auf Aushängeschildern geschrieben. Der Gebildete empfindet den Nominativ als korrekter und schreibt dem entsprechend auf die Aushängeschilder: *frischer Dorsch, geräucherter Lachs* im Sinne: hier gibt es frischen Dorsch usw.

Es ist richtig, daß die Form des Wortsatzes durchaus üblich ist bei weiteren Entfernungen zwischen dem Sprechenden

und Angeredeten, worauf Delbrück hinweist (Grundfragen der Sprachforsch. 1901), daher beim Kommando zu Wasser und zu Land, beim Spiel und Tanz, als Signalzuruf bei der Arbeit, als Zuruf auf der Straße oder im weiten Saale, — aber beschränkt ist doch der Gebrauch hierauf nicht. Auch der Affekt des Sprechenden neigt zum Gebrauch dieser Form, der Eilige meidet jedes überflüssige Wort, der Mundfaule und kurz Angebundene wie der, der sich nicht sehr an Europas übertünchte Höflichkeit kehrt, greift gern zu diesen imperativischen Wortsätzen. Diese stellen eine feste Art des Satzbaus unserer und sicher aller übrigen indogermanischen Sprachen dar, für die allerdings die Literatursprache nur höchst mangelhaftes Material liefert. Doch es beweist einen bedenklichen Mangel an sprachgeschichtlichem Verständnis, wenn man diese Formen als der nur gesprochenen Sprache angehörig nicht recht für voll ansehen möchte, weil sie nicht literarisch vertreten sind oder doch nur bei Schriftstellern, die sich der Vulgärsprache bedienen. Ein derartiger Standpunkt in einer ganz neuen wissenschaftlichen Satzlehre vertreten, nämlich bei Wunderlich, erscheint allerdings etwas wunderlich.

II. Aussagesatz.

Auch bei der Aussage sind Wortsätze möglich und sprachlich durchaus üblich. Eine Dame zeigt uns eine Stickerei, wir rufen: *schön*, *herrlich*, *prächtig*, *famos*, *ein Kunstwerk*, *eine Riesenarbeit*, oder sagen in ruhigerem Tone: *hübsch*. Diese Ausrufe affektvoller und ruhigerer Art sind durchaus verständlich, sie werden vom Hörenden in dem Sinne verstanden: *die Stickerei ist schön;* und in diesem Sinne sind sie auch vom Sprechenden gemeint. Dieser hat ein Urteil abgegeben, dessen Prädikat das gesprochene Wort, dessen Subjekt das unausgesprochene gegenwärtige Anschauungsbild ist, dem die Aufmerksamkeit des Sprechenden wie des Hörenden zugewandt ist. Hier ist die Ergänzung aus der gegenwärtigen Situation offenbar noch einfacher als beim Wortimperativ. Bei diesem mußte aus zwei Komponenten, der Situation und dem Wortinhalte, eine bestimmte Tätigkeit als gefordert erschlossen werden, während in den vorliegenden Aussagesätzen von einer in der Wahrnehmung gegenwärtigen Gesamtvorstellung ein Urteil ausgesprochen wird. Bedurfte der Hörer im imperativischen Satze wenigstens unter Umständen erst einer Analyse der gesamten in der Situation

gegebenen Vorstellungsmasse, so bleibt hier die Totalvorstellung *Stickerei* ein unzerlegtes Ganzes.

Beim Anblick eines derartigen Anschauungsbildes können wir auch rufen: *alle Wetter*, *Donnerwetter*, *ei*, *pfui*, *pfui Teufel*, *äks* u. a. Auch mit diesen Sprachäußerungen wird ein Urteil ausgesprochen und als solches vom Hörer verstanden. Statt des adjektivischen Prädikats ist hier eine Interjektion gebraucht, die als Ausdruck eines starken Gefühlsvorganges gemeint und verstanden wird. Die Interjektion kann allerdings als rein automatischer und dann monologischer Gefühlsausdruck auftreten; doch kann sie auch willkürlicher dialogischer Sprachakt sein und ist dies in der vulgären, besonders der burschikosen Sprache unendlich häufig. In diesem Gebrauche spricht sie das Vorhandensein eines starken Unlust- oder Lustgefühls aus, das vom Hörer als erregt durch das Wahrnehmungsbild gedeutet und als Prädikat des Urteils (*schön, häßlich, ekelhaft*) verstanden wird. Solche Fälle illustrieren die Möglichkeit, daß eine Interjektion die prädikative Funktion in einem Satze übernimmt und damit die weitere Möglichkeit, daß sie ihrer Funktion kongruent wird und auch die Form der Prädikatsausdrücke annimmt, d. h. substantivische, adjektivische und verbale Form. Solche Entwicklung liegt zweifellos vor im deutsch. *das Ach*, Gen. *des Achs* (vgl. *mit Ach und Krach*), griech. ἄχος und seinen Weiterbildungen wie ἀκαχίζω; eine Übergangsstufe zeigt die Kindersprache *das ist bäbä, mach mal ei* (streichele).

Doch wir kehren noch einmal zu den Sätzen: *schön, herrlich, ein Kunstwerk* zurück. In diesen liegt ein Urteil im logischen Sinne vor, das in voller schriftmäßiger Satzform heißen würde: die Stickerei ist schön. Somit kann also ein Urteil durch ein einzelnes Wort ausgedrückt werden, nämlich durch das logische Prädikat, während das logische Subjekt eine gegenwärtige Wahrnehmung bildete. Selbstverständlich ist also dies wie jedes Urteil zweigliedrig. Trotzdem braucht die hier besprochene Satzart nicht die logische Denkoperation auszudrücken, die man im strengen Sinne des Wortes ein logisches Urteil zu nennen hat, nämlich das Resultat einer Reflexion, welche die Affirmation der Eigenschaft für das Richtige hält. Diese Sätze sagen ebensogut nur aus, daß eine äußere Wahrnehmung in unserer Seele von einem Gefühl der Lust oder Unlust begleitet

ist. Aber diese Sätze dienen auch der rein logischen Denkoperation, so z. B. lautet das Urteil über eine Zeichnung oder ein Uhrwerk nach sorgfältiger Prüfung kurz: *gut*, *schlecht* (vgl. Unterschrift, Zensur unter einer Arbeit). So ist eine nur selten scharf zu ziehende Grenzlinie zwischen bloßer Aussage und logischem Urteile. Bei der normativen Bedeutung der logischen Prozesse für alle Arten sprachlicher Darstellung liegt es daher nah, daß die im allgemeinen beim logischen Urteil herrschende Form des vollständigen Satzes auch typisch wird für den reinen Aussagesatz und auch die beurteilenden Gefühlssätze. Darum ist auch in affektvoller Rede sowohl literarisch wie im gewählten Dialog die volle, logisch normale Satzform 'das Bild ist schön' die übliche und mustergültige geworden.

Stehen wir vor einem Baume und sagen: *'ne Linde*, *'ne Buche*, *'n Apfelbaum* usw., indem wir die Augen auf den Baum richten, vielleicht auch mit Hand und Kopf eine hinweisende Bewegung machen, — so wird diese Äußerung verstanden als: *dies ist eine Linde.* — Wir erhalten ein Paket geschickt, öffnen es und rufen erfreut oder enttäuscht: *'n Buch*, *'n Tintefaß* usw. — Wir stellen einen Fremden in einer Gesellschaft vor, mit einer Handweisung sagen wir: *Herr Müller*, *Frau X* usw. — Wir werden verstanden im Sinne: *das ist ein Buch, das ist Herr Müller.* Beim gesellschaftlichen Vorstellen von Personen ist dieser Wortsatz die allein übliche Sprachform. Häufig wird sie auch bei Vorlegung von Waren im Geschäfte gebraucht: *Solinger Arbeit*, *'n Messer*, *englischer Stahl*, *Kammgarnstoffe*, *echter Filz* u. a. Der durchaus übliche Nominativ beweist, daß der Wortsatz gedacht und verstanden wird im Sinne: *das ist englischer Stahl.* — Besonders häufig ist dieser Wortsatz als affektvoller Ausdruck der Überraschung: Wir gehen durch einen norddeutschen Wald und sehen eine Enzianblüte, wir rufen, vielleicht mit interjektionalem *ach, eine Enziane.* — In der Kindersprache sind solche Wortsätze besonders häufig: man zeigt oder berührt die Zähne des Kindes und sagt: *Beißerchen,* — ebenso *Beinerchen, Händchen, Patschchen, Kukkerchen* u. a. Diese prädikativen Aussagen (= das sind die Beißerchen usw.) bezwecken die Namen der Körperteile dem Kinde bekannt zu machen, zum Teil so, daß die Funktion derselben dem Kinde angegeben wird, daher auch Kompositionen wie *die Batterbeinchen, die Patschhändchen, die Kuckäugelchen.* Eigentümlich aber

und sprachgeschichtlich instruktiv ist die prädikative Benennung: *Beißerchen* für Zähne, *Kuckerchen* für Augen, *Patschchen* für Hände, ebenso würde sich *Lauscher* für Ohren verhalten. Diese Benennungen sind Nomina actoris, die an sich von jedem beißenden, kuckenden, patschenden, lauschenden Wesen, d. h. von allen Personen bei diesen Tätigkeiten ausgesagt werden könnten, sie sollen aber nur für die betreffenden Organe Benennungen sein und werden als solche verstanden, weil die Hinweisung auf Zahn, Auge, Ohr die erforderliche Determination notwendig in der Vorstellung des Hörenden herbeiführt. Sie sind in ihrer gewollten Bedeutung nur durch die Beziehung auf ein gegenwärtiges Anschauungsbild verständlich, also nur in prädikativer Verwendung.

Wenn lat. *dens:* (= *edens*), ὀδούς, got. *tunþus* eigentlich der Essende bedeutet, so ist die Parallele durchsichtig. Der Ausdruck konnte vom Zahne nur als Prädikat des wahrgenommenen Subjekts Zahn verstanden werden. Erst durch lange eingeübte Assoziation können solche Worte sich zu deckenden Bezeichnungen des Zahns auch ohne Hilfe der Wahrnehmung entwickeln. Ich spreche auf Grund dieser einzelnen Beispiele eine stets von neuem sich aufdrängende sprachgeschichtliche Tatsache aus: alle sprachlichen Bezeichnungen der dinglichen Vorstellungen müssen ursprünglich als Prädikate von der gegenwärtigen Wahrnehmung dieser Dinge gebraucht gewesen sein und sind erst durch die Einübung der Assoziation feste deckende Benennungen der Dinge geworden.

Beim Heischesatze erwähnte ich schon den prädikativen Gebrauch des Vokativs in kosenden, neckenden und schimpfenden Zurufen oder Anreden. Bekannt sind die vielen von Straßenjungen hinter den Leuten hergerufenen Worte: *Aujust, Junge mit de ledderne Tunge, Schafskopp, Schweinehund,* hinter dem Zigeuner: *Tater* u. a.; — die tändelnde Anrede an das Kind: *Liebling, Mäuschen* u. a. Der Zuruf wird als Aussagesatz mit dem Subjekt *Du* (2. Pers.) verstanden und ist auch so gemeint. Vollständiger lauten daher solche Zurufe: *Schafskopf du* u. a. Der in dieser Funktion gebrauchte Vokativ ist somit einem affektvollen Satze: *du bist ein Schafskopf* gleich. Man dürfte daher sagen: Schafskopf tritt in die 2. Pers. Sing. Präs. Akk.; und man sieht, wie unsicher die Grenzen zwischen Substantiv und Verb auf der Primitivstufe des Wortsatzes sind.

Natürlich fügen auch diese Sätze sich dem maßgebenden Schema der logischen Urteile und nehmen in der ruhigen und gebildeten Rede die Formen des vollen Satzes an: *du bist ein Lümmel*, *da ist* oder *steht eine Enziane* usw. Bei dieser sogenannten Normalgestaltung der Aussage wird es durchsichtig, daß die sprachlich bezeichnete Vorstellung das logische Prädikat des Satzes ist, während das nicht bezeichnete logische Subjekt aus der Situation ergänzt wird. Die eben behandelten Wortsätze der Aussage bestehen also sprachlich nur aus dem logischen Prädikate.

Die bisher behandelten Prädikate waren adjektivisch oder substantivisch, sie sagten daher eine Qualitäts- oder eine Artbezeichnung von dem in der Anschauung gegebenen Subjekt aus. Doch Aussagesätze sind in unendlich vielen Fällen Sätze, in denen das Prädikat eine Tätigkeit, ein Leiden oder einen Zustand bezeichnet. Sind auch solche Tätigkeits- und Zustandssätze durch ein einzelnes Wort zu ersetzen?

Wir sehen im Walde ein Reh eilig dahin springen, — wir rufen überrascht: *ein Reh!* Der Wortsatz ist nicht als Bezeichnung der Tätigkeit des Laufens oder Springens gemeint, noch so verstanden, sondern als Ausdruck unserer Überraschung vom Dasein des Tieres; es steht also gleich dem oben besprochenen Satze 'eine Enziane'. Wollen wir die Tätigkeit des Tieres bezeichnen, so bedürfen wir eines vollen Satzes: z. B. 'wie es springt'; — oder eines Ausdrucks wie 'diese Sprünge, solche Sprünge, welcher Sprung' u. a., d. h. das Tätigkeitssubstantiv bedarf einer attributiven Bestimmung, die den Satzton trägt und logisch die Prädikativfunktion vertritt, während das Substantiv dem logischen Subjekt gleich steht. Also dieser Fall ist dem reinen Wortsatze nicht gleich, er ist nur ein Fall der verblosen zweigliedrigen Sätze.

Bei einem Volksauflauf aber können wir rufen: *ein Schuß*, wenn ein solcher fällt, *ein Stein* oder *Steinwurf*, *ein Schlag*, *ein Stich*; beim Gewitter *ein Blitz*, *ein Donner* u. a. Diese Ausrufe dienen dazu, andre auf den Eintritt, oder genauer das Eingetretensein der genannten Vorgänge aufmerksam zu machen. — Hören wir ein auffallendes Geräusch, das wir vielleicht nicht zu deuten vermögen, so bilden wir dasselbe nach, so das Pfeifen einer Granate *S-s-s-t*, der Gewehrkugeln *ft* und so auch oft in der Erzälung derer, die ein Gefecht mit erlebt haben. Dem Kinde gegenüber bildet der Erwachsene und dann auch das Kind selbst das Bellen eines Hundes und anderer Tiere oder

tönender Dinge nach zunächst unter dem Eindruck des wahrgenommenen Tones, dann auch aus der Erinnerung, so: *wau-wau*, *tauf-tauf*; *miau, mäh* (Lamm), *mä-ä* (Ziege), *muh* oder *buh* (Kuh), *kikeriki*, *tuck-tuck* oder *putt-putt*; *tick-tack*; bei einem dumpfen Fall *bums*, bei einem Stoß *buff*, dem Zerbrechen einer Glasscheibe *klirr* u. a. Mögen wir zunächst durch diese schallnachahmenden Laute einen andern auf den Ton oder das Geräusch aufmerksam machen, so werden diese Laute doch wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Originalgeräusch als Merkmale, d. h. Prädikate des Vorganges, bei dem das Geräusch auftritt, gefaßt oder auch als Merkmale des Gegenstandes, der das Geräusch hervorbringt oder verursacht. Die Lautnachahmung assoziiert sich daher mit dem Bellen, dem Miauen der Katze, dem Ticken der Uhr, dem Fallen (*hinbumsen*), dem Brüllen der Kuh (*muen*), dem *Klirren* des Glases usw., — aber ebenso mit der Gegenstandsvorstellung Hund, Katze, Huhn, Uhr usw. Und ist die Assoziation durch häufige Wiederholung geläufig geworden, so kann das tonnachahmende Lautgebilde sowohl die Wandlung als den Gegenstand reproduzieren. — Es ist dann also verständlicher Name für beides geworden, wie die Verbalbildungen *miauen*, *hinbumsen*, *buffen*, *muen*, *klirren* zeigen und die bekannten Kindersubstantive *wau-wau* (Hund), *Tuckhuhn*, *Muhkuh*, *die Ticktack* usw. Der allermodernste und nicht auf die Kindersprache beschränkte Vorgang dieser Art ist *töf-töf*. Diese Schallnachahmung ruft sowohl die tönende Bewegung des Automobils, wie dies Fahrzeug selbst als Gegenstand ins Bewußtsein; man sagt: *da ging es töf-töf* und *da fährt ein Töf-töf*. Ja auch das Verbum *töffen* ist schon im Gebrauch. Auch diese Benennungsweise schließt sich ursprünglich an die gegenwärtig wahrgenommene Situation und ist ursprünglich Prädikat eines mit Schallvorstellungen verknüpften Wahrnehmungsbildes gewesen.

Der Ausruf *Feuer* als Warnruf, *Sieg* als Freudenruf ist eigentlich nicht Mitteilung einer Tätigkeit, sondern die Mitteilung, daß Feuer vom Rufenden wahrgenommen ist, und zwar in einer Weise und an einer Stelle, an der das Vorhandensein von Feuer etwas Außergewöhnliches, daher Mitteilenswertes ist, also nicht etwa im Ofen oder auf dem Herde[1]). Aber aus der Mitteilung

1) So kann also die bloße Tatsache der Mitteilung dem Subjekt derselben ein Merkmal verleihen, nämlich das Merkmal des vom Normalen und alltäglichen Abweichenden (d. i. die sog. Prägnanz der Bedeutung).

vom Vorhandensein eines solchen Feuers wird der Tätigkeitszustand 'es brennt' erschlossen und ist auch vom Rufenden tatsächlich gemeint. Dieser Zuruf unterscheidet sich wesentlich von dem Rufe *eine Enziane*, der auf ein dem Sprechenden wie Hörenden gemeinsames Wahrnehmungsbild bezogen wird. Beim Feuerruf dagegen ist das Wahrnehmungsbild im allgemeinen dem Hörenden nicht sichtbar, ja auch dem Rufenden nicht, wenn er durch die Straßen eilt. Der Hörer erschließt aus dem Affektton oder jetzt meist aus der konventionellen Bedeutung des Rufes selbst, daß der Rufende ein Schadenfeuer gesehen hat. Der Ruf repräsentiert die einfachste Form der erzählenden Sätze.

Ebenso würde der Ruf *Regen*, *Sonnenschein*, *Donner, Blitz* als ein Zustands-Prädikat von der dem Redenden gegenwärtigen Wahrnehmungssituation verstanden werden können, auch wenn der Hörende den betreffenden Wetterzustand nicht selbst wahrnimmt. Doch solche Rufe sind tatsächlich nicht eben üblich. Von Wettererscheinungen sind Verbalsätze im Gebrauch z. B. *es regnet*, *es donnert*, *blitzt*, *schneit*, *friert*, oder *es ist Regen*, *Schnee*, *es ist schwül*, *kalt* u. a. Bekanntlich haben die Logiker in dem allgemeinen Subjekt *es* einen Subjektsinhalt nicht gefunden und dann gemeint, von subjektlosen logischen Urteilen sprechen zu sollen. Gewiß ist *es* an sich inhaltlos wie jede Hinweisung, aber jede Hinweisung veranlaßt den Hörenden sich aus der Situation (entweder der der Wahrnehmung oder der Erinnerung) den betreffenden Inhalt zu ergänzen und zwar nach Maßgabe des im Prädikat liegenden Vorstellungsinhaltes. Dies *es* weist nun zwar nicht mehr das Auge mit dem Finger auf ein Wahrnehmungsbild, dazu dient jetzt *das*, *dies*, *jenes*, wohl aber deutet es auf die dem inneren Bewußtsein gegenwärtige Situationsvorstellung hin, etwa im Sinne: die uns umgebenden und uns bewußten Verhältnisse sind Regen usw. Genau wie beim imperativischen Wortsatze muß auch in diesem Satze aus der Gesamtsumme der umgebenden bewußten Verhältnisse ein Ausschnitt ausgesondert werden, und zwar der Teil, der als Subjekt zu *Regen*, *Schnee*, *Donner* gedacht werden kann, d. h. die umgebenden gegenwärtigen Wetterverhältnisse. Ich weise auf die hier zu Tage tretende sprachgeschichtlich höchst bedeutungsvolle Tatsache hin, daß das logische Subjekt durch das nachfolgende logische Prädikat determiniert, d. h. in seinem Umfange verengert wird.

Die gleiche Erscheinung liegt bei Zeitbestimmungen vor: *es ist 3 Uhr*, *es ist Montag*, *es ist das Jahr 1901.* Bei der Gegenwart wird die Zeitangabe auf das im Augenblick des Sprechens gegenwärtige Situationsbewußtsein bezogen. Von der Vergangenheit müßte es z. B. heißen: *es war 3 Uhr*, *als er ankam*; durch den temporalen Nebensatz wird das Situationsbewußtsein bestimmt, aus dem heraus jene Zielbestimmung gemeint ist. — Die Sache ist so einfach, daß es schwer zu verstehen ist, wie sie so schlimmen Mißverständnissen hat ausgesetzt sein können. Gleichgiltig hierbei ist die Frage, ob die Griechen und Römer bei ὕει *pluit*, *tonat* Zeus oder Juppiter als Subjekt gedacht haben, — die modernen Sprachen fassen diese Sätze ohne Zweifel impersonell. Hat das Verb *es regnet* ein Objekt wie *Steine*, *Blut*, *Bindfaden*, *Spitzbuben* bei sich, so wird es transitiv empfunden = *das Wetter regnet Steine* (*bringt einen Steinregen*).

Doch wir kehren zu der Frage zurück, wie Tätigkeit oder Zustand durch Wortsätze ausgedrückt werden kann. — Ein schreckensvoller Ruf an der Meeresküste: *die See*, *der Damm*, *der Deich* würde in dem Sinne: "die See kommt in schreckenerregender Weise, mit dem Deich geschieht etwas Schreckhaftes" (er bricht oder ist gebrochen) verstanden werden. — Also auch hier wäre Tätigkeit durch einen einfachen Wortsatz des Ausrufs Hörenden zum Verständnis gebracht, aber sprachlich ausgedrückt wäre die Tätigkeit nicht. Doch hier liegt die Sache wieder anders als beim Feuerruf: während dieser nur den Gattungsbegriff Feuer zur Vorstellung bringt, ist für den Bewohner eines bestimmten Küstenortes *die See*, *der Deich* etwas ganz bestimmt Individuelles, auch ohne daß er diese Gegenstände im Augenblick wahrnimmt. Individuell sind dem Menschen nicht bloß die Bezeichnungen für gegenwärtige Wahrnehmungsbilder, sondern ebenso Bezeichnungen für Dinge und Personen, welche überhaupt als einzige Exemplare ihrer Art verstanden sind, wie *Gott*, *Christus*, *Welt Erde*, *Sonne*, *Mond*, oder doch vom Sprechenden und Hörenden nur in einem Exemplare vorgestellt werden. Individualbezeichnungen der zweiten Art sind für die Gesamtheit eines weit ausgedehnten Volkes nur spärlich vorhanden wie die genannten, wozu noch etwaige Götternamen kommen, ferner Worte wie *der König*, *das Vaterland*, *die Regierung* und gewisse, besonders örtliche, Eigennamen. Für die Glieder einer kleinen geschlossenen Verkehrsgemeinschaft

dagegen gibt es zahlreiche Individualbezeichnungen, so in einer einzelnen Dorfschaft *der Schulze*, *der Pastor*, *der Kantor*, *die Kirche*, *der Kirchhof*, *der Teich*, *der Bach*, *das Holz* u. a.

Und dazu kommen im engsten Verkehrskreise der Familie nach zahlreiche andere wie *der Vater*, *Mutter*, *das Kind*, *Hund*, *Katze*, *Knecht*, *Scheune*. *Herd*, *Kessel* usw., ferner die Personennamen der einzelnen Familienangehörigen.

Solche Individualworte engerer Kreise dienen nun auch heute innerhalb dieser Kreise zur Bildung von Tätigkeits-Wortsätzen. Von einem Familiengliede im Schreck oder in Angst gerufen: *die Mutter* bedeutet für die übrigen Angehörigen: mit unserer Mutter ist etwas Schlimmes geschehen; — allerdings weiß nur der Sprechende, was geschehen ist. Der Freudenschrei: *der Vater* begrüßt den Heimkehrenden; der klagende Ruf: *der Junge*, *das Mädchen* spricht den Gram über ein Vorkommnis oder einen Zustand des Sohnes oder der Tochter aus. Und zwar wird der betreffende Zustand als gegenwärtig dauernd oder gegenwärtig vollendet gedacht, diese Wortsätze stehn also im Präsens oder Perfektum.

Wie schon angedeutet, sind diese Rufe auch für den nicht zur Familie Gehörigen verständlich; er schließt aus ihnen, daß der Sprechende das seiner Familie angehörige Glied meint. Dadurch wird auch für den Hörenden der Ausdruck individuell, auch wenn er die bezeichnete Person gar nicht kennt. Die feinere, höhere Gesellschaft vermeidet mit zarter Rücksicht auf die persönliche Beziehung des Angeredeten diese naive Bezeichnung *der Vater*, *die Mutter*, *Bruder* usw. von den eigenen Angehörigen und setzt das individualiserende Attribut *mein* hinzu.

Aber wie können diese individuellen Ausrufe im Sinne einer Tätigkeit oder eines Leidens verstanden werden? Die ausgesprochene Personen- oder Gegenstands-Bezeichnung sagt nichts von einer Tätigkeit aus, sie gibt nur ein Subjekt derselben an. Und dieses Subjekt ist in den allermeisten Fällen nicht einmal wahrnehmbar.

Das Prädikat ist das nicht ausgesprochene und auch nicht anschaulich gegenwärtige Vorkommnis; — dies Prädikat kann also nur aus dem Charakter des Gefühlstons erschlossen werden und zwar nur in den weitesten Grenzen, die durch die Affekte der Freude und des Schmerzes in ihren verschiedenen Ab-

stufungen bestimmt sind. Gefühlstöne des Affekts kommen aber nur bei gegenwärtigen starken Gefühlsvorgängen zum Ausbruch, daher muß der angedeutete Leidens- oder Freudevorgang als gegenwärtig, d. h. präsentisch oder perfektisch vorgestellt werden.

So haben sich uns verschiedene Arten von Wortsätzen ergeben, die alle ein charakteristisches Merkmal gemeinsam haben, nämlich eine Situation, in der entweder das Objekt, das Subjekt oder das Gefühls-Prädikat gegenwärtig ist. Zusammenfassend dürfen wir sie daher bezeichnen als Sätze auf Grund der gegenwärtigen Wahrnehmungs-, Bewußtseins- oder Gefühls-Situation.

Zu unterscheiden sind folgende Arten:

I. Aussage-Wortsätze:

1. Aussage-Wortsätze von einem gegenwärtigen Wahrnehmungsbilde, z. B. *eine Enziane!* Das ausgesprochene Wort muß das Satzprädikat (logisches Prädikat) sein.

Bemerkung 1: Ist die Bezeichnung eines wahrgenommenen Gegenstandes so häufig von diesem gebraucht, daß sie nicht mehr als charakteristische Benennung desselben empfunden wird, so rückt sie so nahe psychisch an die Wahrnehmung, daß sie nur als Mittel empfunden wird, diese selbst in das Bewußtsein zu rücken. Die ursprünglich prädikative Benennung wird Ausdruck eines in der Anschauung Existierenden = *da ist eine Enziane*, d. h. Subjekt und zwar Existenzial-Subjekt.

Bem. 2. Ähnlich ist der Vorgang bei den schallnachahmenden Äußerungen: sie werden zunächst als Angaben eines charakteristischen Merkmals von einem Vorgange oder Gegenstande verstanden und daher als prädikative Benennungen desselben empfunden. Durch häufige Assoziation können sie den Vorgang oder Gegenstand auch unmittelbar, d. h. abgelöst von dem Wahrnehmungsbilde in verständlicher Weise bezeichnen und aus der prädikativen Funktion in die des Subjekts oder Objekts übertreten (vgl. *töf-töf*).

2. Dagegen ist in Aussage-Wortsätzen das ausgesprochene Wort Subjekt des Satzes (logisches Subjekt, d. h. handelndes oder leidendes Subjekt), wenn es im Affekttone des Schmerzes oder der Freude von einer Individualvorstellung gebraucht wird, die weder dem Sprechenden noch dem Hörenden wahrnehmbar zu sein braucht (z. B. *der Deich! die Mutter!*)

II. Imperativische Wortsätze:

In imperativischen Wortsätzen ist das gesprochene Wort 1. Objekt der Willenstätigkeit des Sprechenden (z. B. *meine Stiefel!*); — 2. Handelndes Subjekt einer geforderten Tätigkeit (z. B. *Karl!*) — 3. Determination der geforderten Bewegung oder Tätigkeit (bes. räumliche Determination, doch auch zeitliche und modale, z. B. *flink, besser!*).

So ergeben sich als die elementarsten, dem Wortsatze eigentümlichen Beziehungsverhältnisse: die Beziehung eines Wortes

1. als Subjekt, a) handelndes, b) leidendes, c) Existenzialsubjekt;
2. als Prädikat;
3. als Objekt;
4. als adverbiale Determination (des Ortes, der Zeit, der Art und Weise).

Als vorflexivische indogermanische Form des geforderten Objekts ergab sich

1. der bloße präsentische Verbalstamm (sogenannter Imperativ);
2. der bloße Nominalstamm (sogenannter Vokativ);
3. als unflexivisch anzusehn ist auch der onomatopoetische und subjektionale Ausruf (*töf-töf! st!*), — eine flexionslose Bildungsweise, die auch in den jungen indogermanischen Sprachen lebendig geblieben ist.

Das Prädikat kann niemals ohne einen Ausdruck der Lautorgane bleiben; als Ausdrucksformen desselben fanden sich:

1. der Gefühls- oder Affektton (Melodie, musikalische Betonung, Tempo und Intensität der Exspiration),
   a) der Freude und des Schmerzes (z. B. *der Geist! die Mutter!*),
   b) des Willens (Imperativ- und Vokativ-Betonung),
2. der interjektionale Affektlaut,
   a) die echte (primäre) Interjektion wie *ach, ei!*
   b) die unechte (sekundäre) Interjektion wie *alle Wetter! Gott! pfui Teufel!*
3. schallnachahmende Laute (onomatopoetische) wie *ticktack, töf-töf*;

4. bestimmte Sprachworte:
   a) Gegenstandsworte (Substantiva) auch in flexionsloser Form (Vokativ),
   b) attributive Worte (Adjektiv),
   c) andeutungsweise durch lokale, temporale oder modale Determination (*herein*, *schnell*, *besser!*), d. h. Adverbien.
   d) Tätigkeits- oder Zustandsworte
      α. Adjektiva (*ruhig! still!*),
      β. Verba (Infinitiv und flexionsloser Imperativ).

Als Mittel die Subjektsvorstellung zu erregen fanden sich:

1. die in der Wahrnehmung gegenwärtige Situation (z. B. Wahrnehmung der Stickerei beim Rufe: *herrlich!*),
   a) mit besonderer Hinweisung (Demonstration)
      α. durch Geberden (Auge, Kopf, Hand),
      β. durch ein hinzeigendes Wort (Demonstrativum);

Bemerkung: *es* dient als Hinweis auf Vorstellungen, die im Bewußtsein des Sprechenden und Hörenden im Vordergrunde stehen.

   b) ohne besondere Hinweisung.

2. eine Wortbezeichnung und zwar
   a) individuelles Gegenstandswort (Substantiv)
      α. individualisiert durch eine gegenwärtige Wahrnehmung (z. B. *Enziane!*),
      β. individualisiert durch die Singularität der Vorstellung
      αα. als solcher (*Gott*, *Himmel*),
      ββ. im gemeinsamen Bewußtsein einer Verkehrsgruppe (*Mutter*, *Vater*);
   b) die schallnachahmenden Benennungen in sekundärer Verwendung (*wau-wau* vom Hunde, *töf-töf* vom Automobil als Substantiva).

Somit hat sich ein ziemlich reich gegliederter Gebrauch der einfachen Wortsätze gezeigt, bei denen alle solche Sätze ausgeschlossen sind, in denen ein oder mehrere bestimmte Sprachworte aus dem Zusammenhange ergänzt werden müssen oder können, wie in Antworten: z. B. A. *was hast du getan?* B. *nichts*,

wobei zu ergänzen ist: *habe ich getan.* Die Ausführungen zeigen, daß der Wortsatz den einfachsten Bedürfnissen des sprachlichen mündlichen Verkehrs genügt, und sie beweisen, daß Wundts Anschauung, die Sprachworte müßten sich aus zweigliedrigen Satzganzen erst im Laufe der Sprachentwicklung ausgelöst haben, in keiner Weise aus der Tatsache der Priorität des Satzes vor dem Worte folgt. Vielmehr spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die einfachsten Lautgruppen wie Wurzel oder Stamm die ersten Sprachgebilde sind, die jedoch in der geschilderten Weise ursprünglich nur in Satzfunktion gebraucht werden. Die Weiterentwicklung dieser einwortigen Primitivsätze bildet eine interessante und bis zu einem gewissen Grade lösbare Frage für sich.

Ich schließe hiermit. Die weitere Frage würde sein, welche Veränderungen im Satzbau werden notwendig, wenn die Aussage von dem Boden der gegenwärtigen Situation, für die noch im Wesentlichen die Zeichensprache ausreicht, auf den Boden der zeitlichen und örtlichen Ferne gerückt wird, besonders in der Erzählung und der Beschreibung des Fernliegenden und Nie-Wahrgenommenen?

Greifswald. Philipp Wegener †.

Das gotische *-ada*-Passivum.

1. Zum Ausdruck des passivischen Genus verbi hatte die gotische Sprache vier verschiedene Mittel. 1) Das *-ada*-Passivum, wie *nimada* 'wird genommen' (weshalb ich den eingebürgerten Namen 'Mediopassiv' vermeide, wird sich nachher zeigen). 2) Die von Haus aus intransitiven Verba auf *-nan* (Präteritum auf *-nōda*), wie *us-gutnan* 'verschüttet werden'. 3) Umschreibungen mit *wisan* und *waírþan*, wie *insandiþs im* ἀπεστάλην, *gaaiwiskōþs waírþa* αἰσχυνθήσομαι. Seltner als diese Ausdrucksmittel, die ungefähr gleichhäufig sind, ist 4) der Gebrauch des Reflexivums, wie *ga-sleiþjan sik* ζημιωθῆναι. Die drei letztgenannten Bildungsklassen erscheinen in allen denjenigen Gebieten des Verbums, die auch durch Aktivformen vertreten sind, das *-ada*-Passivum dagegen nur im Präsensgebiet und hier auch nur im Bereich des Verbum finitum.

Die Belegstellen für die drei ersten Klassen sind gesammelt und dabei nach Tempus, Modus, Numerus und Person übersichtlich geordnet bei A. Skladny Über das gotische Passiv, Gymn.-Programm Neisse 1873, S. 3 ff.

Näher beschäftigen soll uns hier die *-ada*-Bildung. Ich versuche zu zeigen, daß ihre landläufige sprachgeschichtliche Beurteilung auf schwachen Füßen steht und wahrscheinlich einer andern Auffassung zu weichen hat.

2. Allgemein ist nämlich seit Jak. Grimm und Bopp angenommen worden, das *-ada*-Passivum stelle die germanische Fortsetzung des durch ai. *bhárate* griech. φέρεται vertretenen uridg. Mediums so dar, daß seine Endungen aus denen des uridg. Mediums irgendwie lautgesetzlich entstanden seien, nur habe dieses germanische Formsystem zu Wulfila's Zeit keine Medialbedeutung mehr gehabt.

Die ältern Sprachforscher glaubten allerdings bei Wulfila an ein paar Stellen der *-ada*-Form noch einen nicht-passivischen, sondern entweder medialen oder aktivischen Sinn zuschreiben zu müssen. Nachdem die betreffenden Stellen aber mittlerweile eine andere Deutung erfahren haben — sie werden uns unten noch genauer zu beschäftigen haben —, geht jetzt die gemeine Ansicht dahin, daß alle *-ada*-Formen an allen Stellen ihres Vorkommens streng und echt passivisch gemeint seien.

Indessen sollen hiervon, nach einer neuerdings geäußerten Ansicht, immer noch wieder drei Stellen in einer ganz eigentümlichen Weise eine Ausnahme machen. Hierauf muß jetzt zunächst eingegangen werden.

Während vielfach im gotischen Text anstelle griechischer Medialformen in einer dem Geist der gotischen Sprache durchaus angemessenen Weise Aktivformen gesetzt sind (s. v. d. Gabelentz-Loebe Gramm. S. 142), soll nach W. Braune Literaturbl. 1908 Sp. 327, dem sich kürzlich Streitberg angeschlossen hat (Got. Elementarb.[3] 1910 S. 138), Wulfila in drei Fällen, veranlaßt durch die griechische Medialform, „fehlerhaft" („irrtümlich", sagt Streitberg) die gotische Passivform in aktivischem Sinn gesetzt haben: *ufkunnanda* γνώσονται Joh. 13, 35, *waurkjada* κατεργάζεται 2. Kor. 4, 17 (B), *ustiuhada* κατεργάζεται 2. Kor. 7, 10 (A u. B).[1])

1) Ähnlich vor Braune schon Jellinek Beitr. z. Erklärung der german. Flexion, Berlin 1891, S. 100 f.

Daß Wulfila's Übersetzungsarbeit kein glattes und namentlich in syntaktischer Hinsicht kein allenthalben echt gotischen Geist atmendes Gotisch darbietet, ist längst angenommen, und ich bestreite es ganz und gar nicht. In dem in Rede stehenden Punkt aber kann ich nicht mitgehn. Obwohl Wulfila jene griechischen Media sonst immer richtig als das, was sie damals waren, verstanden und richtig mit aktivischen Formen wiedergegeben hat (z. B. γνώcομαι Joh. 8, 28. 32; 14, 20; 1. Kor. 13, 12), soll er hier ausnahmsweise dieselben griechischen Formationen mißverstanden und zur Wiedergabe gotische Passiva, d. h. Formen, die nach seinem natürlichen Sprachgefühl nur passivische Bedeutung haben konnten, gewählt und dadurch den Sinn des Originals entstellt haben! Gegen eine solche Auffassung dieser Stellen[1]) haben sich schon Bopp Vergl. Gramm. 2³, S. 256 und v. d. Gabelentz-Loebe a. a. O. S. 141 ausgesprochen.

Die erste Stelle ist *bi þamma ufkunnanda allai, þei meinai siponjos sijuþ* ἐν τούτῳ γνώcονται πάντες ὅτι ἐμοὶ μαθηταί ἐcτε. Bernhardt Krit. Untersuch. üb. die goth. Bibelübers. 2, 23 und in der Anm. z. d. St. nimmt mit Massmann an (worin ihm Streitberg in seiner Ausgabe noch gefolgt ist), das erste *a* von *allai* sei aus Versehen zweimal geschrieben; so sei *ufkunnand allai* zu lesen. Hiergegen läßt sich nichts einwenden. Denn es wird gestützt durch das augenscheinlich gleichartige Versehen in 2. Kor. 7, 11, wo in A *saiƕa auk* statt des einzig haltbaren *saiƕ auk* (so in B), ἰδοὺ γάρ, gelesen wird. Ob der, der *afkunnanda* schrieb, an eine passivische Konstruktion 'ihr werdet alle erkannt' gedacht hat, mag dahingestellt bleiben.

An der drittgenannten Stelle, 2. Kor. 7, 10, haben A und B *ustiuhada: unte so* (*so* fehlt in A) *bi guþ saurga idreiga du ganistai gatulgidai* (A *gatulgida*, auf *idreiga* bezogen) *ustiuhada; iþ þis fairƕaus saurga dauþu gasmiþoþ* ἡ γὰρ κατὰ θεὸν λύπη μετάνοιαν εἰc cωτηρίαν ἀμεταμέλητον κατεργάζεται, ἡ δὲ τοῦ κόcμου λύπη θάνατον κατεργάζεται. Das Medium κατεργάζεcθαι

---

1) Etwas anderes ist es, wenn Wulfila in Luk. 16, 16 καὶ πᾶc εἰc αὐτὴν βιάζεται die medial gemeinte Medialform irrtümlich als Passiv angesehen hat (wie βιάζεται ja wirklich Passiv ist in Matth. 11, 12 ἡ βαcιλεία τῶν οὐρανῶν βιάζεται und demgemäß im gotischen Text richtig *þiudangardi himine anamahtjada* erscheint): *jah ƕazuh in izai nauþjada.* Hierbei konnte er, trotz des Mißverständnisses, wenigstens mit seinem Sprachgefühl gegenüber der gotischen Form nicht in Konflikt geraten.

kehrt sogleich in V. 11 nochmals wieder: ἰδοὺ γὰρ αὐτὸ τοῦτο τὸ κατὰ θεὸν λυπηθῆναι ὑμᾶς πόσην κατειργάσατο ὑμῖν σπουδήν, was übersetzt ist mit *sailv auk silbo þata bi guþ saurgan izwis, hvelauda gatawida izwis usdaudein.* Wenn der Übersetzer bei μετάνοιαν κατεργάζεται mit seiner Auffassung dieser Medialform abirrte, warum nicht ebenso bei θάνατον κατεργάζεται und bei κατειργάσατο σπουδήν? Oder, wenn er die beiden letzten Verba richtig als nichtpassivische Medialformen erfaßte, mußte er da nicht sofort seinen beim ersten κατεργάζεται begangenen Fehler bemerken und berichtigen? Es ist alles in Ordnung, wenn wir nur anerkennen, daß Wulfila an der ersten Stelle den griechischen Ausdruck mit dem transitiven Medium bei der Übertragung passivisch gewendet hat: 'die Traurigkeit wird zur Reue gemacht (vollendet)'. Dem gegen diesen Sinn von Jellinek Beitr. z. Erklärung der german. Flexion S. 100 geltend gemachten Bedenken vermag ich kein Gewicht beizumessen. Das Verbum *ustiuhan* aktivisch mit doppeltem Akkusativ findet sich Eph. 5, 27: *ei ustauhi silba sis wulþaga aikklesjon* ἵνα παραστήσῃ αὐτὸς ἑαυτῷ ἔνδοξον τὴν ἐκκλησίαν, daher ist bei passivischer Wendung der doppelte Nominativ ganz in Ordnung. Daß Wulfila nicht selten ohne Not — aber doch, wie wir später sehen werden, nicht ohne Grund — ein griechisches transitives Verbum im Gotischen passivisch wiedergegeben hat, ist längst bekannt (v. d. Gabelentz-Loebe Gramm. S. 140 f.). Übrigens bleibt nach dem, was unten wird dargelegt werden, auch zu erwägen, ob der Übersetzer nicht *ustiuhada* als impersonales Passiv und dabei *saurga*, wie es in A erscheint (ohne *so* davor), und *idreiga* als doppelten Akkusativ, abhängig von diesem Impersonale, gemeint hat (s. § 4).

Die noch übrige von den drei Stellen, 2. Kor. 4, 17, lautet in der handschriftlichen Überlieferung (nur in B) *unte þata andwairþo hveilahvairb jah leiht*[1]) *aglons unsaraizos bi ufarassau aiweinis wulþaus kaurein waurkjada unsis,* τὸ γὰρ παραυτίκα ἐλαφρὸν τῆς θλίψεως ἡμῶν καθ' ὑπερβολὴν αἰώνιον βάρος δόξης κατεργάζεται ἡμῖν. Hier erhebt sich die Frage: ist *kaurein* als Nominativ für zu erwartendes **kaurei* anzuerkennen, so daß wir es mit doppeltem Nominativ bei passivischer Konstruktion zu tun haben ('die gegenwärtige vergängliche und leichte Last unserer Drangsal wird uns zu einem schweren Gewicht überschwenglicher ewiger Glorie gemacht'), oder ist *waurkjada* als

[1]) So J. Grimm für *hveiht*.

passivisches Impersonale gedacht und von diesem Passiv, wie sonst vom Aktiv, doppelter Akkusativ abhängig gemacht? Meines Ermessens ist beides in gleicher Weise zulässig.

Betrachten wir zunächst die erste Möglichkeit. An vier Stellen hat man bei den *-ein*-Stämmen, wie *managein-*, eine Nominativform auf *-ein* statt der gewöhnlichen auf *-ei* angenommen: außer an unserer Stelle noch *liuhadein* 2. Kor. 4, 4, *wiljahalþein* Kol. 3, 25, *gagudein* 1. Tim. 4, 8. (S. Bernhardt zu Kol. 3, 25, Streitberg Got. Elementarb.[3] S. 112 Anm. 2.) Am sichersten steht diese Nominativform an der letztgenannten Stelle: *aþþan leikeina usþroþeins du fawamma ist bruks, iþ gagudein* (B, *gagudei* A) *du allamma ist bruks, gahaita habandei libainais þizos nu jah þizos anawairþons* ἡ γὰρ σωματικὴ γυμνασία πρὸς ὀλίγον ἐστὶν ὠφέλιμος· ἡ δὲ εὐσέβεια πρὸς πάντα ὠφέλιμός ἐστιν, ἐπαγγελίας ἔχουσα ζωῆς τῆς νῦν καὶ τῆς μελλούσης (vgl. 1. Tim. 6, 6 *aþþan ist gawaurki mikil gagudei* [A und B] *miþ ganauhin* ἔστιν δὲ πορισμὸς μέγας ἡ εὐσέβεια μετὰ αὐταρκείας). Wegen *habandei* kann die Lesart *gagudein* nur als Nominativ gemeint sein. So ist denn auch für die zwei andern Stellen, wo es sich ebenfalls um B handelt, die Auffassung der Form auf *-ein* als Nominativ die wahrscheinlichere. Was nämlich zunächst 2. Kor. 4, 4 betrifft, *ei ni liuhtjai im liuhadein* (*-eins* A) *aiwaggeljons wulþaus Xristaus* εἰς τὸ μὴ αὐγάσαι αὐτοῖς τὸν φωτισμὸν τοῦ εὐαγγελίου τῆς δόξης τοῦ Χριστοῦ, so könnte *liuhadein* zur Not entweder als substantiviertes Neutrum des Adjektivs *liuhadeins* 'φωτεινός' (Matth. 6, 22) betrachtet werden (vgl. das substantivische Neutr. *leiht* als Abstraktum in *leihtis brukjan* τῇ ἐλαφρίᾳ χρήσασθαι 2. Kor. 1, 17, ferner *hweilahwairb jah leiht* 'momentaneum et leve' an der oben genannten Stelle 2. Kor. 4, 17, *ubil* 'Übel' u. dgl.) und dann wieder entweder als Subjektnominativ oder als Akkusativ des inneren Objekts (vgl. *haifstei þo godon haifst galaubeinais* ἀγωνίζου τὸν καλὸν ἀγῶνα τῆς πίστεως 1. Tim. 6, 12), oder aber *liuhadein* war Akkusativ zu Stamm *liuhadein-* oder zu Stamm *liuhadeini-* und zwar Akkusativ des inneren Objekts[1]). In der Stelle Kol. 3, 25 aber, wo in B (A fehlt) überliefert ist *sa auk skaþaila andnimiþ þatei skoþ, jah nist wiljahalþein at*

1) Die Lesart in A *liuhadeins* ist entweder der Gen. Sing. (im negativen Satz) zu **liuhadei* 'Helle, Helligkeit' (so v. d. Gabelentz-Loebe, Bernhardt) oder der Nom. Sing. des Verbalabstraktums *liuhadeini-* 'Erhellung, Erleuchtung' (so Streitberg).

guda ὁ δὲ ἀδικῶν κομίσεται ὃ ἠδίκησεν, καὶ οὐκ ἔστιν προσωποληψία παρὰ τῷ θεῷ, könnte nur wieder das Neutrum eines mit dem Sekundärformans -*eina*- gebildeten Adjektivs *wiljahalþeina*- als Abstraktum (neben *wiljahalþei*, Eph. 6, 9, 1. Tim. 5, 21) in Frage kommen. Wie die hiernach jedenfalls anzuerkennende Nominativform auf -*ein* statt -*ei* zu erklären ist, ist nicht ganz klar. Die Annahme, daß -*n* aus den andern Kasus eingeschleppt sei (so z. B. Bethge bei Dieter S. 580), ist nicht ausreichend begründet, weil man dann doch wohl auch z. B. *fullōn* für *fullō*[1]) oder dgl. zu erwarten hätte. Ich vermute, daß als Abstraktum dienende Neutra von -*eina*-Adjektiva, bei welchen Nominativ- und Akkusativform eins waren (wie *lauhadein* Adj. φωτεινόν neben *liuhadei* φωτισμός), störenden Einfluß auf die Deklination des Femininums ausgeübt haben.

Als zweite Möglichkeit, dem *kaurein* in 2. Kor. 4, 17 eine haltbare Deutung zu schaffen, ergab sich uns die, daß man *waurkjada* als passivisches Impersonale und dann *kaurein* als davon abhängigen regelrecht geformten Akkusativ ansieht.

Hier sind wir abermals, wie bei 2. Kor. 7, 10, vor die Frage des Gebrauchs der 3. Sing. des -*ada*-Passivs als Impersonale gestellt. Auf diese ist nunmehr nicht nur wegen der Beurteilung der Konstruktion an den beiden Stellen des zweiten Korintherbriefs einzugehen, sondern auch wegen der Frage, wie das Gotische überhaupt zu seiner passivischen -*ada*-Bildung gekommen ist.

3. Es ist wichtig, festzustellen, worauf bisher nicht genügend geachtet worden ist, daß, wie in einer Reihe von andern idg. Sprachen, auch im Gotischen nicht nur überhaupt passivische Impersonalia, sondern auch solche mit der Kasuskonstruktion der Aktivform des Verbums auftreten.

Belege für passivisches Impersonale ohne abhängigen Kasus sind u. a.: Mark. 4, 24 *in þizaiei mitaþ mitiþ, mitada izwis jah biaukada izwis* ἐν ᾧ μέτρῳ μετρεῖτε, μετρηθήσεται ὑμῖν καὶ προστεθήσεται ὑμῖν, Luk. 6, 38 *gibaid, jah gibada izwis* δίδοτε, καὶ δοθήσεται ὑμῖν, Röm. 10, 10 *iþ munþa andhaitada du ganistai* στόματι δὲ ὁμολογεῖται εἰς σωτηρίαν, Luk. 2, 20 *swaswe rodiþ was du im* καθὼς ἐλαλήθη πρὸς αὐτούς.

---

1) *qinon* steht allerdings für *qino* geschrieben 1. Kor. 7, 16, aber als Vokativ.

Mit abhängigem Kasus kenne ich drei Stellen:

1) Matth. 9, 17 *ak giutand wein juggata in balgins niujans, jah bajoþum gabairgada* ἀλλὰ βάλλουσιν οἶνον νέον εἰς ἀσκοὺς καινούς, καὶ ἀμφότεροι συντηροῦνται. Der Dativ des Objekts ist derselbe wie beim Aktiv *bairgan* Joh. 12, 25 *in libainai aiweinon bairgiþ izai* εἰς ζωὴν αἰώνιον φυλάξει αὐτήν (vgl. Winkler German. Kasussynt. 1, 31. 34, Delbrück Synkret. 11. 191). Die Beibehaltung des Dativs in der unpersönlichen Passivkonstruktion aber ist um so sicherer echt gotisch, als eine Nötigung zur Umsetzung der subjektischen Konstruktion[1]) in die unpersönliche an dieser Stelle nicht vorhanden gewesen ist, wie sich z. B. ergibt aus Gal. 5, 15 *ibai fram izwis misso fraqimaindau* μὴ ὑπὸ ἀλλήλων ἀναλωθῆτε neben Luk. 8, 43 *soei in lekjans fraqam allamma aigina seinamma* ἥτις ἰατροῖς προσαναλώσασα ὅλον τὸν βίον αὐτῆς (v. d. Gabelentz-Loebe Gramm. S. 138, Streitberg Got. Elementarb.[3] S. 164f.)

Bestätigung gewährt, daß diese Dativkonstruktion auch beim passivischen Impersonale zu aisl. *biarga* vorkommt: Helga kv. Hiǫrv. 29 *á lande ok á vatne borget's ǫþlings flota ok siklings mǫnnom et sama* 'am Land und im Wasser (Hafen) sind geborgen des Edlings Flotte und des Fürsten Mannen in gleicher Weise', vgl. aktivisch ebenda 27 *vas sú ein vǽtr es barg ǫþlings skipom?* 'war das nur ein (weibliches) Wesen, die des Edlings Schiffe schützte?'. Ebenso auch im Ags. Sieh Schulze KZ. 42, 321 f.

2) Joh. 6, 12 *galisiþ þos aflifnandeins drauhsnos þei waihtai ni fraqistnai* συναγάγετε τὰ περισσεύσαντα κλάσματα, ἵνα μή τι ἀπόληται. Vgl. aktivisch mit Dativ Joh. 12, 25 *saei frijoþ saiwala seina, fraqisteiþ izai* ὁ φιλῶν τὴν ψυχὴν αὐτοῦ ἀπολέσει αὐτήν (und so noch öfters). Daß hier ein *-na*-Passiv, nicht ein *-ada*-Passiv so konstruiert erscheint, macht für den in Rede stehenden Gesichtspunkt nichts aus.

3) Eine Genitivkonstruktion dieser Art liegt wohl nur Kol. 2, 22 vor: *þatei ist all du riurein, þairh þatei is brukjaidau* ἅ ἐστιν πάντα εἰς φθορὰν τῇ ἀποχρήσει, 'dadurch, daß seiner gebraucht (Gebrauch gemacht) werden sollte'. Vgl. aktivisch mit Genitiv 2. Kor. 3, 12 *managaizos balþeins brukjaima* πολλῇ παρρησίᾳ χρώμεθα (und so noch öfters)[2]).

1) Dieselben griechischen Worte καὶ ἀμφότεροι συντηροῦνται erscheinen in Luk. 5, 38 durch *jah bajoþs gafastanda* wiedergegeben.

2) Auffallend ist die Tempusverschiedenheit zwischen *þatei ik frijoda attan meinana* und ὅτι ἀγαπῶ τὸν πατέρα Joh. 14, 31. Hat ur-

4. Zur Erläuterung mögen eine Anzahl Beispiele von passivischen Impersonalien und insbesondere Beispiele von Beibehaltung der aktivischen Kasusrektion aus andern idg. Sprachen folgen. Dabei benutze ich teilweise die dankenswerten Zusammenstellungen von Impersonalia bei Miklosich Denkschr. der Wiener Akad. Bd. 14 (1865) S. 230 ff. und Subjectlose Sätze² S. 58 ff.

Italisch und Keltisch. Lat. *Amatur atque egetur acriter* (Plaut. Pseud. 273); *itur; ventum est. Paretur legibus; mihi invidetur. Praeterpropter vitam vivitur* (Enn. trag. 190); *quos non est veritum* (Cic. fin. 2, 39). *Canes paucos et acres habendum; aeternas poenas in morte timendum est; monendum est te mihi; quam viam nobis ingrediendum est?* Osk. iúviass messimass (Akk. Plur.)... sakriss sakrafír, avt últiumam (Akk. Sing.) kerssnaís 'Iovias medioximas... hostiis sacretur, at ultimam cenis, man weihe die mittleren Joviae mit Opfern, die letzte dagegen mit Opferschmäusen'[1]). Umbr. *nosue ier* 'nisi itum sit'. Mkymr. *y-m gelwir i* corn. *y-m gylwyr* ('me nominatur') 'ich werde genannt'; mbret. *ne-z guelhet quet* ('te non videretur') 'man würde dich nicht sehen'. Mit Hinzufügung noch eines prädikativen Nomens zum Objektkasus: mkymr. *Peredur uab Efrawc ym gelwir* 'P. filius E. vocor ego', *y chwedyl hwn aelwir chwedyl iarlles y ffynnawn* 'narratio haec vocatur narratio comitissae fontanae'. Ir. *canar* 'canatur, man singe'; *tiagar* 'man gehe'. Ir. *glantar mē* ('lavatur me') 'lavor', *glantar tū* ('lavatur

---

sprünglich *ik* gefehlt, und *frijoda attan meinana* war 'diligitur patrem meum'? Durch Mißverständnis der Passivform als aktives Präteritum wäre der Zusatz von *ik* veranlaßt worden.

1) Dieselbe Konstruktion möchte ich vermuten für die bekannte Stelle Cicero de leg. 3, 8, wo überliefert ist *regio imperio duo sunto, iique praeeundo, iudicando, consulendo praetores, iudices, consules appellamino: militiae summum ius habento, nemini parento.* Daß *apellamino* für Singular und Plural zugleich habe gebraucht sein können, wie Halm vermutet, ist nicht nachzuweisen, und man wird Jordan (Krit. Beitr. 245 f.) darin beistimmen müssen, daß die Überlieferung verderbt sei. Mit der Korrektur in *appellantor* ist nichts gewonnen, da man nicht sieht, wie bei ursprünglichem Wortlaut *iique . . . appellantor* für diese Verbalform *appellamino* eingedrungen sein sollte. Glaublicher ist, daß der Urtext *eosque* für *iique* gehabt habe. Ob die auffallende Korrektur von zweiter Hand *appellanto* im Cod. A noch mit dem von uns vermuteten *eos* irgendwie zusammenhängt, mag dahingestellt sein. An dem *vitam vivitur* des Ennius hat, wenn auch die Natur des Akkusativs etwas verschieden ist, ein altlateinisches *eos . . . appellamino* jedenfalls einen guten Anhalt.

te') 'lavaris', *glantar ē* ('lavatur eum') 'lavatur'; *no-m-charthar* 'amor', *no-t-charthar* 'amaris', *no-n-carthar* 'amamur'; Perf. *ro-m-charad* 'amatus sum'. Solches Passiv auch zu intransitiven Verba: bret. *bezer* ir. *bethir* 'man ist', ir. *ro-both* 'man ist gewesen'. Zu beachten ist, daß bei dem *r*-Passivum des italokeltischen Sprachgebiets der Typus **amātur amīcōs* (genauer 3. Sing. **amār amīcōs*) älter war als der Typus *amantur amici*. Vgl. Walde Üb. älteste sprachliche Beziehungen zwischen Kelten u. Italikern, Innsbruck 1917, S. 16 ff., Verf. Ber. d. sächs. Ges. d. W. 1893 S. 134 ff., Grundr. 2², 3, 509. 664 f. 705, Lindsay-Nohl Die lat. Spr. 598 ff., Ernout Mém. de la Soc. de ling. 15, 290 f., Zeuss-Ebel Gr. C.² 482 ff. 540 ff., Pedersen Vergl. Gramm. d. kelt. Spr. 2, 388 ff. Italien. *non mi si accusi di arroganza* 'man beschuldige mich nicht der Selbstüberhebung'. In franz. *il a été rendu compte* war *compte* ursprünglich wahrscheinlich Akkusativ.

Griechisch. ἐπειδὴ αὐτοῖς παρεσκεύαστο 'nachdem (für sie) gerüstet war' (Thuk.); ἐκινδυνεύετο (Thuk.); δίδοτε, καὶ δοθήσεται ὑμῖν (NT.); ὧν ἂν καταψηφισθῇ (Plato). Am häufigsten beim Verbaladjektivum auf -τέον, wie ἀνδριστέον 'es muß sich angestrengt werden, man muß sich anstrengen', ταύτῃ ἰτέον, und hier auch Objektsakkusativ beim Verbum: πειστέον ἐστὶν αὐτόν 'man muß ihn überreden' (πείθω τινά) neben πειστέον ἐστὶν αὐτῷ 'man muß ihm gehorchen' (πείθομαί τινι); ἀπαλλακτέον ἐστὶν αὐτὸν τοῦ κακοῦ 'man muß ihn von dem Übel befreien' (ἀπαλλάττω τινά τινος) neben ἀπαλλακτέον ἐστὶν ἡμῖν τοῦ ἀνθρώπου 'wir müssen uns von dem Menschen befreien' (ἀπαλλάττομαί τινος). Auch mit Hinzufügung noch eines zweiten, prädikativen Akkusativs, z. B. Lukian vit. auct. 7 πλὴν εἰ μὴ σκαπανέα γε καὶ ὑδροφόρον αὐτὸν ἀποδεικτέον. Vgl. Kühner-Gerth Ausf. Gramm. 2, 1, 125. 447 ff., Brugmann-Thumb Griech. Gramm.⁴ 606, Stahl Kritisch-histor. Synt. 68 f. 762 ff.

Slavisch. Nbulg. *pisano je* 'scriptum est', *spano je* 'dormitum est'; russ. *ideno* 'ibatur'; *běgano* 'fugiebatur'; *u menja choženo* 'a me ibatur'. Aksl. *glasъ truby uslyšano budetь* ('sonum tubae auditum erit') 'σάλπιγγος φωνὴ ἀκουστὸν ἔσται' (Jesai. 18, 3); *otъ šestodnevnika vybirano stroki* 'ex hexaëmero eligebantur lineae'; klruss. *pryvodženo do neho vśich nedužnych* ('adductum est ad eum omnes aegrotos') 'adducti sunt ad eum omnes aegroti'; *zasypano karyj očy* 'obruti sunt nigri oculi'; russ. *takoj krasavicy ne vidano i ne slychano* 'eine solche Schönheit ward nicht gesehn noch

gehört'; poln. *tak dziano krolewnie* 'sic nominabatur regis filia'. Vgl. Miklosich aa. aa. OO., Vondrák Vergl. Slav. Gramm. 2, 262 ff.

Altindisch *prá jñāyatē* 'man findet sich zurecht' TS. 6, 3, 4, 8, *sám amyatē* 'man verschwört sich' MS. 2, 1, 2 (2, 8), *tásmād u hāitát prētam āhur ắchēdy asyēti* 'deshalb sagt man auch von einem, der gestorben ist: bei ihm ist es abgerissen' ŚB. 10, 5, 2, 13.

Westgermanisch. Nhd. *wird gespielt?*; *dir wird geschmeichelt*; *ewig werde dein gedacht.* Mhd. *wart dō Gahmurete rīchiu kleider dar getragen* (Parz.), *wart al die strāȥen beriten* (Wh.), nhd. *hier wird karten gespielt, hier wird schlittschuh gelaufen, heute wird teppiche geklopft* (Anordnung der Hausfrau).[1]) Mhd. *des wart sich von im angenomen*, nhd. (rheinfränk. u. a.) *dann wurde sich gesetzt und ausgeruht*; *hier darf sich nicht gebadet werden* (Warnungstafel).[2]) Engl. *thou know'st, what has been warn'd us, what malicious foe seeks to work us woe* (Milton), wörtlich 'scis, quantopere monitum sit nos'. Vgl. Erdmann-Mensing Grundz. d. d. Synt. 1, 89 ff., Wilmanns D. Gr. 3, 2, 486.

Über impersonelle Passiva in nichtidg. Sprachen s. v. d. Gabelentz Üb. das Passivum, Abh. d. sächs. Ges. d. Wiss. 8, 504 ff.

1) Gegen diese nhd. Beispiele (vgl. Wilmanns D. Gramm. 3, 2, 486) ließe sich einwenden, sie gehörten nicht hierher, weil *karten spielen* u. dgl. den Charakter von Komposita bekommen hätten. In der Tat haben sich solche Wendungen diesem Charakter bereits sehr stark angenähert (wenn auch noch nicht so weit wie z. B. *statt finden, wahr nehmen, teil nehmen, haus halten, acht geben*). Man erkennt diese Natur dieser Ausdrücke daraus, daß hier der vom Verbum abhängige Kasus, in *karten spielen, schlittschuh laufen, sturm laufen* u. a., nur noch als ein Wortbegriff von abstrakter Allgemeinheit, mit Absehung von individuellen Eigenschaften, gilt, wenigstens in der heutigen Schriftsprache; denn diese duldet nicht z. B. *heute wird diese teppiche geklopft.* In der Umgangssprache glaube ich jedoch Satzgestaltungen wie *es wird jetzt nur noch éinen walzer (diesen walzer) getanzt, dann ist schluß* (statt *éin walzer, dieser walzer*) begegnet zu sein, und diese haben doch wohl die Vorstufe gebildet zu den oben im Text angeführten Ausdrücken. Die Entwicklung hat denselben Weg genommen, auf dem z. B. der Römer der klassischen Periode zu *domum abitur (abitum est), domi sedetur (sessum est)* gekommen ist, woneben *in hanc domum abitur, in hac domo sedetur:* dem erstarrten Akk. *domum* war ein *hanc domum*, dem erstarrten *domi* ein dem osk. eísei tereí 'in eo territorio' entsprechender lokativischer Ausdruck vorausgegangen (Verf. Grundr. 2², 2, 749 ff.).

2) Zu diesem vielgescholtenen Passiv vom Reflexivum vgl. meinen demnächst erscheinenden Aufsatz Der Ursprung des Scheinsubjekts 'es' in den germ. u. roman. Sprachen (Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss., 8. Dez. 1917) S. 12.

Hiernach darf man die aktivische Kasusrektion beim impersonalen Passiv, wie sie uns in § 3 im Germanischen begegnet ist, für recht alt, mindestens für aus urgermanischer Zeit ererbt halten. Falls sie erst im Anschluß an die Kasuskonstruktion des entsprechenden Aktivs aufgekommen ist, so vergleicht sich dies mit überall vorfindlichen Neuerungen wie got. *kara ist* mit persönlichem Akkusativ 'es kümmert einen' (Joh. 10, 13 *ni kar-ist ina þize lambe* οὐ μέλει αὐτῷ περὶ τῶν προβάτων), ai. *tą gamayą̄ cakāra* 'er machte ihn gehen', griech. ἔξαρνός εἰμί τι 'ich leugne etwas', wo ebenfalls Anschluß an Verba gleichartigen Sinnes stattgefunden hat, die von Haus aus einen objektischen Kasus zu sich nahmen.

Daß es an sich nicht zu kühn ist, anzunehmen, das passivische Impersonale habe außer dem Objektsakkusativ noch einen prädikativen Akkusativ bei sich gehabt in *saurga idreiga ustiuhada* 2. Kor. 7, 10 (S. 28 f.) und in *þata hveilahvairb jah leiht kaurein waurkjada* 2. Kor. 4, 17 (S. 29 ff.), zeigen die in § 4 angeführten Sätze von der Art von mkymr. *Peredur uab Efrawc ym gelwir* und griech. ὑδροφόρον αὐτὸν ἀποδεικτέον. Freilich einen sicheren Beleg für diese Konstruktionsweise aus den gotischen Sprachresten selbst gibt es meines Wissens nicht.

5. Wenn man vom Infinitiv und von den partizipialen Bildungen absieht, die eine besondere Stellung einnehmen, darf man sagen, daß Wulfila nach den Gepflogenheiten der gotischen Sprache jedes griechische Aktivum oder transitive Medium durch ein gotisches Aktivum und jedes griechische Passivum durch ein gotisches Passivum hätte wiedergeben können. Er hat das aber, wie die Zusammenstellungen bei v. d. Gabelentz-Loebe Gramm. S. 140 f. zeigen, nicht getan.

Daß er griechische Passiva aktivisch gewendet hat, hatte wohl jedesmal einen ganz besonderen, in der Eigenart der Stelle liegenden Anlaß. Röm. 10, 10 ist καρδίᾳ γὰρ πιστεύεται εἰς δικαιοσύνην, στόματι δὲ ὁμολογεῖται εἰς σωτηρίαν durch *hairto auk galaubeiþ du garaihtiþai, iþ munþa andhaitada du ganistai* gegeben. Warum nicht *hairtin galaubjada*, zumal da so die gleichartige Form der beiden Sätze wäre gewahrt worden? Wohl darum, weil durch die passivische Wendung der Satz leicht falsch als 'dem Herzen wird geglaubt' verstanden worden wäre. Gal. 6, 12 μόνον ἵνα τῷ σταυρῷ τοῦ Χριστοῦ μὴ διώκωνται *ei hveh wrakja galgins Xristaus ni winnaina* ('damit sie nicht die Verfolgung

des Kreuzes Christi erleiden, d. h. Verfolgung wegen des Kreuzes Christi erleiden'). Anlaß zur Änderung (vgl. *aglons winnandam* als Wiedergabe von θλιβομένοις 1. Tim. 5, 10) gab die in der Dativform τῷ σταυρῷ liegende Undeutlichkeit des Sinnes. Mark. 2, 22 ἀλλὰ οἶνον νέον εἰς ἀσκοὺς καινοὺς βλητέον *ak wein juggata in balgins niujans giutand.* Diese Übersetzung ist gewählt nach Matth. 9, 17 ἀλλὰ βάλλουσιν οἶνον νέον εἰς ἀσκοὺς καινούς, wobei zu berücksichtigen ist, daß an beiden Stellen der lateinische Text *mittunt* hat (vgl. Bernhardt und Streitberg z. d. St.). Luk. 20, 6 πεπεισμένος γάρ ἐστιν (πᾶς ὁ λαός) Ἰωάννην προφήτην εἶναι *triggwaba galaubjand auk allai Iohannen praufetu wisan.* Die Konstruktionsänderung ist durch den Zusatz von *allai* (nach Matth. 21, 26, Mark. 11, 32) hervorgerufen (vgl. Bernhardt und Streitberg z. d. St.).[1]) Mark. 5, 4 διὰ τὸ αὐτὸν πολλάκις πέδαις καὶ ἁλύσεσιν δεδέσθαι καὶ διεσπάσθαι ὑπ' αὐτοῦ τὰς ἁλύσεις καὶ τὰς πέδας συντετρῖφθαι *unte is ufta eisarnam bi fotuns gabuganaim jah naudibandjom eisarneinaim gabundans was jah galausida af sis þos naudibandjos jah þo ana fotum eisarna gabrak.* Hier liegt eine Verschiedenheit in der Auffassung der Sache selbst vor, und Bernhardt vermutet Einfluß lateinischer Handschriften: „D und mehrere jüngere Handschriften, so wie it vg haben das Activ, auch zu *af sis* ('von sich ab') findet sich in b ein Analogon 'disruperat a se catenas'." Von keinem Belang sind ferner zwei Stellen, wo das Gotische eine freiere periphrastische Wendung zeigt, die an sich aktivischen Ausdruck heischte: Luk. 1, 11 ὤφθη δὲ αὐτῷ ἄγγελος *warþ þan imma in siunai aggilus,* Luk. 16, 21 καὶ ἐπιθυμῶν χορτασθῆναι ἀπὸ τῶν ψιχίων *jah gairnida saþ itan drauhsno.* So bleibt etwas auffällig nur der Genuswechsel in Mark. 2, 1 καὶ ἠκούσθη ὅτι εἰς οἶκόν ἐστιν *jah gafrehun, þatei in garda ist.*

Dagegen ist häufiger Umsetzung in's Passiv und dabei nicht so selten der Fall, daß zur Wiedergabe eines griechischen Aktivs oder nichtpassivischen Mediums die Passivgestaltung gewählt ist, ohne daß, so viel sich sehen läßt, die besondere Beschaffenheit der Stelle zu diesem Wechsel irgend Anregung gegeben hätte. So Matth. 7, 16 *ibai lisanda af þaurnum weinabasja*

1) In Joh. 10, 14 ist, wie ich wegen v. d. Gabelentz-Loebe a. a. O. bemerke, er Übersetzer mit *kunnun mik þo meina* nicht der Lesart γιγνώσκομαι ὑπὸ τῶν ἐμῶν, sondern der Lesart γιγνώσκουσί με τὰ ἐμά (SinBDL it vg) gefolgt.

aiþþau af wigadeinom smakkans? für μήτι cυλλέγουcιν ἀπὸ ἀκανθῶν cταφυλὰc ἢ ἀπὸ τριβόλων cῦκα; ebenso Luk. 6, 38. 44, Joh. 15, 6 (die 3. Plur. Akt. mit 'man'-Bedeutung war an und für sich auch echt gotisch, vgl. das oben genannte *gafrehun* als Übersetzung von ἠκούcθη). Joh. 16, 21 ὅταν δὲ γεννήcῃ (sc. ἡ γυνή) τὸ παιδίον *iþ biþe gabauran ist barn.* Gal. 3, 27 ὅcοι γὰρ εἰc Χριcτὸν ἐβαπτίcθητε, Χριcτὸν ἐνεδύcαcθε *swa managai auk swe in Xristau daupidai wesuþ, Xristau gahamodai sijuþ.* 1. Kor. 15, 54 (A) ὅταν δὲ τὸ θνητὸν τοῦτο ἐνδύcηται ἀθαναcίαν *þanuþþan þata diwano gawasjada undiwanein*, nachdem unmittelbar vorher V. 53 die Worte δεῖ γὰρ τὸ φθαρτὸν τοῦτο ἐνδύcαcθαι ἀφθαρcίαν καὶ τὸ θνητὸν τοῦτο ἐνδύcαcθαι ἀθαναcίαν übersetzt waren mit *skuld auk ist þata riurjo gahamon unriurein, jah þata diwano gahamon undiwanein,* so daß es aussieht, als habe der Übersetzer sich gescheut dasselbe Verbum dreimal hintereinander zu bringen; die Wahl von *gawasjan* machte dann freilich passivische Konstruktion nötig. Röm. 9, 19 ἐρεῖc μοι οὖν· τί ἔτι μέμφεται (ὁ θεὸc ἡμᾶc); *qiþis mis nu: aþþan hva nauh faianda?* Joh. 11, 38 ἦν δὲ cπήλαιον καὶ λίθοc ἐπέκειτο ἐπ' αὐτῷ *wasuh þan hulundi jah staina ufarlagida was ufaro.* Luk. 6, 21 ὅτι γελάcετε *unte ufhlohjanda* ('weil ihr zur Fröhlichkeit veranlaßt werdet, erfreut werdet'). Noch vier weitere Stellen bei v. d. Gabelentz-Loebe a. a. O.

Diese Verhältnisse in der Übertragung aus dem Griechischen berechtigen zu der Vermutung, daß das Gotische, ähnlich wie das Altnordische und wie das nachvedische Altindische, in sich selbst eine Vorliebe für passivische Ausdrucksweise hatte, und man darf annehmen, daß dies noch klarer hervorträte, wenn wir in einigem Umfang noch andere Literatur neben der Bibelübersetzung und der Skeireins besäßen.

6. Daß mit den Formen des *-ada*-Passivs die bekannten drei got. 'Imperativformen' *liugandau* γαμηcάτωcαν 1. Kor. 7, 9 (zu Ind. *liugaiþ*), *adsteigadau* καταβάτω Matth. 27, 42, Mark. 15, 32 (zu Ind. *atsteigiþ*), *lausjadau* ῥυcάcθω Matth. 27, 43 (zu Ind. *lauseiþ*) irgendwie zusammenhängen, ist die allgemeine Meinung der älteren Germanisten und Indogermanisten gewesen. Sie mußte sich ihnen geradezu aufdrängen.

Bopp in seinem Konjugationssystem S. 122 hat zuerst das gotische *-ada*-Passiv mit dem indisch-griechischen Mediopassiv (*bháratē*, φέρεται) identifiziert, eine Ansicht, die noch heute gilt

und dieser gotischen Verbalbildung den Namen Mediopassiv eingebracht hat. Doch weist dann Bopp in seiner Vergleich. Grammatik (s. 2³, 256 f. 314) jenen drei Imperativformen wegen ihrer, wie er glaubte, aktiven Bedeutung eine Ausnahmestellung zu. Die Ausgänge *-dau, -ndau* setzt er hier den Endungen der ai. Imperativformen *bháratām, bhárantām* an die Seite (got. *-au* entspreche, meint er, dem ai. *-ām* gleichwie in der 1. Sing. *sijau* : ai. *syā́m*). Den passivischen Sinn 'er soll befreit werden' würde aber der Gote, fügt Bopp hinzu, wahrscheinlich ebenfalls durch *lausjadau* ausgedrückt haben. Von diesen Imperativformen aus sei dann *-au* auch in den Optativ gekommen: zuerst *bairaidau, bairaindau*, darauf auch *bairaizau*.

Nach Bopp und seinen Zeitgenossen sollen also die gotischen Formen auf *-da* und *-dau* sämtlich ursprünglich Media gewesen sein. Mit Ausnahme der drei Imperativformen auf *-dau* hätten sie aber alle keinen medialen Sinn mehr gehabt, sondern nur noch echt passivischen, und die drei Imperativformen hätten ebenfalls keine mediale Bedeutung mehr gehabt, sondern nur noch echt aktivische. Ein etwas seltsames Verhältnis, wenn man bedenkt, daß der Gote doch diese Imperativformen als mitten im System der *-ada*-Formen drin stehend (*atsteigadau* 'descendat' neben **atsteigam* 'descendamus' wie *nimaidau* neben *nimaima*) empfunden haben muß!

Diese Auffälligkeit versuchte nun die fortschreitende Sprachwissenschaft bekanntlich dadurch aus der Welt zu schaffen, daß sie jene Imperative vom Passivsystem radikal abtrennte und mit den aktivischen Imperativformen ai. *bháratād*, griech. φερέτω, φερόντω(ν), lat. *fertō, feruntō* identifizierte. Diese Auffassung ist — nach manchem Hin- und Herschwanken[1]) — heute, muß man wohl sagen, die herrschende.

Ist denn aber aktivische Bedeutung von *liugandau, atsteigadau, lausjadau* wirklich so sicher als man allgemein glaubt?

1. Kor. 7, 8 heißt es *aþþan qiþa þaim unqenidam jah widuwom: goþ ist im, jabai sind swe ik. 9 iþ jabai ni gahabaina sik, liugandau; batizo ist auk liugan þau intundnan. 10 iþ þaim liugom haftam anabiuda* etc. λέγω δὲ τοῖς ἀγάμοις καὶ ταῖς χήραις, καλὸν αὐτοῖς ἐστιν ἐὰν μείνωσιν ὡς κἀγώ. 9 εἰ δὲ οὐκ

1) An der alten Auffassung hat noch Osthoff Morph. Unt. 4, 256 f. festgehalten: *at-steigadau* soll der aktivisch gebrauchte mediale Injunktiv στείχετο mit angeschmolzener Partikel *u* sein.

ἐγκρατεύονται, γαμησάτωσαν· κρεῖσσον γάρ ἐστιν γαμῆσαι ἢ πυροῦσθαι. 10 τοῖς δὲ γεγαμηκόσιν παραγγέλλω κτλ. Das Subjekt von *liugandau* sind die Unbeweibten und die Witwen zugleich. Nun gebraucht Wulfila regelmäßig, wenn der Mann heiratet, das Aktiv *liugaiþ*, wenn die Frau heiratet, das Passiv *liugada* (vgl. z. B. Luk. 17, 27 *etun jah drugkun, liugaidedun jah liugaidos wesun*).[1] Weshalb soll also, wenn das Verbum *liugan*, nur in einer von beiden Genusformen gesetzt, für beide Geschlechter zugleich gelten mußte, der Übersetzer nicht die passive Form haben wählen dürfen? Daß die Witwen bei den Goten zu Wulfila's Zeit schon das Selbstverheiratungsrecht hatten, nicht mehr unter Geschlechtsvormundschaft standen, und daß demnach die Passivform, auf sie angewendet, unrichtig erscheinen müßte, ist nicht zu erweisen. Auch beweist der Infinitiv *liugan* in *batizo ist liugan* nichts gegen passivische Auffassung von *liugandau*, da der Infinitiv auf *-an* als solcher ja im Gotischen gegen den Bedeutungsunterschied von Aktivum und Passivum indifferent war (vgl. Bernhardt zu 2. Kor. 1, 16, Eph. 3, 16, Skladny a. a. O. S. 18 f., Streitberg Got. Elementarb.³ S. 208 f.). Vgl. auch Vell. Pat. 2, 111, 1 *habiti itaque delectus, ... viri feminaeque ex censu libertinum coactae (sunt) dare militem*, Cic. Verr. 1, 14 *quibus liberos coniugesque suas integras conservare non licitum est.*

An den andern Stellen handelt es sich um die 3. Sing. auf *-adau*, und hier läßt sich nach dem, was oben ausgeführt ist, impersonales Passiv annehmen.

Gleichartig sind zunächst Mark. 15, 32 *sa Xristus, sa þiudans Israelis, atsteigadau nu af þamma galgin, ei gasaiƕaima jah galaubjaima* ὁ Χριστός, ὁ βασιλεὺς τοῦ Ἰσραήλ, καταβάτω νῦν ἀπὸ τοῦ σταυροῦ, ἵνα ἴδωμεν καὶ πιστεύσωμεν und Matth. 27, 42 .... *Israelis ist, atsteigadau nu af þamma galgin* (βασιλεὺς) Ἰσραήλ ἐστιν, καταβάτω νῦν ἀπὸ τοῦ σταυροῦ. Die dem Imperativ vorausgehenden Worte sind ein höhnischer Ausruf[2]), wirken zugleich aber als konditionaler Vordersatz ('wenn er wirklich der

---

1) Charakteristisch ist 1. Kor. 7, 28 *jah jabai liugada mawi, ni frawaurhta* καὶ ἐὰν γήμῃ ἡ παρθένος, οὐχ ἥμαρτεν, da hier die griechischen Worte an kein ganz passives Verhalten des Subjekts des Nebensatzes denken lassen. Wir würden jetzt sagen *wenn die jungfrau sich ehelichen (freien) läßt.* Vgl. § 7.

2) Bernhardt schreibt eigens dem Artikel 'verächtlichen' Sinn zu, wie in Luk. 6, 11 τί ἂν ποιήσειαν τῷ Ἰησοῦ *ƕa tawidideina þamma Iesua.*

König Israels ist'), und *atsteigadau* kann nach dem Zusammenhang zwar 'descendat', 'descendito' sein, aber auch 'descendatur', 'descenditor'. Als Passiv, wofür ich es halte, war es echt volkstümliches Gotisch, zu dem der Übersetzer hier durch die spottenden Worte *sa Xristus*, *sa þiudans Israelis* angeregt worden ist. Das Passiv steht etwa so, wie wir im Befehlston zu einem sagen *hier wird stillgesessen und aufgepaßt!*, wie es im Kymrischen, auch wenn man sich an eine bestimmte zweite Person wendet, z. B. heißt *ry-m-awyr* ('mihi detur, man gebe mir')[1]), und wie im nachvedischen Sanskrit der passivische impersonale Imperativ, ebenfalls in der Anrede an bestimmte zweite Personen, eine ganz geläufige Aufforderungsform ist, z. B. *śrūyatām* 'es werde gehört' für 'hör' oder 'hört', *gamyatām* 'es werde gegangen' für 'geh' oder 'geht' (Speyer Sanskrit Syntax S. 5 f., Ved. u. Sanskrit-Syntax S. 57).

In Matth. 27, 43 *trauaida du guda; lausjadau nu ina, jabai wili ina; qaþ auk þatei gudis im sunus* πέποιθεν ἐπὶ τὸν θεόν, ῥυσάσθω νῦν αὐτόν, εἰ θέλει αὐτόν· εἶπεν γὰρ ὅτι θεοῦ εἰμι υἱός ist die Situation von ähnlicher Art. *lausjadau ina* 'liberetur eum, es werde ihm Rettung', mit Umwandlung der aktivischen Konstruktion in die passivische, wie oben S. 32 in *bajoþum gabairgada* ἀμφότεροι συντηροῦνται u. sonst.

Mir ist die Auffassung auch dieser Imperative als Passivformen die durchaus wahrscheinlichere. Auch formale Hindernisse stehen dem engen Anschluß an das *-ada*-Passiv nicht entgegen, vielmehr spricht das Formale zugunsten dieses Anschlusses. Denn für diesen Zusammenhang zeugt außer den Ausgängen *-dau, -ndau*, wie sie auch dem Optativ eigen sind, der ihnen unmittelbar vorausgehende Vokal. Ehe nämlich die Meinung aufkam (Ebel Kuhn-Schleicher's Beitr. 4, 354 f.), *at-steigadau* müsse als Aktivum, abgesehen von dem *-u* im Auslaut, mit griech. στειχέτω identifiziert werden[2]), fand man zwischen ihm und *nimaidau* ganz natürlicher Weise dasselbe Verhältnis, wie es

1) Diese Ausdrucksweise hat sich hier so eingebürgert, daß aus der Anwendung auf die 2. Pers. Sing. durch Hinzufügung des Pronomens 'du' auch die formale Konsequenz gezogen worden ist: *rymawyr titheu* 'gib du mir'.

2) An Bopp's Vergleichung von *-steigadau*, **steigandau* mit den ai. Imperativformen auf *-tām, -ntām* haben Scherer Z. Gesch. d. d. Spr.² 309 f. und Hirt IF. 7, 179 ff. 17, 400 ff. festgehalten. Ich komme unten hierauf zurück.

zwischen der 1. Plur. Akt. des 'Imperativs' *nimam* 'nehmen wir, laßt uns nehmen' (durch sieben Beispiele belegter Formtypus) und *nimaima* besteht, und hatte für das *-a-* von *-adau* (für zu erwartendes *-i-*) den Anhalt am Indikativ *nimada*. Wären *at-steigadau* und *lausjadau* als alte Aktiva von Formen auf **-e-tōd* ausgegangen, so wäre wegen der Indikativformen 3. Sing. *steigiþ*, *lauseiþ* und der Imperativformen 2. Plur. *steigiþ, lauseiþ*, 2. Sing. *lausei* eher doch wohl **steigidau, *lauseidau* zu erwarten, vgl. lat. *agitō* : *agit*, *agite*, *age*. Einen Anhalt für das *-a-* hätte man hier nur an der 2. Du. *nimats, nasjats*, doch wäre es bei ihrer Seltenheit gewagt, grade ihr in diesem Formensystem eine überwiegende Anziehungskraft beizumessen. Für das der 3. schwachen Konjugation angehörige *liugandau* ergeben sich, so weit die zugehörigen Formen derselben Konjugationsklasse belegt sind, die gleichen Erwägungen; dabei ist der Typus *habam* als 1. Plur. des Imperativs freilich nur erschlossen, aber zuverlässig erschlossen.

Schließlich sei bezüglich der in Rede stehenden Imperativformation noch bemerkt: ihr seltenes Vorkommen im Bibeltext braucht nicht aufzufallen, weil die griechischen 3. Personen des Imperativs von Wulfila gewöhnlich durch den Optativ wiedergegeben sind.

7. Worauf vermag sich also die Benennung der Formen wie *nimada* als Mediopassiv zu stützen? Nur auf die Meinung, daß diese Formenklasse die Fortsetzung des durch ai. *bhāratē* griech. φέρεται vertretenen uridg. Mediums sei, das im Arischen und im Griechischen zugleich medial und passivisch gebraucht erscheint.

Als einen Überrest ursprünglicher medialer Bedeutung im Gotischen könnte man geneigt sein eine Anwendung anzusehen, die beim griechischen Medium als reflexives Kausativum bezeichnet wird, z. B. altgriech. ἑκὼν ὑποδάμνασαι 'du läßt dich freiwillig überwältigen' (Homer), ἐστεφανώσατο 'er ließ sich bekränzen' (Pindar), ἐρωτᾶσθαι θέλω 'ich will mich fragen lassen' (Eur.), ngriech. πιάνεται 'er läßt sich fassen', δὲ γελειέται 'er läßt sich nicht täuschen', τὸ κρασὶ τοῦτο δὲν πίνεται 'dieser Wein läßt sich nicht trinken' (Brugmann-Thumb Griech. Gramm.[4] S. 534, Stahl Krit.-hist. Syntax S. 54 f., Thumb Handb. d. ngriech. Volksspr.[2] S. 109). So scheinen γαμεῖσθαι und ὀπυίεσθαι 'sich heiraten lassen', 'heiraten', von der Frau gesagt, ihr Gegenstück zu haben

in der S. 40 Fußn. 1 erwähnten Stelle 1. Kor. 7, 28 *jah jabai liugada mawi, in frawaurhta* καὶ ἐὰν γήμῃ ἡ παρθένος, οὐχ ἥμαρτεν oder in Mark. 10, 12 *jah jabai qino afletiþ aban seinana jah liugada anþaramma, horinoþ* καὶ ἐὰν γυνὴ ἀπολύσῃ τὸν ἄνδρα αὐτῆς καὶ γαμηθῇ ἄλλῳ, μοιχᾶται.[1]) Auch Röm. 12, 21 bei *ni gajiukaizau af unþiuþa* μὴ νικῶ ὑπὸ τοῦ κακοῦ (noli vinci a malo) ist für das Nhd. nur Luther's 'laß dich nicht überwinden' als Wiedergabe angemessen. Doch ist bei der Natur der Wulfilaschen Übersetzungsarbeit erstens kein rechter Verlaß darauf, daß diese Bedeutungsschattierung auch dem freien Sprachgebrauch der Goten entsprochen habe. Und falls dies doch der Fall gewesen ist, ist wieder kein Verlaß darauf, daß sie nur aus alter echt medialer Bedeutung habe hervorgehen können. Denn was man dem Sinne nach als reflexives Kausativum bezeichnen kann, beruht im Altindischen auf dem Passivum. Z. B. AV. 18, 2, 20 *ní dhīyasva* 'laß dich betten, ruhe' gehört zu dem Passiv *dhīyátē*, und RV. 1, 131, 7 *jahí yṓ nō aghāyáti, śṛṇuṣvá suśrávastamaḥ* 'schlag den, der uns Übles sinnt, laß von dir hören (man höre von dir) als sehr ruhmvollem' stellt sich zu 10, 22, 1 *kúha śrutá índraḥ kásminn adyá jánē mitrṓ ná śrūyatē* 'wo ist der berühmte Indra, bei welchem Volk wird er heute gehört wie ein Freund (hört man von ihm wie von einem Freund)?'. Es liegt demnach kein triftiger Grund vor, den in Rede stehenden gotischen Gebrauch noch als einen Nachklang grade medialer Bedeutung anzusehen.

Sonach ist für die -*ada*-Formation nur passivischer Sinn wirklich erwiesen.

8. Auf welchem Wege soll nun das gotische -*ada*-Passiv, dem wir nunmehr auch *atsteigadau, lausjadau, liugandau* zurechnen, aus dem uridg. Medium hervorgewachsen sein? Daß es aus dem System der durch ai. *bháratē*, griech. φέρεται vertretenen Verbalklasse nicht glatt herleitbar ist, daß diese Herleitung nach verschiedenen Richtungen hin auf Problematisches stößt, ist kaum je verkannt worden. In formaler Hinsicht spricht z. B. Scherer Z. Gesch. d. d. Spr.[2] 307 von 'großen Verwüstungen', die durch Formübertragung im got. Passiv angerichtet worden seien. Und in semantischer Beziehung

1) Mit *batizo ist liugan* (S. 40) ließe sich vergleichen Luk. 2, 5 *urrann þan Iosef... anameljan miþ Mariin* ἀνέβη δὲ Ἰωσήφ... ἀπογράψασθαι σὺν Μαρίᾳ, 'auf daß er sich schätzen ließe mit Maria'.

will die Einschränkung auf die passivische Verwendung erklärt sein.

Wenden wir uns jetzt diesen Problemen zu.

9. 1) Daß die Passivbedeutung z. B. von *haitada* 'er heißt. vocatur' (Luk. 1, 26 *in baurg Galeilaias, sei haitada Nazaraiþ*) aus vorgotischer Zeit stammte, zeigt ags. *hátte* (mndl. mndd. *hette*) 'er heißt, vocatur', das seit Ettmüller und Grein dem got. *haitada* allgemein und sicher mit Recht gleichgesetzt wird. Sieh u. a. Kluge Paul's Grundr. 1², 451, Dieter's Laut- u. Formenl. S. 346. 372. 384 f. 458, Streitberg Urgerm. Gramm. S. 322.

Nun versteht man zwar den Entwicklungsgang, den das Medium im Arischen und im Griechischen in semantischer Hinsicht genommen hat, ohne weiteres mit Hilfe der für die historischen Sprachperioden zu Gebote stehenden Überlieferung. Wir ersehen aus dieser, wie auf arischem Boden infolge der Entwicklung der *ya*-Präsentia zu einer besondern Passivkategorie (ai. *kriyátē* av. *kiryeⁱnte* apers. *a-kariyaⁿtā*) der passivische Gebrauch der sonstigen Medialformen Einschränkungen erfuhr und das Medium als solches alsdann teils durch das Aktivum, teils durch periphrastische Ausdrucksweisen immer mehr zurückgedrängt worden ist. Ebenso auch, wie der Grieche, nachdem es in außerpräsentischen Tempora zu einer besondern Passivformation gekommen war (ἐδόθην δοθήσομαι, ἐβλάβην βλαβήσομαι), zwar im übrigen die formale Doppelheit von Aktiv und Medium bis in die Neuzeit festgehalten, dabei aber den Bedeutungsunterschied zwischen Aktiv- und Medialform immer mehr dahin reguliert hat, daß sich im Neugriechischen nur der reziproke und der sog. reflexive Gebrauch der Medialformen behauptet haben und im übrigen diese Formen als Passivum dienen. Wie ist es dagegen im Germanischen zugegangen? Wie ist es gekommen, daß hier schon in vorhistorischer Zeit die mediale Bedeutung der ererbten Medialform neben der passivischen Verwendung völlig oder — sofern man den in § 7 besprochenen Gebrauch von *liugada* doch vielleicht als unmittelbar auf dem medialen Sinn beruhend gelten lassen will — so gut wie ganz sich verloren hat? Das bedarf um so mehr der Aufhellung, als doch im Italischen und im Keltischen diejenige Verbalformation, die hier das alte Medium fortgesetzt und dabei eine gründliche Umgestaltung erfahren hat, nicht einseitig nur den Passivsinn festhielt: man vergleiche die alten Media tantum wie lat. *sequitur*

ir. *sechithir* = ai. *sácatē* griech. ἕπεται, lat. *moritur* = ai. *mriyátē*, ir. -*moinethar* -*muinethar* (lat. *com-, re-miniscitur*) = ai. *mányatē* griech. μαίνεται (Verf. Grundr. 2², 3, 684).

Man wird voraussichtlich auf Fälle wie got. -*nisan* 'genesen, glücklich davon kommen' gegenüber ai. *násatē* griech. νέομαι, ahd. *ferzan* 'pedere' gegenüber ai. *párdatē* griech. πέρδεται verweisen wollen, um damit zu zeigen, daß in urgermanischer Zeit mediale Formen mit nicht passivischer Bedeutung durch die entsprechenden aktivischen Formen abgelöst worden seien, wie ja auch z. B. im Litauischen *sekù* 'ich folge' (vgl. ai. *sácatē* usw.), im Slavischen aksl. *mьrą* 'ich sterbe' (vgl. ai. *mriyátē máratē* usw.) als in Aktiva verwandelte Media zu betrachten seien. Damit ist aber noch nicht erklärt, wie es gekommen ist, daß die Medialformen einzig in der passivischen Bedeutung und dabei nur im Gebiet des Präsens am Leben geblieben sind und innerhalb dieses Bereichs im Gotischen als eine produktive Wortklasse auftreten. Zumal da daneben auch noch andere Formkategorien in der gleichen Bedeutung lebendig gewesen sind, die Verba auf -*nan*, wie *us-gutnan* 'verschüttet werden', die Umschreibungen mit *wisan* und *waírþan*, wie *insandiþs im* ἀπεστάλην, *insandiþs was* ἀπεστάλη, und die Reflexiva, wie *ga-sleiþjan sik* ζημιωθῆναι.

Hier mag das aisl. *heite*, ostnord. *hēti-r* mit -*r* aus der 2. 3. Sing. (vgl. run. *hateka, haitika, haiteʒa*) 'ich heiße (mit Namen), werde genannt' erwähnt werden, das nach Sievers' oft gebilligter Deutung eine alte Medialform mit Passivbedeutung war (vgl. ai. *yájē* av. *yaze* und ai. *bruvé*, Grundr. 2², 3, 642). Thurneysen KZ. 37, 109 hat sich gegen Sievers' Deutung ausgesprochen und vermutet, daß die nordische Form einst, wie ags. *hátte* und got. *haitada*, doppelten Dental besessen habe; diese Doppelkonsonanz sei im Anschluß an das Aktivum vereinfacht worden. Ebenso führt Collitz Das schw. Prät. S. 141 jetzt, nachdem er früher Sievers beigestimmt hatte, *heite* auf **heitte* zurück, läßt jedoch die Vereinfachung des -*tt*- durch den vorausgehenden Diphthongen bewirkt sein mit Hinweis auf ahd. *leiten* aus *leitt(i)an* u. dgl. Ich sehe keinen triftigen Grund, die Sievers'sche Erklärung abzulehnen. Ein solcher vereinzelt verbliebener Rest der alten Medialformation ist auch die aksl. 1. Sing. *vědě* aus **u̯oidai*, wie ja auch die lat. Formen wie *vīdī*, *tutudī* nach allgemeiner Annahme diese uridg. Medialendung bewahrt haben. So darf die nordische Form immerhin in die Rechnung, nach der das go-

tische *-ada*-Passiv aus dem uridg. Medium entwickelt worden ist, eingestellt werden, aber eine wesentliche Aufklärung über den ganzen Entwicklungsgang ist durch sie nicht zu gewinnen.

10. 2) Wie ist es zugegangen, daß im ganzen *-ada*-Passiv der sogenannte thematische Vokal *-e-* durch (got.) *-a-* ersetzt worden ist? Es heißt in der 3. Sing. *haitada* (griech. φέρεται), in der 2. Sing. *haitaza* (griech. φέρεαι φέρῃ) trotz der aktivischen *haitiþ, haitis*. Mit Recht macht schon Joh. Schmidt KZ. 26, 43 gegen Sievers' Meinung, die 3. Plur. *haitanda* habe ihr *-a-* zunächst auf die 3. Sing. übertragen, geltend, das sei nicht glaubhaft, da im Aktiv *haitis, haitiþ* nicht das *-a-* von *haitand* übernommen haben. Auch das *á* in dem ags. *hátte* deutet auf nichtpalatalen Vokal in der ursprünglich zweiten Silbe; das einmalige *hǽtte* (Rätsel 17, 10) als Zeugnis für ein **haitidai* zu verwerten, halte ich, in Übereinstimmung mit andern Forschern, bei der Isoliertheit der Form für unzulässig. *Atsteigadau* schafft nach dem, was S. 38 ff. angeführt ist, ebenfalls keine Aufklärung, und für die 2. Du. Akt. *haitats* gilt, daß sich eine Unklarheit nicht durch ein andres x beseitigen läßt.

Auf Jellinek's Versuch a. a. O. S. 101 ff., mit dem mittleren *a* in got. *haitada* fertig zu werden, kann erst unten (§ 20) eingegangen werden.

11. 3) Wenn ags. *hátte* dem got. *haitada* genau entspricht, so gehen dagegen die Plurale dazu in den beiden Sprachen ganz auseinander. In allen drei Pluralpersonen im Angelsächsischen *hátton*, das wäre got. **haitadun*, im Gotischen *haitanda,* das wäre ags. **hátade*. Natürlich hält man auf Grund der landläufigen Ansicht über den Entwicklungsgang unserer Formation das got *haitanda* für die ältere Weise und *hátton* für eine ags. oder urwestgerm. Neuerung, die sich nach dem Muster der Flexion des schwachen Präteritums (*hæfde* : *hæfdon*) vollzogen habe. Weshalb aber soll sich das zu erwartende ags. **hatade* nicht haben halten können?

12. 4) Auffallend ist, daß schon so früh — übereinstimmend im Gotischen und im Angelsächsischen — die Form der 3. Sing. auch für die 1. Sing. und die Form der 3. Plur. auch für die 1. und 2. Plur. sollen verwendet worden sein. Der mehrfach, z. B. von Skladny a. a. O. S. 3, geäußerten Ansicht, daß der Ausgang got. *-anda* für die 1. Plur. aus **-amida* = griech.

-ομεθα entstanden sei, ist schon wiederholt mit Recht widersprochen worden; die angenommene Verminderung der Silbenzahl der Form ist nicht zu rechtfertigen, auch nicht auf die von v. Helten IF. 14, 88 f. vermutete Art und Weise.

Nächstvergleichbar wären die Verschiebungen in bezug auf die Person, die das im Altnordischen durch Verschmelzung enklitischer Formen der Personalpronomina mit den Formen des Aktivs neu gebildete Mediopassivum erfahren hat (s. u. a. Bethge bei Dieter S. 435 f.). Doch besteht ein nicht unwichtiger Unterschied: im Nordischen entbehrte das Formensystem, wie es sich einmal festgesetzt hatte, desjenigen äußern Anhalts an den entsprechenden Aktivformen, den die gotischen Passivformen an den Aktivformen hätten haben müssen. Nächstdem kann man das Eindringen von ags. 3. Plur. *bindađ* (= urgerm. **bindonþi*) in die 1. 2. Plur. zum Vergleich heranziehen.

13. 5) Am wenigsten befriedigt die Auskunft, die man über die Frage erhält, wie es ohne willkürliche Annahmen möglich ist, die Ausgänge -*a* und -*au* unserer Passivformen mit den aus den Endungen von ai. *bhárate* usw. und griech. φέρεται usw. zu folgernden uridg. Ausgängen auf -*ai* (*-*tai* usw.) oder, falls man sekundäre Personalendungen für das Germanische ansetzen will, mit denen auf -*o* (*-*to* usw.) in Einklang zu bringen.

Was zunächst -*au* betrifft, also die Optativformen *nimaidau* usw. und *atsteigadau, lausjadau, liugandau*, so wird richtig sein, daß sie ebenso die Partikel *u* (vgl. *ga-u-laubeis* u. dgl.) enthalten, wie die 1. Sing. Akt. *nimau* (Verf. Literar. Zentralbl. 1880 Sp. 943, Grundr. 2², 3, 536. 549. 558. 981 f.). Zieht man dieses -*u* von unsern Passivformen ab, so scheint denn ein und derselbe Vokal den Auslaut sämtlicher Passivformen gebildet zu haben. Nun könnte man daran denken, im Germanischen sei der Sekundärausgang von φέρε-ο φέρε-το φέρο-ντο, uridg. *-*so* *-*to* *-*nto*, verallgemeinert worden. Hiergegen spricht aber bei *nima-za, nima-da, nima-nda* nicht nur das vokalische Auslautgesetz, dem zufolge der kurze Vokal geschwunden wäre, sondern auch der Umstand, daß man nicht sieht, wieso im Ind. Präs., der beim Aktiv die Primärendungen bewahrt hat, beim Passiv die Sekundärendungen sich könnten festgesetzt haben. So wird denn bekanntlich die Ansicht vorgezogen, das -*a* von *nima-za* usw. entspreche lautgesetzlich dem griech. -αι ai. -*ē*.

Ich vermisse aber auch hier eine ausreichende Begründung.

Am zuversichtlichsten vertritt diese Ansicht Collitz (BB 17, 1 ff., Das schw. Prät., 1912). Er glaubt ja mit ihr seine Deutung des schwachen Präteritums, nach welcher z. B. *aihta* 'er hatte' mit ai. *íṣṭē* identisch wäre, stützen zu können. Hätte Collitz recht, so würden sich im Ausgang z. B. die 1. 3. Sing. Pass. Präs. *nasja-da* und die 1. 3. Sing. Akt. Prät. *nasi-da* ebenso formantisch gedeckt haben wie griech. λύε-ται und λέλυ-ται. Wiederum nach Collitz BB. 17, 17, dem sich Streitberg Urgerm. Gramm. S. 189 anschließt, wäre got. *faúra*[1]) ags. *fore* auf urgerm. **furai* = griech. παραι- (lat. *prae*) zurückzuführen.

Ich brauche wohl diese Hypothesen hier nicht noch näher im einzelnen zu besprechen; daß sie von vielen Forschern abgelehnt worden sind, ist bekannt. Nur eines mag dabei nicht ganz unerwähnt bleiben. Die völlige Gleichheit von *þai* und griech. τοί ist von niemandem angefochten[2]); die mehr als einsilbigen Adjektivformen wie *blindai, mikilai* aber müßten, wenn jenes Lautgesetz, wonach stoßtoniges urgermanisches *-ai* in mehrsilbigen Formen im Gotischen lautgesetzlich zu *-a* geworden sein soll, richtig wäre, eigentlich **blinda, *mikila* lauten. Diese sollen also zum Zweck der Scheidung vom Nom. Akk. Plur. Neutr. die volle Endung von *þai* wieder bekommen haben (Joh. Schmidt a. a. O.)[3]).

Man wird nach dem Dargelegten zugeben müssen, daß vonseiten der Lautlehre eine irgend gesicherte Unterlage für die Identifizierung der got. Ausgänge *-za, -da, -nda* mit griech. -[c]αι, -ται, -νται nicht gegeben ist.

Und sollen nun *nimaizau, nimaidau, nimaindau* ebenfalls die Primärendungen bergen, obwohl doch beim Aktiv der aus uridg. Zeit überkommene Unterschied von primärer und sekundärer Personalendung bis in die historische Zeit hinein ist

1) Daneben *afta* 'hinten', *ūta* 'außen', *inna* 'innen' u. dgl.

2) Lit. *tẽ* hat unursprünglichen Schleifton. Verf. Grundr. 2², 2, 190.

3) Man darf nicht die Gegenfrage tun: warum haben nicht auch der Nom. Akk. Plur. Neutr. **blindō*, neben *þō*, und der Akk. Sing. Fem. **blindō*, neben *þō*, ihr *-ō* vom Pronomen wieder erhalten, sondern zeigen die lautgesetzlich zu erwartende Gestalt *blinda*? Denn es läßt sich füglich behaupten, daß hier die entsprechende Form der Substantiva (*waurda* und *giba*) der von der Pronominalform ausgehenden Anziehung die Wage hielt. — Über *twa þusundja* (Neh. 7, 19), das in dieser Lautgesetzfrage eine Zeit lang eine Rolle gespielt hat, s. jetzt Streitberg Festschrift für E. Windisch (Leipzig 1914) S. 226 f.

aufrecht erhalten worden, *nimai nimain-a*[1]) gegen *nimiþ nimand?* Das wäre wenig wahrscheinlich. Oder sollen gar, wie in der Tat von Osthoff Morph. Unt. 4, 256 f. angenommen worden ist, im Optativ die Sekundärendungen uridg. **-so *-to *-nto* zugrunde liegen und der Antritt der Partikel *u* sie vor dem Verlust ihres Vokals geschützt haben? An der sonstigen Behandlung des Auslauts bei Anfügung dieser Partikel[2]) hat dies jedenfalls keine Stütze.

Ich halte hiernach an meiner Grundr. 2², 3, 644 § 577, 1 geäußerten Ansicht fest, daß das *-za* von *baíraza* weder aus **-sai* noch aus **-so* lautgesetzlich herleitbar ist.

14. Man braucht den allgemein angenommenen Zusammenhang des gotischen *-ada*-Passivs mit dem uridg. Medium nicht in Abrede zu stellen, muß aber, wie ich meine, anerkennen, daß in die Entwicklungsgeschichte dieser verbalen Formkategorie auf germanischem Boden ein Faktor von ähnlicher Art eingegriffen hat wie der, der aus dem uridg. Medium medialer und passivischer Bedeutung das lateinische Passivum (*fertur* gegenüber φέρεται) hat hervorwachsen lassen. Durch dieses Eingreifen wird vielleicht auch noch die eine oder andre von den an unsrer gotischen Verbalkategorie auffallenden Erscheinungen, die in den letzten Paragraphen gekennzeichnet worden sind, ihre Erklärung finden.

Es wird, denk' ich, zur Aufhellung unseres ganzen Problems beitragen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie nach der bisherigen Forschung das *r*-Passivum im Italischen und Keltischen, speziell im Lateinischen und Irischen, zustande ge-

---

1) *nimaina* hat den auslautenden Vokal von der 1. Plur. *-ma* und der 1. Du. *-wa* bezogen.

2) Daß in der 1. Sing. des Konj. Präs. auf **-ō* die Verschmelzung früher zu einem *u*-Diphthong geführt hat, ist aus dem aisl. *bera* = got. *baírau* zu erschließen. Doch handelt es sich hier um einen langen Vokal, hinter dem *u* angefügt worden war, und deshalb kommt dieser Fall hier nur insoweit in Betracht, als er wahrscheinlich macht, daß, wie das *-au* des semantisch optativischen *baírau*, auch das *-au* von *baíraidau* usw. einsilbig, als Diphthong zu lesen ist. Sonst erscheint *u*, als Fragepartikel, zwar in einsilbigen, auf Vokal ausgehenden Wörtern noch silbisch, *sa-u, swa-u, ja-u, ga-u-* (vgl. *ga-arman, ga-ïbnjan, ga-unlēdjan* sowie *fra-atjan, fra-ïtan* u. dgl.), wie auch *ni-u, bi-u-*, dagegen haben mehrsilbige Wortformen, die ursprünglich auf einen kurzen Vokal ausgingen, diesen Vokal vor *-u* schon nicht mehr: 2. Plur. *wileid-u, vitud-u, skuld-u (skuldu ist).*

kommen ist. Eine Übersicht hierüber gewährt mein Grundriß 2², 3, 657 ff., wozu neuerdings noch die Feststellungen von Walde Üb. älteste sprachl. Beziehungen zw. Kelten u. Italikern, Innsbruck 1917, S. 7 ff. gekommen sind, durch die die ältern Anschauungen in einigem modifiziert werden.[1]) In einer italokeltischen Urzeit gab es eine *r*-Bildung konjunktivisch-imperativischen Sinnes, die man als ein unpersönliches Passivum bezeichnen kann: bei Verben transitiver Bedeutung zeigt sie die Kasusrektion des Aktivs. Sie ist auf italischem Boden nur noch im Oskisch-Umbrischen rein vertreten, z. B. umbr. *ferar* 'feratur', osk. iúviass (Akk. Plur.) sakrafír 'Jovias sacretur, man weihe die Joviae' (vgl. S. 33). Dieses Impersonale voluntativen (konjunktivischen, imperativischen) Sinnes scheint ein imperativisch verwendetes infinitivisches Gebilde, also eine erstarrte Kasusform, gewesen zu sein. Es trat nun eine Vermischung mit dem auf dem uridg. Medium beruhenden sogen. Deponens ein. Im Lateinischen sogar ein völliges Ineinanderfließen dieser beiden Kategorien, so daß die formalen Unterschiede zwischen Passiv und Deponens völlig verschwunden sind. Nachdem die deponentialen Formen die Passivbedeutung mit übernommen hatten, z. B. lat. *feratur* 'es werde getragen' neben dem ursprünglicheren umbr. *ferar* (und so auch lat. *ferantur*, wie umbr. emantur 'emantur' usw.), zeigt sich eine deutliche Nachwirkung des alten *r*-Passivs, wie es aussah, als noch keine Vermischung mit den alten, durch *-t-*, *-nt-* charakterisierten Personalendungen stattgefunden hatte, im Lateinischen nur noch in dem Vorhandensein der passivischen Impersonalia wie *itur, venitur, ventum est* Für das Umsichgreifen des *r*-Elements sind bezeichnend die osk. Form *censamur* 'censemino, censetor' neben umbr. *anouihimu* 'induimino, induitor' und die ir. 2. Sing. auf *-ther -der* außerhalb des Imperativs, z. B. Präs. Ind. *suidigther* (neben 3. Sing. *suidigidir* 'setzt'), da dieses *-ther* eine Erweiterung der im Imperativ lautgesetzlich als *-the* (z. B. *cluinte* 'hör') bewahrten uridg. Medialendung **-thēs* = ai. *-thās* ist. Der Übergang der passivischen *r*-Bildung aus dem konjunktivisch-imperativischen

---

[1]) [S. ferner die mir nach Absendung dieses Aufsatzes an die Druckerei zugegangene Schrift von J. Charpentier Die verbalen *r*-Endungen der idg. Sprachen, Uppsala u. Leipzig 1917 (Skrifter utgifna af K. Human. Vetensk.-Samf. i Uppsala 18, 4). Fundamental Neues über die kelt. *r*-Bildungen bringt diese Schrift nicht. — Korr.-Note.]

Gebiet in den Indikativ (lat. *cātur* z. B. war eher vorhanden als *ītur*) läßt sich deutlich auf keltischem Boden erkennen.

Folgen wir dem Wink, den das Italokeltische mit seiner Verquickung alter medial gestalteter Formen mit dem aus uridg. Zeit ererbten *r*-Element gibt, und anderseits dem Wink, der durch Bopp's Vergleichung von *at-steigadau* (*liugandau*) mit den ai. mediopassivischen Imperativformen wie *bháratām, bhárantām* gegeben ist (S. 41 Fußn. 2), so bietet sich eine Lösung unsres ganzen Problems, die, so viel ich sehe, kaum eine Schwierigkeit übrig läßt. Ich nehme an, daß die Ausgänge *-da, -nda* (*-dau, -ndau* d. i. *-da, -nda* vermehrt um die Partikel *u*) ursprünglich nur dem konjunktivisch-imperativischen Gebiet angehört haben und mit jenen ai. Ausgängen *-tām, -ntām* identisch sind.

Die arischen Imperativformen auf *-tām,* Plur. *-ntām -atām* (**-n̥tām*) kommen nur als 3. Personen vor, erscheinen in allen Klassen der Präsensbildung und ebensowohl in medialem wie in passivischem Sinne: z. B. Sing. ai. *bháratām, juṣátām, ā́stām, str̥ṇītām, kr̥ṇutām*, av. *vərəzyatąm,* apers. *varnavatām*, Plur. ai. *bhárantām, juṣántām*, *jānatām, dadhatām*, gthav. *xraošəntąm.* Dabei medial z. B. ai. *sácatām* 'er gehe nach, folge', *ā́stām* 'er sitze', gthav. *xraošəntąm* 'sie sollen aufschreien', passivisch z. B. ai. *str̥ṇītām* 'er werde ausgebreitet', av. *vərəzyatąm* 'er werde betrieben'. Insonderheit erscheinen diese Ausgänge häufig beim *yá*-Passivum, z. B. ai. *pr̥cyátām*, *pr̥cyántām.*

15. Da diese ar. Imperativformen auf *-tām*, *-ntām* im Veda ebenso wenig 'Zerdehnung' des *ā* zeigen wie etwa der Akk. Sing. Fem. auf *-ām*, so steht lautgesetzlich nichts im Wege, ihre Endungen zu identifzieren mit den Ausgängen von got. *nima-da nima-nda* und ags. *hátte.* Vgl. Akk. Sing. Fem. got. *giba* (*hveilōhun* 'irgend eine Stunde lang'), ags. *ʒiefe*, urgerm. *-ǭ* = uridg. *-ā́m* (stoßtonig), ferner 1. Sing. des schwachen Präteritums got. *nasida* ags. *nerede* ebenfalls mit urgerm. *ǭ.*

Erst nachdem der Nasal im Auslaut verklungen war, wurde im konjunktivisch-imperativischen Gebiet die Partikel *u* fest mit der Verbalform univerbiert. Dieser Verschmelzung parallel ging die Entstehung der 1. Sing. auf *-au* got. *bairau* aisl. *bera*, got. *nasjau, fullnau,* worin, wie schon bemerkt, eine alte 1. Sing. Konj. auf *-ō* vorliegt, an die jene Partikel angetreten ist (Verf. Grundr. 2², 3, 536). Dieselbe Partikel *u* erscheint auch im Altindischen

hinter imperativischen Formen, z. B. 2. Plur. *ētō* = *ēta* + *u*. sowie wahrscheinlich in den ar. Imperativformen der 3. Sing. und Plur. wie ai. *bháratu* av. *baratu* apers. *baratu*, ai. *hantu* gthav. *jantū* und ai. *bhárantu* av. *barəntu*, ai. *sántu* gthav. *həntū* (Osthoff Morph. Unt. 4, 252 ff., Verf. Grundr. 2², 3, 579. 582).

Nachdem urgerm. *-*đǭ*, *-*nđǭ* in den Indikativ gelangt waren, setzte sich im Gotischen *u* im konjunktivisch-imperativischen Bereich um so leichter dauernd fest, als dadurch formale Scheidung zwischen dem uns nur in *atsteigadau, lausjadau, liugandau* aufbewahrten Formsystem und den zugehörigen Indikativformen erzielt wurde.

Imperativformen wie **salbōdau, *salbōndau* sind nicht überliefert, dürfen aber neben Indik. *salbōda, salbōnda* getrost vorausgesetzt werden. Bei *ei . . . awiliudodau* ἵνα . . . εὐχαριστηθῇ 2. Kor. 1, 11, *ei ni gaaiginondau* ἵνα μὴ πλεονεκτηθῶμεν 2. Kor. 2, 11, *ibai . . . gaaiwiskondau*[1]) *weis* μήπως . . . καταισχυνθῶμεν 2. Kor. 9, 4 könnte vielleicht daran gedacht werden, daß der Imperativ in den Nebensatz eingedrungen sei, wie das sonstwo im Altindischen, Avestischen, Griechischen, Lateinischen, nicht selten geschehen ist, z. B. av. *yada nō . . . xᵛāϑravāᶦtīš tanvō həntō* 'auf daß unsere Leiber selig seien' Y. 60, 11. Im Gotischen selbst soll dies der Fall sein z. B. Mark. 8, 15: *saihviþ ei atsaihviþ izwis þis beistis Fareisaie* 'seht darauf, daß ihr euch hüten sollt (mögt) vor dem Sauerteig der Ph.' (Verf. Grundr. 2² 3, 824 ff.). Doch beweisen diese Stellen nichts (s. Streitberg Got. Elementarb.³ S. 227), und so werden *awiliudodau* usw. Optative sein.

16. Wie sich das Eindringen von *-*đǭ*, *-*nđǭ* in den Indikativ des Präsens vollzogen hat, läßt sich noch einigermaßen klar erkennen am urnord. *haite* aisl. *heite*, falls dessen Auffassung als alte Medialform mit Passivbedeutung richtig ist (S. 45). Es haben dann zunächst die andern Personen neben der 1. Sing. den Ausgang *-*zai*, *-*đai*, *-*nđai* mit *-*zǭ*, *-*đǭ*, *-*nđǭ* vertauscht und zwar zuerst die 3. Personen. Immerhin mag aber auch schon in urgermanischer Zeit die 3. Sing. zugleich als 1. Sing. gebraucht worden sein (got. *haituda*, ags. *hátte*). Daß die 1. Sing. der Medialflexion sich in der Indikativklasse (got.) *nima -is -iþ* usw. am längsten gehalten hätte, lag an ihrer unmittelbar hinter der 'Wurzel' auftretenden Endung urgerm. *-*ai*, durch die sie

1) So in B. In A *gaaiwiskonda*.

den andern Personen mit thematischem Vokal formantisch unähnlich und damit im Sprachgefühl entrückter war. Die Führung bei dem Übertritt in den Indikativ hatte wohl die 3. Sing., namentlich auf Grund ihres Gebrauchs als unpersönliches Passiv.

Solche Überführung von Ausgängen von nichtindikativischen Formensystemen in den Indikativ kamen auch anderwärts in verschiedenen Sprachen vor:

Im Althochdeutschen sind die indikativisch gebrauchten Formen der 1. Plur. auf (-*ēm*) -*ēn* für -*amēs* -*emēs*, z. B. *sehēn*, *heiʒēn*, die Formen des Optativs (Braune Ahd. Gramm.[3] S. 254). Ebenda sind das -*nt* der 3. Plur. Ind. und das -*n* der 3. Plur. Opt. im allgemeinen noch geschieden; für -*ent* drang aber allmählich -*en* aus dem Opt. ein (Franck Altfränk. Gramm. S. 254 f., Braune a. a. O. S. 254). In beiden Fällen wurde dann der indikativische Ausgang auch umgekehrt dem Optativ zuteil. — Im Althochdeutschen erscheint die 1. Plur. auf -*mēs* in der ältesten Zeit nur im Indikat. und Imper. Präs., z. B. *bintamēs* 'ligamus' und 'ligemus', *gāmēs* 'imus' und 'eamus'. Diese Endung, Grundform *-*mēsi* gehörte aber ursprünglich vermutlich nur dem adhortativen Modus an; die Dehnung des Vokals war infolge von häufigerer Affektbetonung bei Aufforderungen aufgekommen, wofür lit. *eimè* 'eamus' = **eimē* neben *eĩme* 'imus' eine Stütze bietet. — Der awests. Ausgang der 1. Sing. Ind. Präs. -*e*, z. B. *bere*, *feri*(*ʒ*)*e*, für das altertümlichere angl. -*u* -*o*, wird teils als Angleichung an die 2. 3. Sing. auf -*est* -*ed* erklärt, teils und ansprechender als aus dem Opt. (*bere*, *feri*(*ʒ*)*e*) herübergetragen (Sievers Ags. Gramm.[3] S. 189, Streitberg Urgerm. Gramm. S. 190, Dieter Laut- u. Formenl. S. 87). Ferner wurde im Angelsächsischen, wo die 1. 2. 3. Plur. ursprünglich allgemein auf -*að* = *-*anþi* ausging (*bindað*, *nerið*), dann, wenn bei invertierter Wortstellung auf eine 1. oder 2. Plur. das zugehörige Personalpronomen, *wē*, *wit*, bezieh. *ʒē*, *ʒit* folgte, für -*að* der Optativausgang -*e* herübergenommen: *binde wē*, *binde ʒē* (Sievers a. a. O. S. 194 f.). — Das nhd. Verbum *wollen*, ahd. Indik. Präs. *willu wili wili wellemēs* usw., war ursprünglich ein indikativisch gebrauchter Optativ (got. *wiljau*) zum Ind. lat. *volt* lit. *pa-velt*. S. Braune a. a. O. S. 306 f., Streitberg Urgerm. Gramm. S. 345, Paul Mhd. Gramm.[8] S. 83. — Von den mhd. Formen *sīn*, *sīt*, *sint* 'sumus, estis, sunt' ist nur die letzte wirklich indikativisch. Die 1. und 2. Plur. sind Optative, die seit dem 12. Jahrh., beim Absterben von *birn*, *birt*, in den

Indikativ eindrangen (wobei der Anlaut der 3. Plur. Anziehung übte). Diese Neuerung zog im Mitteldeutschen auch noch den Ersatz von *sint* durch Opt. *sīn* nach sich. — Im Lateinischen ist die 2. Sing. Ind. Präs. *sequere* aus dem Imperativ herübergenommen, vgl. Sommer Handb.[2] S. 494, Krit. Erläut. S. 133, Verf. Grundr. 2[2], 3, 646 f. — Der lat. Konj. *ero* = griech. ἔω ὦ gthav. *aŋhā* wurde zum Ind. Fut., wie auch die konjunktivische Injunktivform der 1. Sing. *agam* in das System des Ind. Fut. hineingekommen und die mit *agam* wahrscheinlich bildungsgleiche 1. Sing. *inquam* = **en-squ̯ām* (ursprünglich etwa 'möcht' ich sagen') ihrem Gebrauch nach zum Indikativ geworden ist (Grundr. 2[2], 3, 541). — In andern idg. Sprachen zeigt sich noch mehr von dieser Art.

Der Anlaß zu derartigen Verschiebungen war natürlich nicht überall derselbe; es haben öfters wohl mehrere Faktoren zu der Neuerung zusammengewirkt.

In unserm Fall haben die Brücke zum indikativischen Gebrauch hin hauptsächlich die modal zum 'Imperativ' *nimam* gehörigen Formen **nimada*, **nimanda* (woraus durch Verschmelzung mit *u* **nimadau*, **nimandau*, vgl. *at-steigadau*, *liugandau*) gebildet. Als Injunktiv, der seiner alten Bedeutungssphäre nach vom Konjunktiv nicht zu scheiden ist, hatten die beiderseitigen Formen zugleich Futurbedeutung in derselben Weise, wie z. B. ai. *rēṣat* in RV. 7, 20, 6 als Ind. Fut. erscheint: *nū́ cit sá bhrēṣatē jánō ná rēṣan mánō yṓ asya ghōrám āvívāsāt* 'nicht wankt das Volk, das sich seines furchtbaren Geistes versichert, noch wird es zu Schaden kommen', oder wie im Lat. *ero*, im Griech. ἔδομαι zum Ind. Fut. geworden sind (vgl. auch Α 262 οὐ γάρ πω τοίους ἴδον ἀνέρας οὐδὲ ἴδωμαι 'nicht habe ich solche Männer gesehen und werde sie nicht zu sehen bekommen'). Da in den germanischen Sprachen der gewöhnliche Ausdruck für zukünftig Gedachtes der Ind. Präs. bei beliebiger Aktionsart des Verbums war (Streitberg Got. Elementarb.[3] 200 f., Verf. Grundr. 2[2], 3, 794), so begreift sich besonders leicht, wie **nimada* **nimanda* als Injunktiv zum Indikativ werden konnte. Tatsächlich ist, wie aus Skladny's Sammlungen leicht zu ersehen ist, im Indikativ etwa die Hälfte aller bei Wulfila vorkommenden *-ada*-Formen Übersetzung von griechischen Futurformen, z. B. Luk. 1, 76 *jah þu, barnilo, praufetus hauhistins haitaza* καὶ σύ, παιδίον, προφήτης ὑψίστου κληθήσῃ, Joh. 12, 31 *nu sa reiks þis fairƕaus uswairpada ut*

νῦν ὁ ἄρχων τοῦ κόσμου τούτου ἐκβληθήσεται ἔξω. Darunter auch eine Anzahl mit modalem (konjunktivischem) Gebrauch des Futurs, wie 2. Kor. 12, 15 *aþþan ik laþaleiko fragima jah fragimada faur saiwalos izwaros* ἐγὼ δὲ ἥδιστα δαπανήσω καὶ ἐκδαπανηθήσομαι ὑπὲρ τῶν ψυχῶν ὑμῶν, 'ich aber will fast gerne darlegen und dargelegt werden für eure Seelen' (Luther).

17. In welchem Umfang zu der Zeit, als das -*ǭ* der Endungen **-đǭ*, **-ndǭ* in den Indikativ Präs. eindrang, die alten medialen Formen hier noch lebendig waren, läßt sich nicht wissen. Trotz *nima-za* in der 2. Sing. (vier Belege) ist jedenfalls nicht sicher, daß nicht diese Formation der 2. Sing. erst nach der Analogie der Aktivform mit altem **-si* in urgermanischer Zeit neu aufgekommen ist.

Auch das muß dahin gestellt bleiben, ob die Optativformen *nimaidau, nimaizau, nimaindau* nur im Personalausgang umgestaltete alte mediale Optativformen von der Art der griech. Formen φέροιτο, φέροιο, φέροιντο gewesen sind, oder ob der alte medial flektierte Optativ zu der Zeit, als jene Formen geschaffen wurden, bereits abhanden gekommen war. Die gotischen Formen haben sich nach der Analogie der Aktivformen leicht neu einstellen können. Ist der Optativ erst zustande gekommen, als der Indikativ auf dem in § 16 angegebenen Weg geschaffen war, so ließe sich u. a. vergleichen die Neuschöpfung von lat. *ferāminī, ferēminī* usw. nach dem Vorbild von Indik. *feriminī* (wobei es einerlei ist, ob man *feriminī* dem Part. φερόμενοι oder dem Infin. φερέμεναι oder beiden zumal gleichsetzt).

Ich könnte hier nun die Darlegung meiner Ansicht über die Herkunft des gotischen -*ada*-Passivs beschließen, da in den noch übrigen fraglichen Punkten meine Meinung jedenfalls nicht unwahrscheinlicher ist als in bezug auf diese Punkte die herkömmliche Ansicht aussieht, nach der diese Formenkategorie die einfache und glatte, auf keine Abwege geratene Fortsetzung des uridg. Mediums mit Passivbedeutung ist. Indessen drängen sich, wenn ich meinerseits auf dem richtigen Weg bin, doch noch ein paar Erwägungen auf, die vielleicht geeignet sind, noch weiteres Licht über den Werdegang unserer Passivklasse zu verbreiten.

18. Man hat den Ausgang -*ām* der ar. Imperativformen auf -*tām* und -*ntām* -*atām* mehrfach mehr oder minder zuversichtlich zusammengebracht mit der medial-passivischen ar. Imperativform auf -*ām*: 3. Sing. ved. *duhām, vidām* (*vid-* 'finden'),

śayām, gthav. *ər²z-ūčąm* 'es soll kund werden', und hat diese Formation wiederum identifiziert mit dem Kasus auf *-ắm* in den periphrastischen Perfekta wie *vidą́ cakāra* 'wußte'. S. Grundr. 2², 3, 501. 580. 940 u. die dort genannte Literatur. Es liegt nahe, in *vidắm* den Akk. Sing. Fem. eines Verbalabstraktums, von der Art wie *bhidā́-m* 'Spaltung' griech. φυγή-ν 'Fliehen, Flucht', zu sehen (Delbrück Altind. Synt. 426, Wolff KZ. 40, 54 ff.).[1] Durch infinitivischen Gebrauch hindurch wären *duhắm* usw. zum Imperativ geworden, und weiterhin wurde *duhắm* mittels *r* pluralisiert zu *duhrām* (AV.) nach dem Verhältnis von Indik. 3. Plur. *duhrḗ* zu 3. Sing. *duhḗ*.

Ist das richtig, so ließe sich in analoger Weise *bhárutām* als Akk. Sing. eines fem. Verbalabstraktums **bharatā-* betrachten. Der infinitivische Imperativ auf *-tām* verhielt sich in diesem Fall zu dem auf *-ām*, wie im Vedischen die Infinitivform auf *-tayē* (*vītáyē, iṣṭáyē*) zu der auf *-ayē* (*dṛśáyē, yudháyē*). In das Formensystem des Imperativs hätte sich die *-tām*-Form leicht hineingefunden und hineingelebt infolge von Assoziation des *-t-* mit dem *-t-* der Endungen der 3. Person. Alsdann hätte man dazu *bhárantām* in derselben Art und Weise geschaffen, wie sich an singularisch gebrauchtes *duhắm* als Pluralform *duhrām* angeschlossen hat, und wie im Anschluß an **bhére-tōd* die Pluralformen griech. φερόντω, lat. *feruntō* entsprungen sind. *Bhárantām* und got. **baírandau* (vgl. *liugandau*) könnten dabei ebenso unabhängig von einander ins Leben getreten sein wie gr. φερόντω und lat. *feruntō*; denn daß diese beiden Formen getrennt aufgekommen sind, wird höchst wahrscheinlich einerseits durch die griech. Pluralformen ἔστων ἔστωσαν μαθέτωσαν u. dgl., die aus einer Zeit, in der ἔστω usw. selbst auch noch pluralisch verwendet worden sind, stammen, anderseits durch die Abwesenheit des Ausgangs **-ntōd* im Umbrischen (umbr. fertuta 'ferunto'). Freilich liegt auch nichts im Wege, jene Pluralisierung der Formen auf **-tām* als bereits in uridg. Zeit vollzogen anzusehen; die ursprüngliche Nominalform auf **-tām* müßte sich dann eben schon damals in die Reihe der verbalen Formen der 3. Sing. gestellt haben und als eine 3. Sing. empfunden worden sein.

Sind ai. *bhárantām* und got. *bairandau* (*bairanda*) einzelsprachliche Neuschöpfungen gewesen, so ließe sich daraus die Tat-

1) Mit *śayām* (AV.) vgl. *śayā́-* 'Lager, Lagerstätte' (*śayā́su* RV. 5, 55, 4).

sache erklären, daß im Angelsächsischen eine der 3. Plur. Akt. auf *-ad* (aus **-anþi*) konforme Gestaltung des Plurals zu *hátte* fehlt; man begriffe, weshalb der Plural zu *hátte* als *hátton* nach der Analogie des schwachen Präteritums (vgl. *hæfde* : *hæfdon*) neu geschaffen worden sei. *Hátton* stünde als Pluralisierung von *hátte* so neben got. *haitanda*, wie griech. μαθέτωcαν neben μαθόντω und wie umbr. fertuta neben lat. *ferunto*. Vgl. § 11.

19. Bei Herkunft aus dem Gebiet der Formen des Verbum finitum ließe sich damit ferner in Zusammenhang bringen, daß das *-ada*-Passivum im Gotischen nur passivische, nicht zugleich mediale Bedeutung aufweist. Wenn im Arischen die Formen auf *-tām*, *-ntām* beide Bedeutungen zugleich aufzeigen, so wiese das, im Gegensatz zum Germanischen, auf einen festeren Anschluß an das alte Mediopassiv des Arischen hin, auf eine Einverleibung in dieses Formsystem auch in semantischer Beziehung. Im Germanischen wäre, da die Form auf **-đǭ* von vornherein keine spezifisch mediale Bedeutung besaß (ebenso wenig wie Infinitivformen wie *niman, nasjan* und Partizipialformen wie *numans, nasiþs*, die je nach dem Zusammenhang zunächst nur aktivisch oder passivisch, nicht aber medial verstanden wurden und werden), diese Form im Gegenteil dabei beteiligt gewesen, das aus idg. Urzeit ererbte, dem griech. φέρεται entsprechende Medium als solches verkümmern und daneben das Reflexivum in die Höhe kommen zu lassen.

Daß das aisl. *heite,* wenn es richtig als letztes Überbleibsel der sonst im Germanischen völlig versunkenen uridg. Medialformation gedeutet ist, hierbei nicht im Wege steht, liegt auf der Hand.

20. Was endlich das dem got. *haitada* usw. und dem ags. *hátte* (aus **haitađe*) gemeinsame *-a-* betrifft, das wegen des Nebeneinanders von *haitaza, haitada* und akt. *haitis, haitiþ* sowie gegenüber den griech. -ε-Formen φέρεαι (φέρῃ), φέρεται so auffallend ist (§ 10), so ergibt sich, jenen ursprünglich nominalen Charakter von *bhāratām* vorausgesetzt, die Frage: welchen 'Zwischenvokal' haben diejenigen Verbalabstrakta auf *-tā*, bei denen dieses stammbildende Formans nicht unmittelbar an eine 'Wurzelsilbe' angefügt war (wie in got. *skan-da* ahd. *skan-ta*, *slah-ta*, griech. εἱρκτή ἑρκτή, lat. *multa [mulcta]*, lit. *sznektà* usw., Grundr. 2², 2, 414 ff.), sondern unmittelbar hinter der Wurzel teils *-e-* teils *-o-* erscheint, in derjenigen Periode des Urgermanischen

gehabt, in welcher die konjunktivisch-imperativisch gebrauchte Form auf *-*dǫ* weitergehenden Anschluß an das eigentliche Verbum gewann? Die Grundform, auf der sich das germanische Passivum aufgebaut hat, könnte ja eine Form auf *-*o-tām* gewesen sein, und das durchstehende -*a*- wäre damit ohne weiteres erklärt. Diese Frage ist um so näher gelegt, als bei dem im Gebiet des Verbum infinitum neben -*to*- herrschenden -*no*-Formans im Germanischen oft -*a-na*- (-*o-no*-) neben -*e-na*- (-*e-no*-) auftritt: Inf. got. *bindan* ahd. *bintan* usw.; Part. got. *bundans* ahd. *gi-buntan* as. *gi-bundan* neben got. *fulgins,* ags. *bunden,* aisl. *bundenn;* Subst. ahd. *ezzan* Neutr. ('Speise') neben got. *aigin* ahd. *eigin* Neutr., as. *thecina lugina* Fem. u. dgl. mehr.

Im allgemeinen hat bei diesen -*t*-Bildungen das Germanische -*e*- als Zwischenvokal bevorzugt. *-*etā*- z. B. in ahd. *antfangida* 'Empfang', *giscihida* 'Geschehnis', *antfindida* 'Empfindung', *irgrabida* 'Einmeißelung', wie griech. μελετή, ἀρετή u. a.[1]); sie vergleichen sich den eben genannten Abstrakta as. *thecina* usw. Diese Substantiva auf *-*etā* gehören ebenso wie die gleichfalls als Abstrakta auftretenden Substantiva auf *-*eto-s* (griech. παγετός, ὑετός, νιφετός u. a.) und die teils als Abstrakta teils als Konkreta fungierenden neutralen Substantiva auf *-*eto-m* (griech. ἑρπετόν, δακετόν, ahd. *ferid*, *hulid*, gall. *nemeton* ir. *nemed*, *dliged*, aksl. *teneto, rešeto,* lit. *velkētai* Plur., ursprünglich Neutr.) zu der Gruppe der Adjektiva wie ai. *bharatá-ḥ* apers. -*barata*- 'der zu pflegen ist', ai. *daršatá-ḥ* 'sichtbar, sehenswert', griech. ἄ-σχετος = av. *a-zgata*- 'unwiderstehlich', griech. ἑλετός 'greifbar', ἀριδείκετος 'ausgezeichnet', lat. *vōtus* aus **vovetos* umbr. vufetes 'votivis', lat. *tacitus* umbr. taçez 'tacitus' u. a. Diese Bildungen zeigen sich öfters auch an noch besonders charakterisierte Präsensstämme angeschlossen: z. B. ai. *haryatá-ḥ* 'erwünscht' mit den substantivierten Femininbildungen wie *tanyatā́* 'Donner', griech. μητίετα 'Berater' (urspr. Fem. 'Beratung'), zu μητίομαι, böot. καιέτᾱ 'Minze' (urspr. Fem. 'Brennen, Ätzung'), zu καίω 'brenne', ναιετάω 'wohne', von *ναιετᾱ 'Wohnung', zu ναίω. Derselbe Zwischenvokal liegt vor in -*ti*-Bildungen, z. B. griech. σχέσις, λάχεσις, εὕρεσις, lat. *seges, teges*, ai. *vasatí-ḥ*, *dr̥šatí-ḥ*, *ramati-ḥ*, sowie in -*tu*-Bildungen, z. B. ai. *vahatú-ḥ* 'Brautzug'; auch hier

1) Die Vermutung, daß jene german. Abstraktbildungen erst in Nachahmung von denominativen Abstrakta aufgekommen seien (s. Grundr. 2², 1, 419 f.), ist kaum aufrecht zu halten.

wieder begegnen Formen mit Anschluß an's -*i̯o*-Präsens, z. B. ai. *tanyatú-ḥ* 'Donner', *tapyatú-ḥ* 'heiß' u. dgl.

Das sprachgeschichtlich an sich zweideutige arische -*a*- kann nun überall auch als uridg. -*o*- betrachtet werden, zumal da den europ. Sprachen -*o*- im Gebiet der in Rede stehenden Formationen durchaus nicht fremd ist. Im Germ. got. Neutr. *liuhaþ* (*liuhada*-) 'Licht' (dagegen gall. mit -*e*- *Leucetius*), Fem. *mitaþs* mit *-*o-t*(*i*)- (Dat. vom konsonantischen Stamm *mitaþ*, vgl. ai. *sravát*- F. 'Strom' u. dgl., Grundr. 2², 1, 425), westgerm. Abstrakta auf -*aþan*-, worin man eine Weiterbildung von *-*o-to*- erkennt (wahrscheinlich Substantivierung von Adjektiva auf *-*o-to*-), z. B. ahd. *irrado* 'error' (v. Bahder Verbalabstrakta S. 161 f., Kluge Nom. Stammb.² S. 60). Griech. etwa ὅσιος auf Grund eines zu ἐστι gehörigen **soto*- neben **seto*- in ἐτά · ἀληθῆ. ἀγαθά (Hesych), ἐτάζω u. a. Aksl. *rota* 'Eid' aus **vrotā*, zu ai. *vratá-m* 'Gebot, Satzung' av. *ᵘrvatə-m* 'Bestimmung', von der Wurzel *u̯er*- in griech. εἴρω, lat. *verbum*. Häufig *-*o-tā*-, *-*o-ti*- im Balt., wie lit. *sùkata* (*sukatà*) 'Drehkrankheit der Schafe' (*sùkti*), lett. *stipata* 'das Lahmgehen' (lit. *stìpti*), *pl'upata* 'Schwätzer' (*pl'upt*); lit. *sukatis* = *sùkata*, *alkatis* 'Hunger' (*álkti*), *muszatis* 'Schlacht' (*mùszti*); daneben auch *-*etā*-, *-*e-ti*-, wie *elgeta* 'Bettler' (urspr. 'das Betteln') und *elgetis* 'mendicitas' (*elgti-s*), *kupetà* und *kupetis* 'Heuhaufen' (*kup*- 'häufen'), s. Leskien Bild. d. Nom. S. 568 ff.[1]).

Aus den zu schwachen Verba gehörigen Passivformen des Gotischen wie *salbōda*, zum Aktiv *salbōþ*, und *habada*, zum Aktiv *habaiþ*, ergibt sich nichts, was auf die in Rede stehende Frage Licht werfen könnte. *salbōda* ließe sich mit Part. *salbōþs*, mit *wraōdus* 'Reise' (zu *wratōn* 'reisen') u. dgl., hom. ἀγορητής 'Sprecher' (zu ἀγοράομαι) u. ähnl. vergleichen. *Habada* aber stellt sich zu *haba habam haband* (neben *habais*, *habaiþ*), zeigt also, wie diese Aktivformen, den *a*-Typus ebenso wie die zu den starken Verben gehörenden Formen wie *nimada*.

Zu dieser Frage, die in der Reihe unsrer auf den Ursprung des -*ada*-Passivs gerichteten Erwägungen am weitesten rückwärts führt, dürfte nun etwa noch folgendes zu bemerken sein.

---

1) Die entsprechenden slav. Bildungen lasse ich beiseite, weil mir nicht klar ist, wie weit hier der Wechsel *e* : *o* von vokalischer Fernassimilation abhängig gewesen ist: z. B. aksl. *teneto, tonoto* 'Netz', *rešeto* 'Sieb', *trepetъ* 'Zittern', *klokotъ* 'Sprudeln', *klopotъ* 'Lärm'. Eine vollständige Sammlung des einschlägigen Materials steht mir nicht zu Gebote.

Gehen wir für *baírada* von **bherotām* als idg. Grundform aus, so ist zwar das *a* der zweiten Silbe sofort erklärt, aber man muß es dann auffallend finden, daß eine solche Form mit *-o-* (außerhalb des Arischen, wo lautgesetzlich daraus *bhấratām* werden mußte), neben den Aktivformen mit *-e-* wie **bhereti* = *baíriþ* stehend, in so weitem Umfang die Stelle der wie diese aktiven Formen *-e-* aufweisenden Medialformen (**bheretai* usw.) hat einnehmen können. Gehen wir dagegen von **bheretām* aus, so hält es wiederum schwer, eine angemessene Erklärung für den in die urgermanische Periode zu verlegenden Ersatz von *-e-* durch *-o-*, von (got.) **baírida* durch *baírada*, **baíriza* durch *baíraza*, **-steigidau* durch *-steigadau* zu finden.

Was hierüber bis jetzt aufgestellt worden ist, befriedigt nicht. An Jellinek's Erörterungen Beitr. z. Erklärung der germ. Flex. S. 101 ff. anknüpfend, könnte man daran denken, **baíradau* (**baírandau*) sei alte 'Konjunktivform' gewesen. Nur ist dann nicht angängig, mit Jellinek anzunehmen, dieser Konjunktiv habe ursprünglich als Konjunktiv zu konsonantisch auslautenden Indikativen wie *is-t* gehört. Denn grade diese hatten von Haus aus Konjunktiv mit dem qualitativen Wechsel *-e-* : *-o-*, nach der Art von lat. *erit* = ai. *ása-ti*, von hom. ἄλεται und von got. 2. Sing. *ōgs* ('fürchte') aus **ōʒi-z* (Ind. *ōg* 'ich fürchte'). Hiernach wäre got. Konj. 3. Sing. auf **-i-dau* statt *-a-dau* zu erwarten, und für die Deutung von *-a-dau* wäre nichts gewonnen. Wollte man anderseits auf Grund der 1. Sing. *baírau* aisl. *bera* (aus **berō* = griech. Konj. φέρω + Partikel *u*), die den regelrechten Konjunktiv zu dem themavokalischen Indikativ *baíra* darstellt und ihre ursprüngliche konjunktivische Modusfunktion noch in Sätzen wie *ƕa qiþau?* τί εἴπω; zeigt, annehmen, daß in einer urgermanischen Periode, als das *-ada*-Passiv nur erst dem konjunktivisch-imperativischen Modussystem angehörte, neben der 1. Sing. **berō* eine 3. Sing. Med. **berēðai* und eine 3. Plur. Med. **berōnðai* lebten, so käme man wiederum nur auf Umwegen zu einer Erklärung des *-a-* von **baíradau*, **baírandau*. Dasselbe wäre der Fall, schriebe man dem Urgermanischen statt des Konj. **berō* einen injunktivischen *ā*-Konjunktiv zu, wie er im Italischen und Keltischen erscheint (lat. *feram* usw.).[1])

1) Der konjunktivische *ā*-Injunktiv ist bis jetzt zuverlässig nur für das italokeltische Gebiet nachgewiesen. Daß die aksl. 1. Sing. Indik. *berą* dazu gehöre, ist eine bloße, immerhin ansprechende Hypothese (vgl. Verf. Grundr. 2², 3, 540).

21. Bleibt hiernach die Herkunft des -*a*- von -*a-dau* (-*a-ndau*), -*a-da* -*a-za* bis auf weiteres ein Problem, so ist nichtsdestoweniger wahrscheinlich, daß auf germanischem Boden, wenn nicht schon vorher, eine Verquickung des Ausgangs -*tām*, der ursprünglich keine Personalendung war, mit den alten medialen Personalendungen stattgefunden hat. Jedenfalls begreift sich so am einfachsten die durchgehende passivische Bedeutung der -*ada*-Formen. So auch am einfachsten, daß die -*ada*-Formation im Gotischen bloß im Bereich des präsentischen Tempus auftritt. Daß ags. *hátte hátton* auch präteritale Bedeutung hatte, wird mit Recht erst für eine Folge der durch den Singular *hátte* bewirkten Assoziation mit dem schwachen Präteritum gehalten. Im Bezirk des präteritalen Formsystems war das alte Medium, wie es scheint, bereits in urgermanischer Zeit ausgestorben.

Daher haben denn die als präteritale Ergänzung zum -*ada*-Präsens im Gotischen erscheinenden Umschreibungen mittels *wisan* und *waírþan* und dem Part. Prät. (Aufzählung aller dieser bei Wulfila vorkommenden Umschreibungen bei Skladny a. a. O. S. 8 ff.) auch ihrerseits nur Passivbedeutung, z. B. *insandiþs im rodjan du þus* ἀπεστάλην λαλῆσαι πρὸς σέ Luk. 1, 19, *insandiþs was aggilus* ἀπεστάλη ὁ ἄγγελος Luk. 1, 26 (neben *niba insandjanda* ἐὰν μὴ ἀποσταλῶσιν Röm. 10, 15). Etwas, was formal dem lat. *adeptus sum* 'ich habe erlangt', *secutus sum* 'ich bin gefolgt' als Ergänzung zu den präsentischen Deponentia *adipiscor*, *sequor* entspräche, gibt es somit im Gotischen und überhaupt im germanischen Sprachzweig nicht; dagegen entspricht im passivischen Genus z. B. das Verhältnis von *missus sum* zu *mittor* jenem von *insandiþs im* zu *insandjada* vollkommen. Zum lat. P[illegible]ssi[illegible] stimmt aber auch hier wieder das Keltische. Denn wie im Lateinischen das *r* als Träger der Passivbedeutung im Präsenssystem zwar in den Indikativ eingerückt ist, dabei aber das zugehörige Präteritalsystem durch Umschreibung mit Hilfe des passivisch gewendeten *to*-Partizipiums geschaffen erscheint, so gehört im Irischen z. B. zum Indik. Präs. Pass. -*berar* -*berr* als Perf. Pass. -*breth* (Plur. -*bretha*), das, mit Auslassung des Verbum substantivum als Kopula, auf dem uridg. Part. **bhr̥-tó-* beruht.

22. Das Ergebnis unserer Untersuchung ist hiernach in Kürze folgendes.

1) Die gotische pass. -*ada*-Formation, der die Formen *ai*[illegible]*gadau*, *lausjadau*, *liuhandau* zuzurechnen sind, beruht wahr-

scheinlich auf einer auch durch ai. *bháratām, ṛdhyatām* usw. vertretenen uridg. konjunktivisch-imperativischen Formation auf **-tām* in ähnlicher Weise, wie die italischkeltische Passivformation mit *r* aus einer uridg. konjunktivisch-imperativischen Formation auf *-r* erwachsen ist. Wie diese in vorhistorischen Zeiten, nach Verflechtung mit den eigentlichen Personalendungen des Verbums, sich dem Indikativ mitgeteilt hat, so ist die *-tām*-Bildung in urgermanischer Zeit auf den Indikativ übergegangen. Hierbei scheint hauptsächlich der Gebrauch des Indik. Präs. perfektiver Aktionsart als Futurum, das dem modalen Sinn oft nahe stand, vermittelnd gewirkt zu haben.

2) Als viel weniger sicher ist zu betrachten, daß die verbale *-tām*-Formation ursprünglich der zunächst 'infinitivisch' zur Aufforderung verwendete Kasus eines Verbalabstraktums gewesen ist. Immerhin läßt sich, wie hier noch zugefügt sein mag, für diesen Ursprung mehr geltend machen als für die in den bisherigen Verhandlungen über den Ausgangspunkt des italokeltischen Passivs wiederholt geäußerte Vermutung, das *r* dieses Verbalgenus sei dasselbe Element, das die heteroklitischen Neutra wie griech. ἔαρ lat. *vēr* aisl. *vár*, ai. *ū́dhar* griech. οὖθαρ und die Neutra wie av. *yār-* got. *jēr*, griech. δῶρον arm. *tur* im Ausgang haben.[1]) Denn während bei *-tām* die Anknüpfung an alte Substantiva mit dem Formans *-tā-* darum nahe gelegt ist, weil in verschiedenen Sprachzweigen zahlreiche mit diesem Formans gebildete Verbalabstrakta vorliegen, sind die Neutra auf *-r* nur ganz ausnahmsweise und offenbar erst sekundär zu Abstrakta geworden.

Leipzig. Karl Brugmann.

Wortdeutungen.

1. Engl. *levin,* griech. λοφνίς.

Me. ne. *lēven, -in* 'Blitz, Licht, Flamme' ist leider nicht in ae. Form bezeugt, aber darf doch wohl zu griech. λοφνίς, λοφνία 'Fackel', lett. *lápa* 'Kienfackel', preuß. *lopis* 'Flamme', ir. *lassar* 'Flamme', kymr. *llachar* 'funkelnd, feurig' (aus **laps-*) gestellt

1) S. Windisch Üb. die Verbalformen mit dem Charakter *R* (Leipzig 1887) S. 502 f., Zimmer KZ. 30, 230 ff., Hirt IF. 17, 69 [jetzt auch Charpentier in der S. 50 Fußn. 1 genannten Schrift S. 98 ff.].

werden. Das *ĕ* der Wurzelsilbe kann altes *e* oder *i*-Umlaut von *a* sein; im übrigen vgl. Boisacq unter λάμπω.

2. Westf. *gisse* 'Menge'.

Eigentümlich erscheint die Bedeutungsveränderung von westf. *gisse* f. 'Menge', das im mnd. noch die ältere Bedeutung 'Mutmaßung, Vermuten, Raten, Gutdünken' zeigt. Der gleiche Übergang findet sich bei aisl. *ván* 'Erwartung, Ansicht' zu me. *wān*, *wǭn* 'hope, store, quantity, plenty, copia', und bei ne. *expectation* 'Erwartung, Hoffnung, Aussicht'. Vgl. Zupitza Zschr. f. öst. Gymn. 1875, S. 131 f.

3. Lat. *pancra*, germ. *fāhan*.

Die lat. Glosse *pancra* 'rapina', wozu das Verbum *impancrāre* 'invadere' gehört, ist nach Walde[2] S. 379 unten noch unerklärt. Ich möchte *pancra* zu germ. (got. ahd. as.) *fāhan*, anord. *fā*, ae. *fōn* 'fangen, fassen, ergreifen' stellen, das auf urgerm. *fanhan* zurückgeht. Ob ai. *pāças* 'Strick', lat. *paciscor pāx* usw. dazu gehören, wie gewöhnlich angenommen wird, lasse ich dahingestellt sein, auch die Zusammenstellung mit nhd. *fegen*, *fügen*, got. *fagrs*, *faginōn* usw. scheint mir wegen der abweichenden Bedeutung wenig sicher.

4. Lat. *sūdus*, anord. *sūt*.

Aisl. *sūt* F. 'Krankheit, Sorge, Kummer' wird gewöhnlich mit gleichbedeutendem *sōtt* = got. *saúhts*, ahd. *suht* 'Sucht' gesetzt, was aber große lautliche Schwierigkeiten macht. Ich möchte es hiervon trennen und als 'Verdorrung, Ausdörrung' zu lat. *sūdus* 'trocken', griech. αὖος 'trocken, dürr' αὐστηρός 'herb, streng', ai. *çuṣka-*, av. *huška-*, lit. *saũsas*, ae. *sear* 'trocken' usw. stellen. Eine Ableitung von *sūt* ist aisl. *sȳta* (got. **sūtjan*) 'plagen, trauern, sorgen, sich kümmern'; ~ *við* 'sich zurückhalten', auch aisl. *sȳsl(a)* 'Fähigkeit, Amt, Bezirk', *sȳsl* 'sorgsam, bemüht', ae. *sūsl* 'Pein', *seoslig* 'geplagt' gehören wahrscheinlich hierher, vgl. Falk-Torp unter dän. *syssel*.

5. Griech. πτελᾶς, -ος.

Das griech. πτελᾶς, -ος 'Eber' könnte auf *πι̯-ἐλᾶς, -ος (vgl. πτόρθος aus *πι̯-όρθος) zurückgehn und zu ἐλάω, ἐλαύνω 'treibe, rücke an, schlage, haue' gehören, vgl. ἐπ-ελαύνω und mnd. *kěmpe* 'Zuchteber', eigtl. 'Kämpfer'.

6. Griech. ἀσπίς, σπιδής.

Das unerklärte griech. ἀσπίς 'Natter' stelle ich zu σπιδής, σπίδιος 'ausgestreckt, lang' mit prothet. α. Weiteres s. bei Boisacq unter σπιδής.

7. Griech. λίθος, germ. *slīdan*.

Wenn λίθος ursprünglich vielleicht den glatten Kiesel bezeichnete, könnte es zu germ. *slīdan* 'gleiten', ne. *slide*, und ὀλισθάνω gehören.

8. Griech. κρέμβαλα, got. *hrōpjan*.

Got. *hrōpjan*, ae. as. *hrōpan* usw. 'rufen, schreien' stelle ich zu griech. κρέμβαλα 'Kastagnetten', lit. *skrebėti* 'krachen', asl. *skrobotъ* 'Geräusch', aisl. *skrap* 'Gerassel, Geschwätz'. *skrapa* 'rasseln'. Zur Bedeutungsentwicklung vgl. nhd. *sprechen*, as. *sprekan* zu norw. *spraka* 'knistern, prasseln', lat. *frāgor* 'Krachen, Getöse' usw., lett. *sprēgt* 'bersten, knallen'.

9. Griech. χαίνω, χήμη, ae. *gōian*.

Zu griech. χαίνω, χάσκω 'gähne', χανύω 'schreie' (Hes.), χήμη 'Gienmuschel', ais. *gan* 'Offenstehen des Mundes, Rufen, Schreien' gehört wohl auch ae. *gōian* 'seufzen, stöhnen', *gōung* 'das Stöhnen'. Zur Bedeutung vgl. noch griech. δεινὰ ῥήματα χανεῖν 'Schmähreden ausstoßen', bei Sophokles; weiteres s. bei Boisacq unter χαίνω. Wenn *gōian* idg. *ō* hat, würde es direkt zu χώρᾱ 'offenes Land' gehören.

10. Ae. *hream*, *hrȳscan*.

M. Förster führt in den Engl. Stud. 39. 347 ae. *hrȳscan*, ne. *rush* 'rauschen, stürmen' auf urgerm. **hrūtskjan* zurück, was natürlich sehr wohl möglich ist. Doch findet sich neben **hrūt-* (in ae. *hrūtan* 'rasseln, schnarchen' und aisl. *hrútr* 'Widder'?) auch die unerweiterte Wz. **kreu̯-* in ae. *hream* 'Geschrei' zu aisl. *hraumi*, *skraumi* 'Schreier', nd. *schrauen*, *schraulen* 'schreien', norw. *skryla*, *ryla*, vgl. Falk-Torp Wortsch. der germ. Spracheinheit S. 573.

11. Ae. *gōp*, lat. *habēre*.

Ae. *gōp* 'Diener' ist nur einmal, in den Rätseln 47, 3 im Gen. Sing. *gōpes* belegt, wo der Vers *ðurh gōpes hond* zugleich

die Länge des Vokals sichert. Ich stelle das bisher unerklärte Wort zu lat. *habēre* 'haben, halten', vgl. *servus* neben *servāre*. *Gōp* würde danach eigentlich 'Halter, Hüter' (sc. des Viehes) sein; den langen Vokal zeigt auch lit. *góbti* 'einhüllen'. Weiteres s. bei Walde[2] unter *habēre*.

12. Toch. *puk*[1]), griech. πυκνός.

Toch. *puk* 'jeder, all' stellt sich gut zu griech. πυκ(ι)νός 'dicht, gedrängt, fest, häufig', vgl. lat. *tōtus* aus **toretos* 'gestopft' zu *tūmeo* 'schwelle'. Dagegen gehört *pukla* 'Jahr' wohl zu griech. κύκλος

13. Toch. *kalk* 'gehen', lat. *calcāre* 'treten'.

Diese Gleichung bedarf wohl keiner Begründung.

14. Toch. *vär* 'Wasser', ae. *wær*.

Zu ae. *wær* 'Meer' gehört auch ai. *vāri* 'Wasser'.

15. Toch. *praski* 'Furcht', nhd. *furcht*.

Wenn diese Wörter zusammen gehören, müßte *praski* aus **prak-ski* entstanden sein, wie *tärnām* 'erlaube' aus *tärknām*; vgl. noch arm. *erkiut*.

16. Toch. *spaktān* 'Dienst', lat. *spectāre*.

Da das Tocharische zu den *centum*-Sprachen gehört, darf diese Gleichung gelten. Wegen der Bedeutung vgl. asl. *pasti* 'hüten', weiden', sowie schwed. *uppassning* 'Bedienung', wegen der Vokalstufe σκοπός und σκοπή.

17. Toch. *näm* 'nämlich', lat. *nam*, *enim*.

Vgl. noch lat. *ne*, *nae*, griech. νή, ναι 'fürwahr', ai. *na*, lat. *nem-pe* usw. bei Walde unter *enim*.

18. Toch. *spän* 'Schlaf', lat. *somnus*.

Lat. *somnus* steht für **svepnos*, vgl. ai. *svapna-*, ais. *svefn*, ae. *swefn* usw.

---

1) Meine tocharischen Kenntnisse stammen sämtlich aus einem Privatissimum des Kollegen Sieg, mit dessen freundlicher Erlaubnis ich die angegebenen Wortbedeutungen veröffentliche. Im allgemeinen verstehe ich unter 'tocharisch' den Dialekt A.

19. Toch. *sāk* 'bezwingen', ai. *sáhatē.*

Weitere Verwandte sind: griech. ἔχω, zend. *haz-*, gall. *Sego-*, got. *sigis* 'Sieg'; Ablaut zeigen ἔξ-οχος, ὀχέω, εὐ-ωχέω.

20. Toch. *plāc* 'Rede, Gespräch', griech. φλεδών 'Geschwätz'.

Vgl. nach φλέδων 'Schwätzer', πα-φλάζω 'brause, siede, walle, stottere', lett. *blādu* 'schwätze', ahd. *ūz-ar-pulzit* 'ebullit' nach Boisacq unter φλέδων.

21. Toch. *klā* 'fallen', griech. χαλάω.

Vgl. dazu χαλάω 'lasse nach, los, spanne ab, lasse sinken', ἄχολος 'ruhelos'. Weitere Beziehungen sind noch nicht gefunden. Das Verbum *klā* liegt auch im Dialekt B als *klāya* 'elle a roulé' (vgl. Lévi-Meillet MSL. 18, 402) vor, wird aber am angef. Orte falsch zu griech. περιτελλόμενος gestellt, was nach Sieg vielmehr zu toch. *käly* 'sich befinden' gehört.

22. Toch. *praṣt* 'Zeit', nhd. *frist.*

Toch. A *praṣt* = B *preści*, woneben noch *preke* steht (vgl. auch *tāpärk* 'jetzt' in A), setzt ein älteres **prakṣt* voraus, das Sieg zu *pärk* 'aufgehen' (von der Sonne) stellen möchte. Da auch wgerm. *frist* 'Zeit' auf **frihsti-* beruhen kann (vgl. ahd. *lastar* zu *lahan*), darf man diese Wörter wohl als Verwandte ansehen.

23. Griech. σκέλος, σκολιός, ae. *scēalga.*

Zu ahd. *scelah*, ae. *scēolh*, ais. *skjálgr* 'schief' gehört gewiß auch ae. *scēalga*, *scylga* 'Plötze, Weißfisch', eigentlich 'der Schiefe', so genannt wegen seines schief gestellten Maules. Näheres s. Beibl. zur Anglia 18, 195, wo auch noch andere Fischnamen von mir erörtert sind.

24. Lat. *canis*, *canere.*

Man hat sich viel Mühe gegeben, lat. *canis* mit griech. κύων, skr. *çvā*, av. *spā* usw. zu verbinden, ohne doch zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Es scheint mir richtiger, von dieser Vergleichung, die offenbar nur von der gleichen Bedeutung der Wörter ausgeht, abzusehn und nach Verwandten auszublicken, die keine lautlichen Schwierigkeiten bieten. Da

liegt doch die Zusammenstellung mit lat. *canere* viel näher, das ja nicht nur 'singen' bedeutet, sondern auch vom Schrei der Eule, vom Krähen des Hahns, vom Krächzen des Raben und der Krähe, vom Quaken der Frösche und vom Tone der Trompete und Zither gebraucht wird, vgl. die Angaben bei Georges. Weiter gehört dazu griech. κανάζω 'töne', καναχή 'Ton, Geräusch', ἠϊκανός 'Frühsänger, Hahn', air. *canim* 'singe', got. *hana*, lat. *cicōnia* 'Storch', ahd. *huon* 'Huhn' usw., vgl. Walde[2] unter *cano*, *cicōnia* u. Boisacq unter κανάσσω. Ähnlich ist ja auch unser *köter* = got. **kautareis* nach der Stimme benannt, vgl. auch lat. *latrātor* 'Beller'. Ob germ. *hund* auch zu lat. *canis* gehört, lasse ich dahingestellt; sehr wahrscheinlich scheint es mir aber nicht! Lat. *can-i-s* stellt sich zu ähnlichen Tiernamen, wie lat. *ovis*, *avis*, *anguis*, *apis*, griech. ὄις, αἰγί-, ἔχις, ὄφις, κόρις, πόρις, skr. *áhi-*, *ví-*.

25. Germ. *wit*, *jut*.

Daß im german. Nom. Du. des persönlichen Pronomens: got. ae. as. *wit*, ais. *vit* und got. **jut*, ae. as. *git*, ais. *it*, ahd. *ez* das Zahlwort 'zwei' stecke, erscheint mir trotz lit. *vè-du*, *jù-du* aus lautlichen Gründen höchst zweifelhaft[1]). Ich möchte vielmehr darin eine Zusammensetzung von idg. *we*, *ju* mit der Partikel δε sehen, die mit δη und lat. *dō* (in *quan-dō*) ablautet. Ähnliche erweiternde Bildungen sind ja bekannt, vgl. ai. *ahám*, griech. ἐγώ-ν, -νη, lat. *ego-met*, urnord. *eka*, ahd. *ihhā*, westf. *iəkə* 'ich', ai. *tvám*, griech. τύ-νη, τούν, ir. *tu-ssu* 'du', griech. ἐμέ-γε, got. *mi-k* 'mich' usw.

26. Toch. *lyäsk*, griech. λαγών.

Toch. *lyäsk* 'Weiche' kann einmal zu griech. λαγών 'Weiche' und norw. *lake* 'Blatt im dritten Magen der Wiederkäuer', lat. *langueo*, *laxus*, ae. *slæc*[2]), ahd. *slah* usw. gehören, vgl. Boisacq unter λαγαρός; dann müßte vor dem *-s-* ein *-k-* geschwunden sein. Das *-y-* hat keinen etymologischen Wert, sondern bezeichnet bloß die so häufige Erweichung des *l*, deren Grund noch unklar ist. — Möglich wäre aber ebenso gut Zugehörigkeit zu aisl. *lasinn*,

1) Auch die mir erst nachträglich bekannt gewordene Erklärung Meillets u. Streitbergs, die von idg. *viduo* ausgehn (vgl. Idg. Jahrbuch 3, 112 Nr. 75), scheint mir nicht annehmbar.

2) Ae. *sleac* gehört aber nicht dazu, da es einem got. **slauk-s* entspricht, vgl. Verf. IF. 20, 318.

mnd. *lasich* 'schlaff, matt', got. *lasiw-s* 'schwach', asl. *lošъ* 'mager', lat. *sub-lestus* 'schwach, gering' usw., vgl. Falk-Torp Norw.-dän. et. Wb. unter *las*. Eine Weiterbildung mit *-k*, wie im Tocharischen, zeigen ais. *lǫskr*, mnd. nhd. *lasch*, air. *lesc* 'schlaff, träge', ferner mnd. mhd. *lasche*, asl. *loskutъ* 'Lappen', vgl. ib. unter *lask*, *-et*.

27. As. *thior*, ahd. *stiuri*.

In der Essener Heberolle ist von 4, resp. 2 Fudern *thiores holtes* die Rede. Man hat dies *thior*[1]) gewöhnlich mit 'dürr' übersetzt, indem man an as. ahd. *thurri* dachte, womit *thior* aber lautlich nichts zu tun haben kann. Ich möchte es vielmehr zu ahd. *stiuri* 'stark, stattlich, hervorragend', got. *stiurjan* 'feststellen', ahd. *stiuren* 'stützen', *stiura* 'Steuer' usw. stellen, wozu auch griech. στεῦμα 'stehe aufrecht, behaupte, verspreche' gehört. Weiteres s. bei Boisacq unter στεῦμα, bei Feist unter *stiurjan*. As. *thior* würde also 'stark, fest, hart' bedeuten.

28. Ae. *gēr*, aisl. *gār*, griech. χαρά.

Aisl. *gār* N. 'Spott, Spaß, ausgelassener Scherz' dürfte verwandt sein mit ae. *gēr*, das in dem Kompositum *gēr-scipe* einmal im Reimliede V. 11 von dem Treiben der Gäste in der Halle gebraucht ist — natürlich eine anglische Form. Ich stelle die Wörter zusammen mit griech. χαρά, χάρμα 'Freude, Vergnügen', χαρίεις 'reizend, anmutig, lieblich, erfreuend, scherzhaft, witzig', χαριεντίζομαι 'rede, witzig, spöttisch', χαριτία 'Scherz, Spaß', χάρις 'Freude', χαίρω 'bin fröhlich' usw., ai. *háryati* 'wünscht', lat. *hortor* 'ermahne', ahd. *gerōn*, got. *gairnjan* 'begehren', ae. *gěorn* 'eifrig' usw., vgl. Boisacq unter χαίρω, Walde unter *horior*.

29. Ae. *āmidod*, got. *maiþs*, ae. *mād*.

Die Schwachstufe neben got. *ga-maiþs* 'schwach', as. *gimēd*, ae. *mād*, ahd. *gi-meit* 'töricht', aisl. *meiða* 'verderben', ae. *ge-mǣded* (ne. *mad*) 'toll', lett. *maitāt* 'beschädigen', tschech. *mětiti* 'verletzen', mhd. *meidem* 'Wallach' steckt in ae. *āmidod* 'fatua', belegt im Regius-Psalter Hym. VI. 6. Lat. *mūtāre* ist fernzuhalten.

30. Ae. *cwæscan*, ahd. *quetschen*.

Ne. *quash* 'zerquetschen, zerdrücken' wird im NED. mit einem jetzt veralteten *quass* zusammengeworfen, das auf frz.

1) Lautlich entspricht es ae. *þeor* 'Entzündung, Geschwür', aber die Bedeutungen lassen sich kaum vereinigen.

casser, resp. lat. *quassāre* zurückgeht. Da -*ss*- und -*sh*- nicht mit einander wechseln können (außer in dem Suffix engl. -*ish* = frz. -*iss*-), werden die Verba zu trennen sein, umsomehr als im Altenglischen ein Subst. *tō-cwæscednes* 'quassatio' belegt ist, z. B. im Regius-Ps. CV, 30. Dies läßt auf ein Verbum **tō-cwæscan* schließen, das zu afries. *quetsene* 'Quetschung', mnd. mhd. *quetsen* aus **quatisōn*, mnd. *quatteren*, *quetteren* 'quetschen, schlagen, stoßen' gehören dürfte und eine Grundform **quatskjan* (von einem st. Verb **quetskan*?) voraussetzt. Vgl. dazu lit. *gendù*, *gèsti* 'springen, beschädigt werden'. Weiteres bei Falk-Torp Wortsch. der germ. Spracheinh. S. 60, Weigand-Hirt unter *quetschen*.

31. Ae. *glæterian*, hd. *Glanz*.

Eine bisher nicht beachtete nasallose Nebenform von hd. *Glanz* steckt in ae. *glæterian* 'splendescere' und *glæterung* 'matutinum', Regius-Ps. 48, 15.

32. Ae. *ā-ryderan*, lat. *ruber*, griech. ἐρυθρός.

Im Regius-Ps. 69, 4 ist das Part. *ārydereude* 'erubescentes' belegt, das, wie der Herausgeber richtig bemerkt, zu lat. *ruber* und griech. ἐρυθρός gehört. Weitere Bildungen mit *r*-Suffix sind asl. *rъdrъ*, skr. *rudhirás* 'rot' und aisl. *roðra* 'Blut'.

33. Ae. *huncettan*, griech. σκάζω.

Während unser *hinken* früher im Altenglischen nur in der Zusammensetzung *helle-hinca* 'Teufel' bekannt war, ist im Regius-Ps. 17, 46 das abgeleitete *huncettan* 'claudicare' gefunden worden. Es gehört dem Vokal nach zunächst zu mnd. *hunkebēn*[1]) 'Schinkenknochen'; weiter zu schwed. dial. *skunka* 'hinken', afries. *skunka*, nl. *schonk* 'Schenkel, Knochen', griech. σκάζω 'hinke'; vgl. Falk-Torp Norw.-Dän. et. Wb. unter *skakk*, *skank*[2]), *skjenke*, *hinke*.

1) Aber *hunke* 'Kernhaus' ist ein anderes Wort und entspricht nl. *honk* 'Haus'. Gehört dies zu nhd. *Schank* 'Schrank'?

2) Fälschlich wird hier auch nd. *schake* 'Schenkel, Knochen' angezogen. Das *ā* steht hier für *å* aus as. *o*, wie westf. *schūake* 'Bein, Fuß' beweist, vgl. das Grimmsche Wb. unter *schochen* 2; es liegt also eine *u*-Wurzel (as. **skoko*, got. **skuka*) vor, die auch in unserm *Schaukel*, *schuckeln*, *schockeln*, as. *scocga* 'oscilla', nl. *schokken*, ae. *scucca* 'böser Geist', aisl. *skykkr* 'Hin- und Herbewegung' usw. erscheint (idg. Wz. **skug*-).

34. Got. *halis*, mhd. *hell*, griech. σκέλλω

Got. *halis-aiw* 'kaum je, μόγις' stelle ich zu mhd. *hèll* 'matt, schwach', *hèllig* 'ermüdet, abgemattet', mhd. *hèlligen* 'ermüden, verfolgen, stören', nhd. *behelligen*, das nach Boisacq zu griech. σκέλλω 'trockne', ἀσκελής 'ausgetrocknet, erschöpft', air. *scele* 'maceries, miseria', schwed. *skäll* 'mager', ahd. *schal* 'trocken', nd. *hall* 'trocken, mager', nl. *haalbier* 'Schenkbier', lett. *kals* 'mager' gehört. Zur Bedeutungsentwicklung vgl. ahd. *kūmo* 'kaum, mit Mühe' neben *kūmīg*, ae. *cȳme* 'schön', nd. *kūm* 'schwach, elend', lat. *aegre* 'kaum' neben *aeger* 'krank, schwach'. — Die frühere Zusammenstellung von *halis* mit griech. κόλος (IF. 14, 340) gebe ich nunmehr preis, halte aber *halis* noch für einen adverbialen Genetiv.

35. Lat. *cibus*, germ. *skip*.

Lat. *cibus* 'Speise, Nahrung, Futter' ist bisher, wie der betreffende Artikel bei Walde zeigt, noch nicht befriedigend erklärt. Ich möchte 'Abgeschnittenes' als Grundbedeutung nehmend, das Wort mit germ. *skip* 'Schiff' verbinden, das man ja zu lett. *škibīt* 'hauen, schneiden' stellt, wie ais. *beit*, ae. *bāt* 'Boot' zu *bītan* 'beißen' und lat. *findere* 'spalten'. Zu *skip* gehören nach Falk-Torp auch ae. *sciftan*, ais. *skipta* 'teilen, ordnen, verändern', ais. *skipa* 'ordnen, instand setzen, zuteilen, anweisen', mnd. *schippen* 'einrichten, ordnen' usw. Man sieht, wie sich die Bedeutung der Wz. **skeib* entwickelt hat, besonders wenn man noch unser *Equipage* hinzu nimmt! *Cibus* könnte also auch das Zugeteilte oder Angerichtete bedeuten, vgl. nhd. *Gericht* 'Speise', ferner got. *mats*, ais. *matr*, ae. as. *mëti* 'Speise' zu *metan* 'messen', lat. *caro* 'Fleisch' zu κείρειν 'abschneiden', cῖτος 'Nahrung' zu ae. *þwītan* 'schneiden', nhd. *Speise* aus lat. *ex-pensa* 'Ausgabe'. Solche Bedeutungsanalogien dürften das Befremdliche meiner Etymologie wohl zu beheben imstande sein.

36. Ae. *hëolfor*, griech. σκέλλω.

Bei der Zusammenstellung dieser beiden Wörter in IF. 32, 338 hatte ich leider übersehen, daß die älteste Form des altenglischen Wortes *helubr* ist und *-fr* also Suffix sein muß. Daher entfällt auch der Hinweis auf lat. *scalpo* neben σκάλλω. Im übrigen kann die Vergleichung der Wurzeln, wozu ich jetzt noch oben got. *halis* füge, wohl bestehen bleiben.

37. Got. *lēkeis*, griech. λέγω.

Got. *lēkeis*, ae. *læce*, *lēce*, afr. *lēza*, ahd. *lāchi* 'Arzt' bedeutete ursprünglich 'Besprecher', vgl. mhd. *lāchenen* 'besprechen', *lāchenīe* 'Besprechung, Hexerei'. Ich stelle es deswegen zu griech. λέγω 'spreche' und verweise noch auf die Erklärung von *gicht* durch Lessiak ZfDA. 53, 101 ff. Die Herleitung von air. *líaig* 'Arzt' scheint mir lautlich unmöglich.

38. Mnd. *mūten*, lit. *máudyti*, nl. *mooi*.

Zu lit. *máudyti* 'baden' gehört auch mnd. nnd. westf. *mūten* 'das Gesicht waschen', wie ich schon in KZ. 28, 282 (unter Nr. 3) bemerkt habe. Diese Zusammenstellung scheint neuerdings übersehen zu werden, denn weder Walde (unter *mulier*), noch Boisacq (unter μύδος) noch Falk-Torp (unter *mut* S. 326) erwähnen sie. Dazu kommt noch westf. *mūter* 'Kater' (bei Woeste) und nl. *mooi* 'schön' (nach van Wijk KZ. 48, 156).

39. Ital. *anche*, lat. *hanc-que*.

Ital. *anche*, prov. *anc*, afrz. *ainc*, ast. gal. *anque*, rum. *încă*, maz. *ningă*, *nikă*, eng. *aunka*, fri. *ankamó* 'auch' führt Meyer-Lübke auf eine Grundform **anque* zurück, deren Ursprung unerklärt bleibt. Dies *anque* dürfte auf lat. *hanc-que* (scil. *rēm*) zurückgehen, vgl. lat. *jam*, *quam*, *tam*.

40. Got. *krōtōn*, lat. *Grādīvus*.

Lat. *Grādīvus*, ein Beiname des Mars, ist bisher unerklärt. Falls es ursprünglich 'Zermalmer' bedeutete, könnte es zu got. *ga-krōtōn* 'zermalmen', aschwed. *krōtas* 'lärmen' gehören, das Feist mit ai. *grāvā* 'Stein zum Somapressen', ir. *bró* 'Mühlstein' und got. *qairnus* 'Mühle' stellt. Das von Walde erwähnte umbr. *Grabovius* kann natürlich von derselben Wurzel stammen.

41. Lat. *dautia*, got. *taujan*.

Lat. *dautia* N. Plur. 'Bewirtung fremder Gäste und Gesandter' möchte ich zu got. *taujan* 'machen, tun', mnd. *touwen*, ahd. *zouwen* 'zurichten, zurecht machen', got. *ubil-tōjis* 'Missetäter', ae. aisl. *tōl* (ne. *tool*) 'Werkzeug' usw. stellen; es würde also eigentlich 'Zurichtung' bedeuten[1]). Weitere Beziehungen scheinen mir zweifelhaft.

1) So habe ich schon früher got. *dauhts* 'Gastmahl' zu τεύχω 'bereite' gestellt, was Boisacq nicht erwähnt. Auch as. *adōgian* 'ertragen' gehört noch dazu.

42. Lat. *cuspis*, ahd. *spiz*.

Lat. *cuspis*, Gen. *-idis* 'Spitze, Stachel' könnte aus **curspis* entstanden sein, das seinerseits wieder auf ursprüngliches **curi-spis* 'Lanzenspitze' zurückginge, vgl. sabin. *curis* 'hasta' und ae. *spitu*, ne. *spit* 'Bratspieß', ahd. *spiz* 'Spieß', *spizzi* 'spitz'. Weiteres s. bei Walde unter *pinna*.

43. Ae. *beo-cere*.

Ae. *beo-cere* 'apiarius' scheint bisher noch unerklärt zu sein, obwohl der Zusammenhang mit as. *bī-kar* 'Bienenkorb' = mhd. *binen-kar* auf der Hand liegt. Weitere Verwandte sind got. *kas*, ais. *ker*, schwed. dän. ahd. *kar* 'Gefäß, Faß, Krug, Korb, Behälter', vielleicht auch ahd. *kasto* 'Kasten' und ais. *kass* 'Weidenkorb', vgl. Falk-Torp Norw.-dän. et. Wb. unter *kar*, *kase*, *kaste* und Walde unter *gero*. — Ae. *-cere* wäre eine *-ja*-Ableitung von **cĕar* = as. *kar*. Gegen semit. Ursprung von got. *kas*, den Feist annimmt, spricht schon der Vokal (ar. aram. *kās*, heb. *kōs*, ass. *kāsu* 'Becher' haben ja Länge!).

44. Ae. *treaflic*, griech. δρύπτω, lett. *drupt*.

In der altengl. metrischen Psalmenübersetzung findet sich ein bisher unerklärtes *treaf-lic* in Ps. 102, V. 6, wo es heißt:

drihten, dōmas ēallum þe deope hēr
ond ful treaflice teonan þolian.

Die lat. Vorlage bietet nur: "*et judicium omnibus injuriam patientibus*". Grein faßt im Sprachschatz *tr.* als Adjektiv in der Bedeutung 'molestus, gravis', während es nach dem Zusammenhange vielmehr Adverb sein dürfte. Ich möchte *treaf* aus germ. **trauf-* zu griech. δρύπτω 'kratze, zerkratze, reiße', δρυπίς 'eine Dornart', ἀμφί-δρυφής, -δρυφος, -δρυπτος 'ganz zerrissen, zerfleischt', δρύφελον, δρύψιον 'Abgeschabtes, Abgekratztes', δρυφή Hes. 'Riß', δρύφη Hes. 'Abschabsel', lett. *drupt* 'abbröckeln', *drupi*, *drupas* 'Trümmer', stellen, vgl. Boisacq unter δρύπτω. Das ae. *treaf-lic* würde demgemäß mit 'stechend, zerreißend' zu übersetzen sein.

45. Ahd. *āwursan*.

In der Lex Baiuvariorum findet sich eine Glosse *ā-wursan*, *-worsan* = mhd. *āwürsen* 'totes Vieh, Aas', die v. Kralik Neues Archiv der Ges. für ält. deutsche Geschichtskunde 38, 415 ff.

zum Verbum *wesan* stellen möchte. Ich glaube nicht, daß dies die Bildung hinreichend erklärt und denke vielmehr an Entstehung aus **ā-wurdsni*, vgl. got. *fra-wardjan*, ae. *ā-wierdan* 'verderben'; das Suffix ist dasselbe, das in got. *us-beisns*, *ana-busns* vorliegt, vgl. Kluge Nom. Stammbild.[2] § 147 b). Das *a* in der Endung ist also Sproßvokal. Das Mittelhochdeutsche hat die Nebenform *āwürsel* mit Suffixwechsel, daneben steht *āwürhsen* wohl mit Anlehnung an *wurht* 'Ursache' und *würhte* 'Arbeiter', während *āwasel*, *-wesel* von *wesan* abgeleitet sein wird und dann volksetymologisch zu *ā-wehsel*, *ab-wehsel*, *ab-asel*, *ab-esle* entstellt ist.

46. Ahd. *sweiz-chōli.*

Im selben Denkmal findet sich die Glosse *sweiz-chōli* zu der Stelle: "*et si unam earum [sc. vaccarum] contra legem minaverit*". Nach v. Kralik S. 598 f. sollte dies 'Schweißkühle' bedeuten, wobei allerdings auch auf die Bedeutung 'Blut' von *sweiz* und ahd. *far-cholan* = *-quelan* hingewiesen wird. Für *chōlī* 'Kühle' scheint die Schreibung *chuoli* in einigen Handschriften zu sprechen, jedoch könnte dies auch eine spätere falsche Auffassung der Glosse sein. Ich vermute nämlich, daß *kōli* aus **kauli* entstanden ist (vgl. *hōla* 'Bruch' zu aisl. *haull*) and zu aisl. *kaun*, *kūla* 'Beule' und nl. *koon* 'Wange' gehört, *sweiz-chōli* wäre also ein neutraler *ja*-Stamm und bedeutete 'Blutbeule, blutiger Striemen', d. h. eine Verwundung, die das Vieh durch rohes Treiben erlitten hat. Dies dürfte sachlich und sprachlich wohl am besten passen!

47. Ahd. *ādar-crāti?*

Dieses Wort soll so viel wie 'Aderverletzung' bedeuten, denn es steht zu der lat. Stelle: "*si in eo venam percusserit*", vgl. v. Kralik a. a. O. S. 405 f. Andre Formen sind: *-creti*, *-gradi*, *-grad*, und der Verf. ist geneigt, das zweite Element zu nhd. *Grat*, *Gräte* zu stellen. Dies verbietet doch die Bedeutung und ich möchte eher glauben, daß *crati* für *scartī* verschrieben ist, das sich in *aran-scartī* 'Ernteschädigung' und *lidi-scartī* 'Gliederverletzung' im selben Denkmal findet. Die Entstehung der Verschreibung denke ich mir so, daß zuerst *adarscarti* zu *adarcarti* entstellt wurde. Spätere Schreiber suchten daraus dann ein verständliches Wort zu machen, vielleicht durch Anlehnung an *grātag* 'hungrig' oder *grād* 'Grad'.

48. Ahd. *scāf* 'Schaf'.

Das westgerm. Wort *Schāf* (ahd. *scāf*, as. *scāp*, afries. *scēp*, ae. *sceap*, *scēp*, ne. *sheep*) ist bisher unerklärt. Sollte es nicht zu nhd. *schaffen* (got. *skapjan* : *skōp*) gehören und 'Geschöpf' bedeuten? Vgl. dän. *kreatur*, engl. *creature* 'Vieh'.

Kiel. F. Holthausen.

Lateinische Etymologien.

1. *fornix*.

fornix, *-icis* ist das Gewölbe, der Bogen, Schwibbogen bei Gebäuden; wenn Ennius nach Varro l. l. 5, 19 auch *caeli ingentes fornices* wagte, so ist dies ersichtlich ein dichterisches, eben vom Gewölbebau ausgegangenes Bild und wird niemanden zur Annahme verleiten, *fornix* sei früher ein auch außerhalb der Sprache der Baukunst verwendeter allgemeinerer Ausdruck für Bogen, Rundung gewesen.

Das Wort hat bisher keine überzeugende Erklärung gefunden; wer aber die in Meringers Beitrag zur Geschichte der Öfen (Wörter und Sachen 3, 137 ff., mit Nachträgen auch im folgenden Bande) gegebenen Abbildungen alter Öfen vor Augen hat, dem kann es gar nicht mehr zweifelhaft sein, daß *fornix* zu *fornus*, *furnus*, *fornāx* 'Ofen zum Backen, Kalkbrennen, Metallschmelzen und zur Töpferei' zu stellen ist. Denn der technischen Zwecken dienende Ofen war eben kuppelförmig, und zwar darf, wie Meringer mir auf meine Anfrage bestätigt, ohne weiteres angenommen werden, daß er, wie überhaupt die ältesten Kuppelbauten, mit einer sogenannten 'falschen' Kuppel hergestellt war, d. h. durch Schichten nach oben immer weiter vorkragender Steine (vgl. auch Wörter und Sachen 3, 142: "es wäre möglich, daß es auch griechische Töpferöfen mit einer solchen aus vorkragenden Steinen zusammengesetzten Wölbung gab"). Es hat also die kuppelförmige Gewölbeform des Ofens im Lateinischen den Namen auch für alle mit dem Fortschreiten der Baukunst aufkommenden späteren Anwendungen des Gewölbebaues abgegeben.

Seiner Bildung nach setzt *fornix* ein mit Formans *-ico-*, wie z. B. *modicus*, *fabrica*, *sīcīlicus* 'die Gestalt einer Sichel

habend', abgeleitetes Adjektiv **fornicos* voraus, das 'die Gestalt eines Ofens habend', daher 'ofenartig gewölbt' bedeutete; die Form nach der 3. Deklination *fornix* wird man nicht als eine alte konsonantische Nebenform jenes **fornicos* einzuschätzen haben, sondern wird sich daran erinnern, daß auch neben dem Adjektiv *imbricus* 'Regen bringend' das Substantiv *imbrex* 'Hohlziegel zum Ableiten des Regens', neben dem Adjektiv *mordicus* 'beißend' (zum Adverb erstarrt) das Substantiv *mordex* 'Beißer = Zahn' steht, und daß das Substantiv *senex* dem Adjektiv ai. *sanaká-s* gegenübersteht; d. h. zugleich mit der Substantivierung fand Überführung in die konsonantische Deklination statt, und zwar infolge formellen Anschlusses an die ziemlich zahlreiche Gruppe der Substantive auf *-ex* und *-ix*, wie *rūmex*, *cārex*, *salix*, *larix*.

2. *forum*.

Während bei *fornix* keine allgemein oder von der Mehrzahl der Beurteiler als befriedigend angesehene Etymologie der Erkenntnis des Richtigen hindernd im Wege gestanden war, gilt es bei *forum* zunächst einer bereits recht verbreiteten etymologischen Gewöhnung den Abschied zu geben, nämlich der Anknüpfung an *forēs* 'Türe', der ich mich noch in der 2. Auflage meines Lateinischen Etymologischen Wörterbuches angeschlossen hatte, während sie z. B. von Hülsen 'Das Forum Romanum' als unsicher bezeichnet und von Skutsch in Stowassers Wörterbuch durch einen andern Vorschlag ersetzt wird. Bei jener Anknüpfung müßte die Bedeutung 'Marktplatz' aus 'freier Platz vor einem Hause', älter 'Raum vor der Haustür' entwickelt sein; ähnliche Bedeutungsentwicklungen zeigt ja das zu *forēs* gehörige arm. *duṙn* 'Tür, Tor' und 'Hof', slav. *dvorъ* 'Hof, Palast', und eine Bedeutung 'Vorraum, Vorhof' schien auch einigen besonderen Verwendungen des lat. *forum* zugrunde gelegt werden zu können, mit denen wir uns aber im folgenden noch zu befassen haben werden.

Mit lat. *forum* deckt sich umbr. *furu semeniar* IB 42 = *furo sehemeniar* VII A 52 'forum seminarium', das aber über die Bedeutungsgeschichte des Wortes nichts aussagt und daher in der folgenden Darstellung kein näheres Eingehen erfordert. Außerhalb des Italischen fehlt nun, wenn wir in der Sippe von idg. **dhu̯or-*, **dhur-* Umschau halten, eine vergleichbare neutrale Bildung **dhu̯orom*; denn daß das slavische Maskulinum

dvorъ auf ein solches Neutrum zurückgehe, ist eine gänzlich unbewiesene Vermutung, und noch weniger braucht der apers. Lok. *duvarayā-maiy* 'an meinem Tor' auf ein altes Neutrum **dvaram* bezogen zu werden, ja bei der Häufigkeit, mit der im Iranischen nach Analogie der *o*-Stämme gebildete Kasusformen im Paradigma der verschiedensten anderen Stammklassen auftreten, gestattet diese Form überhaupt keinen Schluß auf ein neben dem konsonantischen Stamme *dvar-* stehendes altes *o*-Paradigma *dvara-*. Fehlt demnach innerhalb der Sippe von **dhuor-* eine genaue außeritalische Entsprechung von *forum*, so hat man umsomehr Veranlassung nachzuprüfen, ob die innerlateinische Bedeutungsverzweigung von *forum* einen ausreichenden Anhalt für Verwandtschaft mit *forēs* gibt.

Und da wird man zunächst einräumen müssen, daß die Bedeutung 'Marktplatz' nicht sonderlich zur Verknüpfung mit dem Begriff 'Tür' einlädt: wollte man die weit abliegenden Begriffe durch Zwischenstufen wie 'Raum vor der Tür — platzartiger freier Raum vor dem Hause' zu vermitteln versuchen, so bliebe dies solange ein wertloses Spiel mit bloßen Möglichkeiten, als nicht andere Erwägungen bestätigend in dieselbe Richtung weisen. Und das vermögen auch die anderen Verwendungen von *forum* nicht, auf die nun eingegangen werden soll.

Einerseits nämlich bezeichnet *forum* in den XII Tafeln das *vestibulum sepulcri*: Cic. de leg. 2, 24 *Quod autem* [*lex*] *forum, id est vestibulum sepulcri, bustumve usucapi vetat, tuetur ius sepulcrorum*, Paul. Festi 74 L. . . . *forum antiqui appellabant, quod nunc vestibulum sepulcri dicari solet*. Diese Wiedergabe durch *vestibulum sepulcri*, die wirklich einen Hinweis auf Verwandtschaft mit *forēs* zu enthalten schien, gibt ihn aber in Wahrheit nicht; das *forum sepulcri* meint, wie mir heute nicht mehr zweifelhaft ist, das von der Umgebung durch eine Umfriedigung abgegrenzte Stück Grundes, in dessen Mitte das eigentliche Grab lag, also den umzäunten Grabbezirk; insoferne man ihn zuerst betreten mußte, um zum eigentlichen Grabe zu gelangen, ist eine Wiedergabe durch *vestibulum* 'Vorraum, Zugang' ganz entsprechend.

Andrerseits ist *forum* in der Sprache der landwirtschaftlichen Schriftsteller ein Behältnis, wohin man die auszupressenden Trauben oder Oliven legte; aber daß damit nicht eine Art Vorhof der Kelter gemeint sein kann, zeigt die Stelle Varro r. r. I 54, 2: *In vindemia diligentis uva non solum legitur ad bibendum, eligitur*

ad edendum. Itaque lecta defertur in forum vinarium, unde in dolium inane veniat; electa in secretam corbulam . . . also offenbar eine Art bretterner Kasten, in den die Trauben zusammengeworfen wurden. Sicher neutral ist das Wort bei Columella XI 2, 71: *torcularia vero et fora diligenter emundata lotaque.*

Eine Beziehung zum Begriffe 'Tür' oder 'Vorraum vor der Tür' ist hiermit aus den Anwendungen von *forum* nirgends ohne Zwang herauszulesen, und Skutsch war daher durchaus im Recht, wenn er wenigstens die unmittelbare Verbindung mit *forēs* fallen ließ, freilich nicht ohne ihr im Hindergrunde noch ein Plätzchen zu gönnen. In Stowassers Wörterbuch sagt er unter *forum*: "eigentlich wohl 'Loch', verwandt mit *forāmen*, *perforāre*, *transforāre*, vielleicht Rückbildung aus diesen Verben, die von *forae* abgeleitet sein können; dann die Vertiefung zwischen Kapitolin und Palatin, endlich jeder Marktplatz". Dazu halte man weiter seine etymologische Bemerkung zu *forus*: "wohl wie *forum* eigentlich 'Loch'". Nach Skutsch wäre also *forae*, an dessen Verwandtschaft mit θύρα, *Tor*, *Tür* er mit Recht nicht rüttelt, zunächst die Grundlage für *per-*, *trans-forāre*, *forāmen* geworden, so daß der in *forae*, *forēs* liegende Begriff der Türöffnung der Ausgangspunkt für 'Loch' schlechthin und 'durchlochen' geworden sein müßte; *forum*, *forus* als 'Loch' sei die weitere Folgerung aus dieser Entwicklung gewesen. Aber: Daß ein, und zwar bereits seit indogerm. Zeit, so scharf spezialisierter Begriff 'Tür' einzelsprachlich die Quelle für 'Loch, wie man es durch Bretter u. dgl. bohrt', geworden sei, ist bedeutungsgeschichtlich so unwahrscheinlich, daß man zur Ablehnung berechtigt wäre, selbst wenn die Sippe *forāre* nicht an der von dt. *bohren* ihre offenbar zutreffende Vergleichung fände; letztere zugunsten der Etymologie *forae* : *forāre* über Bord zu werfen, ist eine der Übertreibungen des an sich berechtigten Grundsatzes, lautlich nachstehende Wörter derselben Sprache womöglich untereinander in Beziehung zu setzen. Formell steht ja *forāre* als Denominativ eines **bhorā* 'das Bohren' oder **bhorós* 'Bohrer' zu ahd. *borōn* als Abkömmling eines **bh$_{e}$rā-* (**bhr̥ā-*) in einem durchaus klaren Verhältnis.

Noch weniger vermag die weitere Annahme, daß für *forum* und *forus* von einer Grundbedeutung 'Loch' auszugehn sei, vor der Kritik zu bestehn; gegen sie legt sogar die innerlateinische Bedeutungsverzweigung dieser Worte, die von einer

solchen Grundbedeutung aus eben einfach unverständlich bleibt, ihr Veto ein. Skutsch folgte hierbei einem Licht, das dem trefflichen Kenner des römischen Altertums die Geschichte des Forum Romanum auch hinsichtlich der ältesten Wortbedeutung auszustrahlen schien; zu möglichst raschem Überblick über die Sachlage mag es am dienlichsten sein, paar einschlägige Bemerkungen aus Hülsens Forum Romanum hier auszuheben: "Das Forum Romanum, im Altertum meist Forum schlechthin genannt, gehört nicht zur ältesten Phase der Entwickelung der Stadt. Auch nachdem sich die Uransiedelung auf dem Palatin ... über die östlich und südlich gelegenen Hügel ... ausgedehnt hatte, ... blieb die Niederung zwischen Palatin und Capitol noch lange ein von der Stadt ausgeschlossenes sumpfiges Tal. Reichliche Quellen am Nordfuße des Palatins und am Südabhange des Capitols bewässerten dasselbe, ein von den Hügeln im Osten kommender Bach durchfloß es, und bildete, weiter durch die Niederung des Velabrums dem Tiber zufließend, ein nicht unwichtiges Verteidigungsmittel für die Nordseite der Palatinischen Burg. Von dem 'alten Tor des Palatiums' ... aus ging nordwestlich (nach dem Capitol zu) eine Straße ..., an welcher, außerhalb des Mauerringes der Septimonialstadt, ein Begräbnisplatz (*sepulcretum*) lag. Erst als die Palatinische Ansiedelung sich durch Vereinigung mit einer sabinischen auf dem Quirinal auch nordwärts ausdehnte, als die beiden geeinten Gemeinwesen den 'Hauptberg' (*mons Capitolinus*) zur gemeinsamen Cittadelle (*arx*) ... erkoren, zog man auch das Forumstal in die Stadt hinein. Der Begräbnisplatz verschwand; der kleine Bach ward eingedämmt und kanalisiert; er wurde zur '*Cloaca maxima*'. Das Forum, der Marktplatz, ein langgestrecktes Viereck, reichte von der Grenze der Septimonialstadt und der Nordspitze des Palatins bis zum Abhange des Capitols: hier schloß sich an ihn die Gerichts- und Versammlungsstätte für die vereinigten Gemeinden (Comitium)". Nach Skutsch hätte also jene nasse Niederung bereits längst vor ihrer nachmaligen Entwässerung und Umwandlung zum Hauptmarktplatze Roms den Namen *forum* getragen, der nichts anderes als 'Loch, nasses Loch' bedeutet habe; mit der Umwandlung der Örtlichkeit zum Marktplatze habe auch die Wortbedeutung von *forum* Schritt gehalten: die ältere, ganz anders geartete Bedeutung war verschollen, *forum* war das Wort für 'den Marktplatz' geworden, und wurde nun

des weiteren auch zur Bezeichnung aller anderen, selbst der älteren Marktplätze Roms, so des nahe am Tiber am Südfuß des Capitols gelegenen ältesten Marktplatzes, des nachmaligen *forum boarium*, ferner des *forum piscarium*, des *forum holitorium*, und aller späteren; auch das umbr. *furo* hätte man natürlich nun als aus Rom bezogen anzusehen. Also die gerade Umkehrung der bisherigen und gewiß nächstliegenden Auffassung, wonach *forum* von Anfang an, d. h. kraft seiner etymologischen Grundbedeutung, etwas wie 'Markt' bezeichnet und die Senke zwischen Palatin und Capitolin diesen Namen erst erhalten habe, als sie infolge ihrer Entwässerung und Regulierung als Marktplatz verwendbar geworden war. Und bei dieser Auffassung wird man ruhig auch fürderhin beharren dürfen; denn es ist vom rein philologischen Standpunkte aus gänzlich unzulässig, für *forum* mit einer Grundbedeutung 'Loch' zu operieren, wenn nicht auch die andern Anwendungen des Wortes damit in Einklang zu bringen sind. Und daß dies für das *forum sepulcri* und das *forum* der landwirtschaftlichen Fachsprache unmöglich ist, wird nach dem oben Bemerkten nicht mehr zweifelhaft sein; auf den verzweifelten Ausweg, in diesen beiden Verwendungen ein anderes Wort als *forum* 'Markt' zu suchen, wird ja niemand ernstlich verfallen. Ebensowenig lassen sich, wie sich gleich ergeben wird, die Anwendungen von *forus* aus einer Grundbedeutung 'Loch' verstehn.

Auch ich verbinde *forum* mit *forus*. Fürs alte Latein ist *forus* im Sinne von *forum* 'Markt' durch Nonius 206, 14 und Charisius Gr. Lat. I 71_{29} K bezeugt für Pomponius (com. 38: *balnea, forus, macellus, fana, portus, porticus*) und Lucilius (146 M.: *Romanis ludis forus olim ornatus lucernis*), und das wieder von Nonius bestätigte *illum nautis forum* Sallusts (hist. I 124) sichert das Fortleben dieser maskulinen Form, von welcher Marx zur Stelle urteilt "Latinorum videtur haec forma esse, non urbani sermonis, qua usi sunt Pomponius 38 R., Sallustius histor. I 124 Maurenbr.: denique *forus* plebeium pro *forum* Ptolemaeus habet in multis oppidorum nominibus veluti φόρος Βιβαλῶν II 6, 42 similia". Für die noch nicht scharfe Scheidung der mask. und neutralen Form im Altlateinischen spricht andrerseits auch, daß der neutrale Plur. *fora* im Sinne von *fori* 'Schiffsgänge' durch Charisius a. a. O. für Gellius angeführt wird: "*forum neutro genere dicimus locum rebus agendis destinatum* . . .

masculine autem tabulata navium et semper pluraliter quamvis Gellius fora navium neutraliter dixerit . . .". Damit sind wir bereits zur verhältnismäßig häufigsten der weiteren Anwendungen von *forus*, plur. *fori* gelangt; bei Ennius, Vergil, Cicero und Gellius wird es nämlich in bezug auf das Verdeck des Schiffes gebraucht, und zwar pflegt man es mit "Schiffsgänge, Gänge zwischen den Ruderbänken des Schiffes" zu übersetzen und hat dabei, wie es scheint, vornehmlich Cicero de senect. 17 vor Augen: *Cum alii malos scandant, alii per foros cursent*; daß aber diese Übersetzung zu eng ist, geht aus Grammatiker- und weitern Literaturstellen hervor; übereinstimmend bieten Charisius Gr. Lat. I $32_{19f.}$ und Diomedes ebd. $327_{26f.}$ die Angabe "*fori sunt in navibus quo nautae sedentes remigant*", also die Ruderbänke selber; wenn ich dazu auch die Isidorstelle Orig. 19, 2 füge, so geschieht es nicht wegen der darin prangenden etymologischen Weisheit, sondern weil sie die umfassendere Bedeutung "Verdeck samt allem darauf befindlichen Balken- und Bretterwerk" nicht zweifelhaft läßt: *fori navium latera concava, a ferendo onere dicta: sive tabulata navium quae sternuntur, dicta ab eo quod incessus ferant vel foris emineant.* Auch wenn es bei Vergil Aen. 6, 411 heißt "*Inde alias animas, quae per juga longa sedebant, Deturbat, laxatque foros*", sind es nicht die Gänge zwischen den Ruderbänken, die von den Seelen geräumt werden, sondern die Bänke selber; gewiß ferner ist bei Gellius 16, 19, 14 "[*Arion*] *stans in summae puppis foro, carmen . . . voce sublatissima cantavit*" nicht ein Schiffsgang, sondern die höchste Stelle des Verdecks, ein Aufbau oder die höchst gelegene Bank gemeint, und das ganze Verdeck bezeichnet es in dem von Isidor a. a. O. überlieferten Enniusverse "*Multa foro ponens, ageaque longa repletur*". Eine weitere Anwendung von *forus* bietet Columella X, 92 "*Angustosque foros adverso limite ducens, Rursus in obliquum distinguat tramite parvo*", woran sich allenfalls die übertragene Anwendung auf die Gänge zwischen den Waben im Bienenstock bei Vergil Georg. IV, 249f. reihen könnte "*Incumbent generis lapsi sarcire ruinas, Complebuntque foros, et floribus horrea texent*", wenn hier nicht *fori*, wie mir weit wahrscheinlicher, geradezu noch die Fächer, die Bretter meint, auf denen die Bienenkörbe stehn.

Ferner sind *fori* die Sitzreihen, Zuschauertribünen im Theater, und in diesem Sinne erscheint auch das Deminutiv

foruli, vgl. Paul. Festi 74 L. "*fori significant et Circensia spectacula, ex quibus etiam minores forulos dicimus*"; endlich 'das Spielbrett, Würfelbrett', Augustus bei Sueton Aug. 71 *lusimus . . . per omnes dies forumque aleatorium calfecimus*. Das Deminutivum *foruli* hat außer der soeben erwähnten noch die literarisch belegbare Bedeutung 'Bücherbretter oder Bücherschrank'.

Wie man all diesen Bedeutungen von einem Grundbegriff 'Loch' aus soll gerecht werden können, ist mir unerfindlich. Gewiß trifft das *tabulatum* des Isidorus den Bedeutungskern des Wortes: Bretterwerk, Balkenwerk; daher *fori* (und *foruli*) die bretternen Zuschauertribünen, die bretternen und durch Bretter abgeteilten Sitzreihen, die Ruderbänke, das ganze Holzwerk des Verdecks, *foruli* 'die Bücherbretter'; auch *forus aleatorius* wird man einfach als Brett zum Würfeln fassen und nicht zur gezwungenen Annahme greifen, es sei gleichsam das Forum, auf dem sich die Würfel tummeln; bei *fori* als Gängen um und durch die Gartenbeete kann der aus den obengenannten Anwendungen übertragene Begriff der Reihe, des geraden Ganges vorliegen, aber vielleicht darf man auch daran erinnern, daß man diese Gänge auch heute noch gerne mit Brettern auslegt, um das Einsinken im weichen Erdreich zu verhindern, und daß man die Gartenbeete von den herumlaufenden breiteren Wegen durch eingestellte Bretter abgrenzt, um das Abrutschen der Erde gegen diese Wege zu hindern. Daher hat man alle Ursache, an der Vergleichung von *forus* mit ahd. *bara*, mhd. *bar* M. 'Schranke, Balken, eingehegtes Land' und der germanisch-romanischen Sippe von frz. *barrière*, nhd. *Barre*, *Barren*, engl. *bar* 'Schranke, Gerichtsschranke, Schanktisch' festzuhalten; sie setzen alle idg. *_bhoros_ 'zu Planken oder Brettern geschnittenes Holz' voraus; daß dieses seinerseits mit der Sippe von *forāre* und *ferīre* verwandt ist, ist natürlich etwas ganz anderes, als wenn Skutsch *forus* als 'Loch' erst aus der spezialisierten Bedeutung 'bohren' von *forāre* erklären will.

Wie sahen die römischen Märkte aus? Dürfen wir die Vorstellung unserer mittelalterlichen und neuzeitlichen Märkte auf jene ältesten Zeiten übertragen und den Marktplatz als mit Planken, Barrieren abgegrenzt denken? Unmittelbare Zeugnisse dafür sind mir nicht bekannt; aber daß wir uns mit dieser Annahme auf dem richtigen Wege befinden, macht zunächst

einmal die Analogie der Schranken wahrscheinlich, innerhalb deren sich die Volksabstimmungen vollzogen; so tagte in Athen das Volksgericht unter freiem Himmel auf einem durch Schranken eingefriedigten Platz an der ἀγορά, so waren auch in Rom die *saepta* die Schranken, innerhalb deren das römische Volk bei den Comitien abstimmte. Und wenn man diese Einrichtung auch in keine unmittelbare Beziehung zu ursprünglichen Marktschranken zu setzen braucht — obwohl es durchaus erwägenswert wäre, ob einst nicht derselbe umfriedete Platz sowohl zur Abhaltung von Märkten wie zu Volksversammlungen benutzt worden sei —, soviel ist deutlich, daß das Zusammenfassen größerer Menschenmengen gerade in umfriedeten Plätzen etwas auch dem antiken Leben durchaus Vertrautes und Naheliegendes war.

Zu voller Sicherheit führt uns das Wort *macellum.* Dieses Wort für 'Markt' stammt ja aus der semitischen Sippe von hebr. *mikhela*, *makhela* 'Umzäunung, Hürde, umzäunter Raum', die auch die Quelle des spartanischen μάκελλον 'Gehege, Gitter' ist, und läßt hiemit den Markt als umzäunten, eingefriedigten Platz bezeichnet erkennen. Haben wir so bei diesem Ausdrucke für 'Markt' einmal vom Worte auf die Sache zu schließen gelernt, dürfen wir nun umgekehrt für *forum* die Nutzanwendung ziehen und es aus demselben Begriffe des umplankten, umfriedeten Platzes verstehn, ohne von Seite der Sachen Widerspruch zu erfahren. Noch restloser wird der Parallelismus, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß der sizilische Stadtname Μακέλα eine Ansiedelung als umfriedeten Platz bezeichnet, gleichwie engl. *town* 'Stadt' gegenüber dt. *Zaun*, und dem nun den offenbar derselben Anschauung entspringenden Namen des sabinischen Fleckens *Forulī* entgegenhalten.

Wir bewegen uns hiemit auf durchaus sicherem Boden, wenn wir *forum* als 'Umplankung, umfriedigten Raum' mit *forus* 'Planke' verbinden. Das Neutrum entspricht in bekannter Weise dem kollektiven Sinne des Wortes; besonders genau deckt sich mit unserem Falle das Verhältnis von *vallum* 'Pfahlwerk, Verschanzung' zu *vallus* 'der einzelne Pfahl, Pallisade'; auch das neutrale *saeptum* 'Verzäunung, Gehege' verdient wegen seiner begrifflichen Ähnlichkeit nochmals Erwähnung. Und wenn uns im Sinne von *forum* auch maskulines *forus* begegnet ist, so hat dies sein getreues Spiegelbild darin, daß auch *vallus* im Sinne

von *vallum* 'Schanzwerk' vorliegt; die kollektive Bedeutung des Neutrums hat auch auf das maskuline Stammwort abgefärbt, von dem es sich formal ja ohnehin nur im Nom. Sing. und Nom. Akk. Plur. schied. Maskulines *macellus* scheint erst nach dem Vorbilde *forus* — *forum* geschaffen zu sein.

3. *fūsus* 'Spindel'.

Daß *fūsus*, *-ī* 'Spindel' zu *funda* 'Schleuderriemen, Schleuder' gehört, darf man mit Hoffmann Γέρας 52 als durch das gleiche Bedeutungsverhältnis zwischen griech. cφονδύλοc 'Spindel, Spinnwirtel' und cφενδόνη 'Schleuder' erwiesen ansehen. Aber in die Irre gegangen ist er, wenn er in den lat. Wörtern ein vom gewöhnlichen *fundere* 'gießen' etymologisch verschiedenes *fud-* der Bedeutung 'herumdrehen' sucht, das mit germ. *bautan* 'schlagen' zu verknüpfen sei. Ihm gegenüber hat Schwyzer BphWschr. 1904, 1397 mit Recht den Standpunkt gewahrt, daß das Schleudern als Ausgießen, z. B. von Geschossen, angeschaut werden kann und die Aufteilung von *fundere* und Zubehör auf zwei verschiedene Sippen daher unberechtigt ist. Nur die Auffassung von *fūsus* (scil. *lapis*) als 'Drehstein' findet Schwyzer ansprechend, verkennt aber nicht, daß weder im lat. *fundere*, noch in dem von Hoffmann fälschlich in Rechnung gezogenen germ. *bautan* die Bedeutung 'drehen' tatsächlich zu belegen ist.

Ich möchte die Bedeutung 'rotierender Spinnwirtel' aus der Vorstellung des Kreisels gewinnen, der durch Ausschleudern einer um ihn gewickelten Schnur förmlich auf den Boden hingeschüttet, hingeschleudert und dadurch in kreisende Bewegung versetzt wird, die durch weiteres Peitschen mit dem Schleuderriemen noch möglichst lange erhalten wird. Ich glaube demnach, daß *funda* nicht bloß vom *tela fundere* aus zu verstehn ist, das immerhin nur in dichterischer Sprache zu belegen ist, sondern daß es einmal auch die Schnur, den Riemen zum Hingießen, Ausschleudern gerade des Kreisels bezeichnet habe. *fūsus* ist dann ohne weiteres als der ausgeschüttete, ausgeschleuderte Kreisel verständlich, von wo aus es dann zur Bezeichnung des gleicherweise rotierenden und in der Gestalt ähnlichen Spinnwirtels wurde. Dieselbe Bedeutungsentwicklung ist auch für cφονδύλοc anzunehmen.

In der Bed. 'Kreisel' ist freilich *fūsus* nicht mehr belegbar; ich vermute, daß sie infolge der Konkurrenz von *turbo*

aufgegeben worden war, dem aber *fūsus* es verdanken wird, daß es gerade in der Maskulinform des Partizips substantiviert wurde. Als sicher würde die hier vorgetragene Auffassung von *fūsus* freilich erst gelten können, wenn die Bed. 'Kreisel' dafür, wie auch für σφονδύλος, einmal belegt werden könnte; dagegen wird man kaum daran Anstoß nehmen dürfen, daß dieselbe Entwicklung von Kreisel zu Spindel auf zwei Sprachgebieten, dem lateinischen wie dem griechischen, in gleicher Weise, aber unabhängig erfolgt sein müßte, denn der Kreisel spielte ja auch im Altertum eine so große Rolle, daß es sehr nahe lag, seine Bezeichnung auch auf ähnliche Gegenstände zu übertragen.

4. *petiolus*.

Petiolus bedeutet 'Stiel an Früchten; die Füße der Lämmer und Kälber', also dasselbe wie *pediculus* 'Füßchen, Fruchtstiel' und *pēs* 'Fuß' und 'Fruchtstiel', und es muß daher versucht werden, *petiolus* mit *pēs* lautlich zu vermitteln.

Neben *manicula*, dem Deminutiv von *manus*, gibt es auch *manciola* 'Händchen'; die Form ist bei Gellius 19, 7, 10 für Laevius bezeugt und ist so entstanden, daß *manicula* zunächst zu **maniciola* erweitert wurde, also Umgestaltung nach den Deminutiven von *-io*, *-iā*-Stämmen auf *-iolus*, *-iola* wie *filiolus*, *filiola* erfuhr; da aber die zweite Silbe von **maniciola* infolge der Tonvorrückung nun unbetont geworden war, trat Synkope zu *manciola* ein.

Ebenso wurde *pedículus* zu **pediciolus* umgebildet und wiederum hatte dies Synkope in der nun unbetont gewordenen zweiten Silbe zur Folge; sie ergab **pedcíolus*, *pecíolus*, und so, nicht *petiolus*, soll man auch schreiben. Meyer-Lübke weist mich in Bestätigung dieser meiner Auffassung auf Gröbers Artikel in den Miscellanea di filologia e linguistica in memoria di Caix e Canello S. 47 hin, der das von Sulpicius Severus Dialogi II 15 (ed. Halm) gebrauchte gallorömische *tripeccia*, *tripecia*, *tripetia* 'Dreibein(stuhl)' als stammverwandt mit lat. *petiolus* 'Füßchen, Obststiel' erkennt, "für welches Wort Ausgaben des Apicius (cf. ed. Schuch I 20)[1]) andererseits *peciolus* bieten". Für unseren Zweck ist daran zunächst die Feststellung von Wert, daß die aus sprachgeschichtlichen Erwägungen erschlossene Form *peci-*

1) Mir am Orte nicht zugänglich.

olus auch in der tatsächlichen Überlieferung auftaucht; hinzugefügt darf werden, daß jenes gallorömische *tripecia* offenbar erst eine Rückbildung aus dem Deminutiv *peciolus* ist, und da ist es denn wieder von Bedeutung, daß die Schreibung *tripec(c)ia* die des Cod. Veron. (7. Jahrh.) und des Cod. Frising. (10. Jahrh.), die Schreibung *tripetia* hingegen erst die des jüngern Cod. Monac. (11. Jahrh.) ist und somit auch dadurch die Form mit *c* als die echte bestätigt wird.

Es hat also die Schreibung *petiolus* aus unseren Ausgaben zu verschwinden; sie beruht auf der in den Handschriften so häufigen Verwechslung von *ti* und *ci* vor Vokal, weil beide Gruppen in der späteren Aussprache zusammengefallen waren. *Petiolus* statt des richtigen *peciolus* stellt sich hiemit den heute allgemein aufgegebenen Schreibungen *secius*, *solacium*, *nuncius* statt des richtigen *setius*, *solatium*, *nuntius* als Gegenstück zur Seite. Freilich war in *pecíolus* das *i* in guter Zeit betont; aber wie die spätere volkstümliche Sprache *filíolus* zu *filiólus* gewandelt hat, so wurde auch *pecíolus* später *peciólus* gesprochen, d. h. mit unbetontem und daher unsilbischer Aussprache fähigem *i*, was die Vorbedingung für die weitere Aussprachsveränderung zu *petsiólus* war. Daß bei unserem Worte die Schreibung mit *t* statt *c* sich als die häufigere durchsetzte, war vermutlich dadurch begünstigt, daß sie mit ihrem Dental noch einigermaßen an den Stamm *ped-* zu erinnern den Vorteil bot.

4. *paelex.*

Lat. *paelex*, *-icis* 'Kebsweib, Beischläferin eines Ehemannes' steht dem gleichbedeutenden griech. παλλακίς, παλλακή, das von dem in Lexizis überlieferten πάλλαξ (auch πάλληξ) 'Knabe, Mädchen' abgeleitet ist, auch lautlich so nahe, daß man an der Zusammengehörigkeit beider Worte nie zweifeln konnte; aber wie lat. *ae* gegenüber dem griech. α erklärt werden solle, ist bis heute noch nicht klar. Lat. *ae* ist gewiß echter alter Diphthong *ai*, *pēlex* die Form der Umgangssprache mit der bekannten frühzeitigen Vereinfachung von *ae* zu *ē* in vulgärer Sprechweise, *pellex* endlich daraus durch volksetymologischen Anschluß an *pellicere* umgestaltet. Da nun *paelex* wegen seines alten *ai* mit πάλλακ- nicht urverwandt sein kann, hat man teils Entlehnung von *paelex* aus πάλλαξ, teils Entlehnung beider Worte aus der gemeinsamen Quelle von hebr. *pillegeš* 'Buhle'

angenommen. Aber nach den Ausführungen Ficks BB. 22, 125f., denen sich auch Bechtel Lexilogus zu Homer 268f. anschließt, kann es nicht mehr zweifelhaft sein, daß πάλλαξ ein echt griechisches Wort, also hebr. *pilleges̆* aus παλλακίς entlehnt ist. Der Beweis liegt darin, daß πάλλαξ sich in einen größern Kreis echt griechischer Worte einfügt und ursprünglich einfach 'Mädchen' ohne den schlimmen Nebensinn von 'Buhlerin' bedeutet hat; denn πάλληξ bezeichnet die auf παῖς folgende Altersstufe und wird wie πάλλαξ auf beide Geschlechter bezogen, παλλάς wird nach Strabo 17, 816 von den Griechen im ägyptischen Theben noch als sakraler Ausdruck für παρθένος gebraucht und derselbe Gebrauch wird auch durch den Beinamen Παλλάς der Athene und durch das Deminutiv παλλάδιον vorausgesetzt, das eigentlich 'Püppchen = weibliches Idol' bedeutet hatte. Der schlimme Nebensinn 'Buhlerin, Kebsweib' hat sich also im Griechischen erst aus jener reinern Bedeutung entwickelt und nur in dieser spezialisierten Bedeutung ist πάλλαξ, παλλακίς ins Hebräische und Lateinische gedrungen.

Bechtel schließt sich weiter Fick nicht nur in der etymologischen Verknüpfung der griech. Sippe mit griech. πῶλος, dt. *Fohlen*, got. *fula* an, sondern auch in der Beurteilung des λλ, das aus λν entstanden sei; griech. παλλ- aus *παλν- unterschiede sich also vom germ. Stamme *fulan-*, *fulen-* nur durch die Tiefstufe *-n-* des Stammbildungssuffixes *-on-*, *-en-*. In letzterer Beziehung belehrt uns aber das lat. Lehnwort *paelex* eines besseren. Denn es ist nicht anders erklärbar, als durch Entlehnung aus einem griechischen Dialekte, der *παῖλαξ sprach. Aus kypr. αἶλος = att. usw. ἄλλος, lat. *alius* und el. αἰλότρια (neben ἀλλότρια) wissen wir ja, daß das aus λį entstandene λλ in einem Teile der griechischen Dialekte noch lange seine stark mouillierte Aussprache beibehalten hat, die den vorhergehenden Vokal geradezu mit einem *i*-Nachklang ausstattete, und vermutlich war diese Aussprache, in je ältere Zeit wir zurückgehn, noch viel weiter verbreitet, als die uns bisher vorliegenden Inschriften positiv zu erweisen gestatten. Für πάλλαξ und seine mundartliche alte Seitenform *παῖλαξ zögere ich daher nicht, eine Grundform *παλįαξ vorauszusetzen; und was wir vom Lehnwort *paelex* ausgehend erschlossen haben, erhält nun aus dem Griechischen selber heraus seine überraschende Bestätigung: πάλλαξ aus *πάλ-įαξ stellt sich so ja nun auch hinsichtlich seiner

Bildung als der engste Genosse von μεῖραξ 'Knabe, Mädchen' heraus, das aus *μέρ-ι̯αξ entstanden ist. Daß beide Worte wie in der Bedeutung, so auch in der Suffixbildung sich zu einer streng einheitlichen Gruppe zusammenschließen, darf als Probe aufs Exempel gelten.

Aus *παλι̯ακ- scheint mir nun auch der Name der verführerischen Frauen des Avesta Licht zu empfangen, der Pairikas, die durch ihre Reize die Frommen zur Sinnenlust verlocken. Schon Richter (KZ. 36, 120 Anm.) hat den Anklang dieses Namens an die oben besprochene Sippe beobachtet, doch meinte er, daß dieses *paⁱrikā* als 'Weib aus fremdem Stamme', als 'Mädchen aus der Fremde' nach Bartholomae BB. 15, 9 das Femininum zu einem **paraka-* 'fremd' darstelle, und daß es die Quelle des "dem antiken Orient und Occident gemeinsamen Kulturwortes für 'Konkubine', nämlich hebr. *pillegeš, pīlegeš*, griech. παλλακίς, παλλακή und lat. *pellex* sei". Daß letzteres nicht zutrifft, dürfte sich aus dem früher Ausgeführten ergeben; aber auch gegen jene Auffassung von *paⁱrikā* als des Femininums eines **paraka-* 'fremd' hat Güntert KZ. 45, 201 überzeugend eingewendet, daß die Länge in pehl. *parīk*, npers. *parī* doch eine iranische Grundform *parīkā* mit langem *ī* fordere; auch scheinen ihm diese Gestalten, denen die npers. Peri's, die holdseligen Frauen im Feenreich Dschinnistān entsprechen, doch mehr mythologischen Ursprungs zu sein und kaum mit den *jahikās*, kriegsgefangenen, daher 'fremden' Buhlerinnen auf eine Stufe gestellt werden zu können. Günterts eigener Vermutung, daß die *Pairīkās* als Genien der Fruchtbarkeit, Fülle und Üppigkeit etymologisch an ai. *parī-ṇaḥ* 'Fülle, Reichtum', *parī-man-* 'Fülle' anzuschließen seien, scheint mir freilich auch keine sonderliche Überzeugungskraft innezuwohnen.

Ich verbinde *paⁱrī-kā* als 'Mädchen' mit *παλια-κ(ᾱ); vielleicht darf die Vermutung geäußert werden, daß es sich formal zu letzterem geradezu verhält, wie ai. *bharatī* zu griech. *φεροντι̯α, φέρουσα, sodaß sich vor dem *k*-Formans noch der Unterschied zwischen dem griech. Nom. auf -ι̯α und dem der anderen Sprachen auf -*ī* ausprägte. In diesem Falle stünde *paⁱrīkā* als Weiterbildung eines Femininums **parī* in bemerkenswertem Gegensatz zum Maskulinum ai. *maryakáḥ* 'Männchen' (: griech. μεῖραξ), dem, wie mich Bartholomae brieflich (unterm 10. 5. 1918) belehrt, auch mp. B. *mērak* aus **maryaka-* entspricht, während

np. *parī* nicht aus **paryakā*, das zu np. **pērī* geführt hätte, sondern nur aus **parīkā* herleitbar ist. Wenn griech. μεῖραξ 'Knabe, Mädchen', wie wegen ai. *maryakáḥ* wahrscheinlich, nicht auf einem fem. **merī*, *μερια beruht, sondern eine dem maskulinen ai. Worte näherstehende Grundform fortsetzt, wäre die vollständige Suffixgleichheit mit *παλιαξ wohl erst das Ergebnis nachträglicher Angleichung an letzteres; denn unter den für den Ausgang von *maryakaḥ* zur Erwägung stehenden Grundformen ist *-i̯okós* (oder *-i̯ekós*) wegen der Ähnlichkeit mit ai. *maryaḥ* 'Mann, Jüngling, Geliebter' wahrscheinlicher, als ein dem griech. -ιακ- entsprechendes *-i̯akós* oder *-i̯n̥kós*.

Trifft die hier vermutete Ableitung von *pa'rīkā* von einem N. Sing. **parī* zu, so vergleicht sie sich am nächsten mit dem lat. Feminintypus *datrīx*, *genetrīx*, wo der Femininausgang *-ī* gleicherweise durch ein *k*-Formans weitergebildet ist. In welchem Umfange das idg. Formanskonglutinat *-īko-*, *-īkā* (s. Brugmann Grdr. 2[2] 1, 495) sonst noch auf solchen *ī*-Femininen fußt, müßte eine Sonderuntersuchung lehren. Aber auch wenn diese formale Beurteilung von *pa'rīkā* ein Irrlicht sein sollte, womit man bei der Häufigkeit des gewiß aus verschiedenen Schichten zusammengewachsenen Formans *-īko-*, *īkā* immerhin rechnen muß, so scheint mir dies doch in keiner Weise an der hohen Wahrscheinlichkeit zu rütteln, daß *pa'rīkā* als 'Mädchen' an griech. πάλλαξ seinen nächsten Verwandten hat. Wie leicht die Anwendung auf überirdische, mythologische Mädchengestalten sich einstellen konnte, zeigt ja die griechische Παλλὰς Ἀθήνη.

Wenn Richter das avestische Wort als die Quelle des griech., hebr. und lat. Wortes betrachtete, so war er also hinsichtlich des griech. Wortes allerdings noch im Irrtum; aber an der Entlehnung des hebr. Wortes aus dem Indogermanischen kann nunmehr, besonders wenn das formale Verhältnis von πάλλαξ, παλλακή : *pa'rīkā* als ein so altertümliches Seitenstück zu φέρουσα : *bharatī* zu gelten hat, nicht mehr gezweifelt werden (gegen Schrader, dem ich Et. Wb.[2] S. 553 gefolgt war); nur daß das Griechische besseren Anspruch auf die Geberrolle hat, als das Avestische.

5. *paro*, *-ōnis*.

paro, *-ōnis* 'Barke' (Cic. fr. bei Isidor 19, 1, 20, Gellius 10, 25, auch auf dem Mosaik von Althiburus, s. Bücheler Rh. Mus.

59, 323) und seine zuerst für Sisenna (Hist. 4 fr. 106) von Nonius 534 bezeugte und seit Cicero reichlicher zu belegende Zusammensetzung *myoparo* 'eine Art leichtes Kaperschiff' sind Lehnworte aus griech. παρών, -ῶνος 'eine Art leichter Schiffe' (Polybius bei Suidas), μυοπάρων, -ωνος 'leichtes Seeräuber- oder Kaperschiff' (Plutarch Anton. 35); daß die Römer besonders ihr *myoparo* noch deutlich als griechisches Wort empfanden, lehrt der Akk. Plur. *myoparōnas* an der oberwähnten Sisennastelle und bei Florus 3, 6, 4, und auch am Griechentum des ersten Zusammensetzungsgliedes μυο- ist natürlich nicht zu rütteln. Aber weniger Zuversicht ist bezüglich der echt griechischen Herkunft von παρών selber am Platz. Zwar nicht deshalb, weil es noch keine überzeugende Etymologie erfahren hat[1]), aber sein verhältnismäßig spätes Auftreten, und dazu nur bei solchen Schriftstellern, die aufs tiefste von italischem Wesen erfüllt und in Italien ebensogut wie in Griechenland bewandert waren, regt doch den Verdacht, daß es ein dem griechischen Mutterlande fremdes und erst auf dem Boden Großgriechenlands erworbenes Wort gewesen sei. In gleiche Richtung weist eine andere Erwägung. Gewiß würde eine solche Etymologie des Wortes von vornherein einen Stein im Brett haben, die unsern Schiffsnamen in engste Verbindung mit griech. πορθμός 'Überfahrt, Furt, Meer', πορθμεύς 'Fährmann', πόρος 'Furt, Meeresstraße, Meer, Durchgang, Pfad', πορεύειν 'auf den Weg bringen', πορεύεσθαι 'reisen, segeln' und mit der germanischen Sippe von got. ahd. *faran*, nhd. *fahren* brächte, in welcher die Anwendung auf die Schiffahrt besonders mächtig zutage tritt, vgl. got. *farjan* 'zur See reisen' = ahd. as. *ferjan* 'übersetzen, überführen', anord. *ferja* ds., ahd. *ferjo*, nhd. *Ferge* 'Fährmann', und ahd. *farm* 'Nachen', anord. *farmr* 'Schiffsladung', womit sich russ. *porom* 'Fähre' genau deckt. Und wenn auch diese Worte zur selben Wurzel wie griech. περάω, πείρω usw. zu stellen sind, so ist es doch ersichtlich, daß die Schifferausdrücke von der *o*-farbigen Wurzelstufe *por-* des *o*-Stammes **póro-s* und des Kausativ-Iterativs **poréiō* ausgehn und daß es darum wenig überzeugend wäre, wenn man für παρών eine andere Ablautstufe *pr̥-* = griech. παρ- zugrunde legen müßte, um was man nicht herumkäme, wenn das Wort echt griechisch wäre. Glatt löst sich dagegen diese

1) Denn mit der Herkunft vom Namen der Insel Paros (Schol. zu Ar. Pax. 142) ist es nichts.

Schwierigkeit, wenn παρών aus dem Illyrischen stammt; in dieser Sprachgruppe ist ja idg. *ŏ* zu *a* geworden. Wortgeographie und Erwägungen der Lautlehre führen hiermit übereinstimmend zur Annahme, daß παρών ein illyrisches, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach ein messapisch-japygisches Wort war, das ins unteritalische Griechisch und durch dessen Vermittlung ins Latein eingedrungen ist. Daß der Weg der Entlehnung der angegebene war, und daß das Latein sein *paro* nicht etwa, unabhängig vom Großgriechischen, unmittelbar aus illyrischem Munde bezogen hat, dafür spricht vor allem, daß *myoparo* eben das griechische μυοπάρων ist, auf dessen hübschen Zusammensetzungsakzent gegenüber dem einfachen παρών wenigstens im Vorübergehen hingewiesen sei. Auch ist es von vornherein glaublich, daß das alte Seefahrervolk der Griechen mit Schifferausdrücken seiner illyrischen Nachbarn sehr früh Bekanntschaft gemacht hat, während die erst langsam in das Seeleben hineinwachsenden Römer schon längst unter den sprachlichen Einfluß Großgriechenlands geraten waren, ehe sie selbständige Bekanntschaft mit illyrischen Seefahrtsausdrücken zu machen in die Lage kamen. Die Suffixbildung von *paro*, παρών lehrt freilich über den Weg der Entlehnung nichts; sie hätte ja nicht bloß an den zahlreichen griech. Maskulinen wie z. B. δρόμων 'schnelllaufendes leichtes Schiff', sondern auch an den gleichartigen lat. Bildungen wie *ponto, -ōnis* 'Brückenschiff' ihre Entsprechung; wobei auch des weitern damit zu rechnen ist, daß das Formans *-on-* schon im illyrischen Grundwort vorgelegen haben kann.

6. *paricidas*, *hosticapas*.

Brugmann hat IF. 34, 397 f. *damnās* überzeugend als ein aus **damnātis* synkopiertes Nomen actionis der Bedeutung 'Schadensgutmachung' erklärt und S. 400 Anm. 2 für die nur bei Paul. Fest. überlieferten Formen *pāricīdās* und *hosticapās* die Bemerkung hinzugefügt, "man bliebe innerhalb der bekannten Wortbildungsgewohnheiten des Lateinischen, wenn man zwischen *pāricīdās* und *pāricīdātus* 'der Verwandtenmord' dasselbe Verhältnis annähme, in dem z. B. *prīmās* zu *prīmātus* steht". Für *pāricīdās* läßt sich diese Auffassung mit voller Bestimmtheit als richtig erhärten. Vergleicht man nämlich die bei *damnās* altertümlichste Fügung *si quis . . . occiderit, damnas esto* "wenn jemand . . . getötet hat, soll Schadenersatz eintreten" mit

der von Paul. Fest. 247 L. mitgeteilten Stelle aus einem Gesetz des Numa Pompilius "*si qui hominem liberum dolo sciens morti duit, paricidas esto*, so springt die Gleichartigkeit der Ausdrucksweise in die Augen; sie fordert die Übersetzung auch von *paricidas* durch ein Nomen actionis: "wenn einer wissentlich einen Freien tötet, soll dies wie Mord an einem Verwandten gelten". Die Überlegenheit dieser Auffassung gegenüber der herkömmlichen "dann soll er ein Verwandtenmörder sein" beruht darin, daß es dem römischen Gesetze nicht auf die Einreihung des Täters in diese oder jene Gattung von Verbrechern, sondern nur auf die Kennzeichnung der Tat oder die Verhängung der Strafe ankommt. Daher darf *pāricīdās* mit Zuversicht auf **pāricīdātis* zurückgeführt und wie das dann gleichfalls durch *pāricīdium* verdrängte *pāricīdātus*, *-ūs* als Nomen actionis zu **pāricīdāre* 'Verwandtenmord begehn' aufgefaßt werden, das seinerseits von *pāricīda* abgeleitet ist.

So bliebe denn das ebenfalls von Paul. Fest. (91 L.) angeführte *hosticapas hostium captor* die einzige Form eines Nom. Sing. auf *-ās* im Bereiche der Maskulina der 1. Deklination. Aber bereits Skutsch (Glotta 3, 356) konnte sich gegenüber dieser Form, die ja außerhalb jedes textlichen Zusammenhangs überliefert ist, nicht des Zweifels an der Verläßlichkeit des dürftigen späten Zeugen erwehren; auch wenn man nicht mit einer Verderbnis der Überlieferung rechnet und nicht dem Verdacht das Wort reden wird, daß hier ein aus dem Zusammenhang gerissener Akk. Plur. mißverständlich mit einer Erklärung im Nom. Sing. zusammengekoppelt sei, so rechtfertigt doch nichts die Meinung, daß *hosticapas* ein Nom. Sing. gerade der ersten Deklination gewesen sei. Ein Verbum **hosticapāre*, mag man es mit *occupāre* auf eine Linie stellen oder von einem mit *pāricīda* gleichartigen **hosticapa* abgeleitet sein lassen, konnte ja in zwiefacher Weise zu der von Paulus überlieferten Form führen; entweder indem ein zugehöriges **hosticapāt(i)s* 'Fang von Feinden' auf dem Wege der Personifizierung zum Maskulinum 'hostium captor' entwickelt wäre, oder, was mir ernstlichere Erwägung zu verdienen scheint, in der Weise, daß das Ptc. **hosticapans* mit der bekannten alten Nichtschreibung von *n* vor *s* gemeint ist, für die es an *cos(ol)*, *cesor* für *consul*, *censor* zu erinnern genüge. Unbeschadet der Zurückhaltung, die man bei der Beurteilung solcher ohne Beleg überlieferter

Glossen wenigstens hinsichtlich des Wortausganges zu üben hat, darf man daher immerhin so viel als gesichert hinstellen, daß keine Berechtigung mehr vorliegt, in *hosticapas* einen Nom. Sing. der 1. Deklination zu suchen.

7. *dēcrepitus.*

Dieses bereits seit Plautus belegte Wort für 'altersschwach, abgelebt' mit *crepāre* zusammenzubringen, mußte immer als das nächstliegende gelten, und wenn Thurneysen im Thesaurus daneben der Klugeschen Verbindung mit *corpus* wenigstens im Hintergrunde ein Austragsstübchen einräumte, so ist das offenbar nur der Ausdruck dafür, daß ihm bei Anknüpfung an *crepāre* die Bedeutungsfrage nicht genügend geklärt erscheint. Was die Alten, die übrigens dem bloßen Gleichklang folgend zwischen der Verbindung mit *crepāre* und mit *creperus* 'dunkel' hin und her pendelten, sich in diesem Sinne zurechtlegten, ist freilich gänzlich unzureichend und fordert kein näheres Eingehn. Überraschendes Licht fällt aber auf die Bedeutungsentwicklung von *crepāre* zu *dēcrepitus* aus dem, was Immisch N. Jbb. f. d. kl. Alt. 29 (1912), 42 ausführt: "Ein römisches Sprichwort lautete: *homo est bulla* 'der Mensch ist eine Blase'. Aus Lucian (Charon 19) geht hervor, daß die Vorstellung auch den Griechen geläufig war, ebenso, an was eigentlich bei dem Bilde gedacht wurde: wir sind ἐμφυσημένοι ὑπὸ πνεύματος. Nicht nur der derbe Ausdruck für 'sterben' (*animam*) *ebullire* hängt mit der Vorstellung zusammen, sondern gewiß auch das noch viel gröbere Wort *crepare*, das schon die Italabibeln gebrauchten und keineswegs nur von Tieren. Das genaue Gegenstück bietet, schon von W. Schulze verglichen, spätgriechisches im gleichen Sinne verwendetes ψοφίζειν." Darnach kann es nicht mehr zweifelhaft sein, daß auch *dēcrepitus* derselben Anschauung entspringt. Die in der Literatur erst spätlateinisch zu belegende Bedeutung 'platzen, bersten' von *crepāre* muß also in der Umgangssprache schon in recht alter Zeit gang und gäbe gewesen sein, wenn ihr auch nur in der Zusammensetzung *dēcrepitus* bereits in alter Zeit der Aufstieg in die Literatur glückte. Nebenbei wieder ein Wink, bei Schlüssen aus der Zeit des ersten Auftretens von Bedeutungen und Formen den Bogen nicht zu überspannen.

8. *portio* : *pars*.

Der merkwürdige Vokalgegensatz beider Worte, die bis auf die *-ōn*-Erweiterung des ersten eigentlich identisch sein sollten, wie z. B. *menti-ō* und *mens*, wird bisher aus einem altererbten Unterschied der Ablautstufe erklärt: während *pars* als eine z. B. mit *palma* vergleichbare Ablautform in Beziehung zur zweisilbigen Wurzelform steht, die sich aus griech. ἔπορ-ον : πέπρω-ται ergibt, soll *portio* als Abkömmling der einsilbigen Wurzelform *per-*, *por-* auf **pṛ-ti-* oder **por-ti-* + *-ōn-* zurückgehn. Eine richtigere Erklärung ergibt sich aus der Feststellung, daß *portio* in vorklassischer Zeit überhaupt nicht, in klassischer Zeit nur in der Verbindung *prō portiōne* belegt ist (woraus durch Hypostase *prōportio*), und daß *portio* außerhalb dieser Verbindung mit *prō* erst in nachklassischer Zeit auftaucht. In der ursprünglichen Verbindung *prō portiōne* "(je) nach der Verteilung, daher nach dem Verhältnis, in dem die Teile zueinander stehn" ist nun das *o* statt des nach *pars* zu erwartenden *a* ohne weiteres aus Assimilation an die *ō* beider umgebenden Silben verständlich; es liegt also zu *pars* im Vokalismus stimmendes *prō *partiōne* zugrunde. Daß man sich nicht mit kürzerem *prō parte* begnügen konnte, ist aus der Bedeutung ersichtlich, die eben nicht 'je nach dem Teile', sondern 'je nach der Verteilung' ist, also im Gegensatz zu *pars*, das Konkretum war, ein deutliches Verbalnomen, und zwar ein Nomen actionis für 'Verteilung' forderte; dieses war **partio* ebenso, wie *mentio* 'Erwähnung' gegenüber dem Konkretum *mens*. Daß jenes **partio* außerhalb der Wendung *prō portiōne* sich nicht zu halten vermochte, wird vor allem durch den Gleichlaut mit *partio* 'das Gebären' bedingt sein, der die volleren Bildungen *partītio*, *distribūtio* als bequemer empfinden ließ.

Innsbruck. A. Walde.

Die altpersische Stelle in Aristophanes 'Acharnern' (V. 100).

Vers 100 in Aristophanes 'Acharnern' bietet eine Schwierigkeit, um deren Lösung sich klassische Philologen und Sprachforscher in gleicher Weise bemüht haben. Der Zusammenhang der Stelle ist folgender: Eine athenische Gesandtschaft an den

Großkönig ist nach mehrjähriger Abwesenheit heimgekehrt und führt nun in der athenischen Volksversammlung den persischen Gesandten Pseudartabas (in Wirklichkeit einen verkleideten Athener) vor, der die Versprechungen des Perserkönigs an die Athener mitteilen soll (V. 98f.: ἄγε δὴ cύ, βαcιλεὺc ἅττα c' ἀπέπεμψεν φράcον | λέξοντ' Ἀθηναίοιcιν, ὦ Ψευδαρτάβα). Daraufhin spricht V. 100 der persische Gesandte eine der Versammlung gänzlich unverständliche Zeile, die in den Handschriften folgendermaßen lautet[1]:

AC ιαρταμανεξαρξαναπιccονacατρα
ΒΔ ιαρταμανεξαρξαναπιccομαιcατρα
R ιαρταμανεξαρξαcπιcονacτρα

Der athenische Gesandte erklärt die Worte dahin, daß der Großkönig den Athenern Geld verspreche (V. 102: πέμψειν βαcιλέα φηcὶν ὑμῖν χρυcίον), und fordert den Perser auf, deutlicher zu sprechen und das 'Gold' recht zu betonen (V. 103: λέγε δὴ cὺ μεῖζον καὶ cαφῶc τὸ χρυcίον), worauf dieser antwortet (V. 104): οὐ λῆψι χρῦcο, χαυνόπρωκτ' Ἰαοναῦ. Jetzt haben die Athener verstanden (V. 105: οἴμοι κακοδαίμων, ὡc cαφῶc).

Man sollte meinen, es wäre für jeden unbefangenen Beurteiler klar, daß Pseudartabas zuerst persisch spricht und erst, als ihn die Versammlung nicht versteht, seine Worte auf Griechisch wiederholt, das er als Ausländer nur gebrochen spricht. Trotzdem gehen die Meinungen der Erklärer weit auseinander.

V. 104 allerdings wird mit einer Ausnahme (Brockhaus, s. u. S. 97 Anm. 1) allgemein für gebrochenes Griechisch gehalten. Er ist so auch für uns wie für Aristophanes Volksversammlung ohne weiteres verständlich und unterscheidet sich in nichts von dem gebrochenen Attisch, das Aristophanes anderwärts den Griechisch redenden Ausländern in den Mund legt. Dieselben, mit einer gewissen Regelmäßigkeit auftretenden sprachlichen Eigentümlichkeiten, die der Skythe in den 'Thesmophoriazusen' V. 1001—1225 und der Thraker (Triballer) in den 'Vögeln' V. 1678 f. anwenden, kehren in V. 104 der 'Acharner' wieder: Vgl. λῆψι Ach. 104 mit οἰμῶξι Th. 1001, ὀρκῆcι καὶ μελετῆcι Th. 1179, τρέξι Th. 1222, χρῦcο Ach. 104 mit λάλο καὶ κατά-

1) Über die Aristophaneshandschrr. vgl. van Leeuwen Prol. ad. Arist., Lugd. Bat. 1908, S. 270 ff.

ρατο γύναικο Th. 1097, ιὺ μιαρὸ γρᾴο· πότερα τρέξι τὴν ὁδό; Th. 1222, ὄρνιτο Av. 1679, Ἰαοναῦ Ach. 104 mit βασιλιναῦ Av. 1678.

Über V. 100 dagegen sind die Meinungen sehr geteilt. Die folgenden Seiten wollen eine Übersicht über die bisherigen Erklärungen bieten, am Schlusse soll dann eine eigene Lösung versucht werden. Wenn wir die Ansicht ganz beiseite lassen, die den Worten überhaupt keinen vernünftigen Sinn unterlegt und sie nur als Bezeichnung für das dem Griechen unverständliche Gestammel des Barbaren auffaßt[1]), so stehen sich zwei Meinungen gegenüber.

Die einen halten V. 100 für gebrochenes Attisch gleich V 104 und den angeführten Stellen aus den 'Thesmophoriazusen' und 'Vögeln'. Diese Ansicht wird vertreten von Blaydes (Aristophanis Acharnenses, London 1845, S. 15), Süvern (nach Ribbeck Die Acharner des Aristophanes, Leipzig 1864, S. 200 erklärt er den Vers: ἦ κάρτα μὰν Ἀρταξέρξην ἀναπεῖσαι σαθρόν), Paley (The Acharnians of Aristophanes, Cambridge 1876, S. 16 f.), Naber (Mnem. 1888, S. 91 ff.: δι' Ἀρταβᾶνο Ξέρξ' ἀπιστάναι σάρα = per Artabanum Xerxes aurum appendere). Gegen diese Auffassung des Verses wendet schon Ribbeck in seiner Ausgabe der Acharner (Leipz. 1864) S. 200 ein, daß das gebrochene Attisch ja nachher V. 104 komme. Die Worte Attisch radebrechender Ausländer bei Aristophanes (s. die oben genannten Stellen) sind stets als ein wenn auch eben schlechtes Attisch erkennbar und verständlich mit bestimmten, regelmäßig wiederkehrenden sprachlichen Eigentümlichkeiten. Während nun V. 104, wie oben gezeigt wurde, völlig mit dieser Sprechweise übereinstimmt und ebenfalls leicht verständlich ist, ist dies bei V. 100 ganz und gar nicht der Fall. Ich meine, es müßte schon ein flüchtiger Vergleich von V. 100 mit V. 104 genügen, um festzustellen, daß hier zwei ganz verschiedene Sprechweisen vorliegen. Wenn V. 104 gebrochenes Attisch ist (und das ist zweifellos der Fall), so kann es V. 100 nicht ebenfalls sein.

Nach der anderen Ansicht enthält die Zeile wirkliches Altpersisch. Von vornherein spricht ja auch nichts gegen diese

1) Diese Ansicht vertreten Alb. Müller (Ausgabe der Acharner, Hannover 1863, S. 23), van Leeuwen (Aristophanis Acharnenses, Lugduni Bat. 1901, S. 26) und auch der große Orientalist de Lagarde (Ges. Abh. Leipz. 1866, S, 197, Anm. 4).

Annahme. Vergleichsmaterial in Gestalt anderer fremdsprachlicher Stellen bei Aristophanes besitzen wir freilich nicht. Von den paar ungriechischen Worten, die in den 'Vögeln' V. 1615 und 1628 f. der Thraker (Triballer) spricht, können wir, da die thrakische Sprache bis auf unbedeutende Reste verloren ist, nicht entscheiden, ob Aristophanes wirklich thrakisches Sprachgut oder nur ein erfundenes Kauderwelsch bietet. Was unseren V. 100 anbetrifft, so war es jedoch für Aristophanes gewiß nicht allzu schwer, einige echt persische Wörter von einem Perser oder Griechen aufzutreiben, die er in seinem Stücke verwenden konnte[1]).

Diese Ansicht vertritt Ribbeck in seiner genannten Acharner-Ausgabe S. 200, und gleichzeitig teilt er zwei von ihm angeregte Erklärungsversuche von Brockhaus und Spiegel mit. Diese beiden Gelehrten gehen von der Annahme aus, V. 102 sei die griechische Übersetzung der persischen Worte V. 100.

Darnach liest und übersetzt Brockhaus die Zeile folgendermaßen:

μαρτα μανε ξαρξα ναπισσομαι σαρ τα

= "Es sprach zu mir der König (oder Artaxerxes): ich will dir Gold schicken".

Brockhaus Erklärung schließt sich, von den zwei Änderungen μαρτα statt ιαρτα und σαρ τα statt σατρα abgesehen, eng an die Überlieferung an. Im einzelnen aber ist einiges auszusetzen: μαρτα als Aorist oder Imperfektum von *mrū-* 'sprechen mit Schwund des *ū* ist nicht gut denkbar, man sollte mindestens einen Stamm *mrava-* oder *mrau-* erwarten; bedenklich ist ferner das Fehlen des Augments. Für das volltonige μανε = *manā* (Gen. Sing. der 1. Person im Sinne des Dativs) sollte man doch wohl das enklitische *maiy* erwarten. ναπισσομαι (Futurum Med. 'ich werde schicken') müßte mindestens in der Endung durch das Griechische beeinflußt sein, auch kann Brockhaus keine Etymologie angeben. Statt σαρ 'Gold' erwartet man *zari* (nach awest. *zairi)* und statt *ta* 'dir' *taiy*[2]).

---

1) Allerdings kann ich Starkie nicht beistimmen, der (The Acharnians of Aristophanes, London 1909, S. 33) meint, das Persische sei dem damaligen Athener so vertraut gewesen wie das Französische dem englischen Publikum Shakespeares.

2) Brockhaus Annahme, daß auch V. 104 persisch sei: "Und zwar (ου = pers. *u* 'und') wirst du erhalten Goldtonnen (χρυσο-χαυνο griech.-pers. Mischwort!), berühmter (*prokta*) Ionier", bedarf wohl keiner besonderen Widerlegung.

Spiegel führt zunächst aus, der Satz πέμψει ὁ βασιλεὺς ὑμῖν χρυσίον (V. 102) müsse altpersisch etwa lauten: *zaritam vâm khshâyathiya fraisayâtiy.* Nun soll *zaritam vâm* durch ἰαρταμάν wiedergegeben sein, *khshâyathiya* durch ἔξαρξ', ἀναπισσόναι soll Infinitiv von *is-* 'schicken' + *abiy* sein (apers. *-istanaiy*), σάτρα soll 'könnend' heißen (so daß 'können' mit dem Infinitiv das Futurum umschriebe).

Abgesehen von dieser gekünstelten Umschreibung scheint mir Spiegels Deutung auch im ganzen verfehlt; sie springt viel zu frei mit dem überlieferten Text um. Auch bildet das von Spiegel hergestellte Persisch keinen Trimeter.

Eine weitere Deutung hat Chodzkiewicz, Un vers d'Aristophane; texte persan de la comédie 'les Acharniens' expliqué. Paris 1876 unternommen. Ich kenne die Schrift nur indirekt aus Starkies oben S. 96 Anm. genannter Acharner-Ausgabe, wo S. 245 in Excursus III der Inhalt von Chodzkiewiczs Arbeit wiedergegeben ist. Chodzkiewicz liest ι αρταμαν εξαρξα ναπισσοναι σατρα = *Hy artaman Xarxa nipistanai satra* und setzt diese Worte gleich apers. *Hy' artaman Khsayarsa nipistanaiy khsatra.* Dies erklärt er so: *hy'* = *hya* = lat. *hic* — *arta-man* = 'hoch-gesinnt, großmütig': da der Name *Arta-xerxes* ('hoher Herrscher') nicht in den Vers paßte, ist er in seine Elemente zerlegt ('der erhabene Xerxes') — *nipistanaiy* Inf. = 'schreiben' — *khsatra* 'Herrschaft, Regierung'. Das Ganze soll eine Fragesatz ohne Partikel sein: "Le magnifique Xerxès écrire à la seigneurie?" "Lui le magnifique Xerxès écrire à votre gouvernement?"

Chodzkiewicz macht sich also von dem Vorurteile seiner Vorgänger los, V. 102 müsse die griechische Übersetzung von V. 100 sein, seine Erklärung ist demnach viel selbständiger. Seine Lesung ist metrisch einwandfrei und hält sich ziemlich treu an den überlieferten Text (nur *nipistanaiy* stimmt nicht ganz zu ναπισσοναι, wie Chodzkiewicz aus ναπισσονα und ναπισσομαι konjiziert). An Einzelheiten ist zu bemerken: Statt *artaman* sollte man als zusammengesetzte Nominalform *arta-manah-* erwarten. Welche Kasusform soll ferner *khsatra* sein? Man erwartet einen Genetiv in dativischem Sinne. Ferner paßt der Sinn, den Chodzkiewicz dem ganzen Satze gibt, nicht in den Zusammenhang. Zu der unwilligen Frage: "Er, der erhabene Xerxes, sollte an eure Regierung schreiben?" fehlt doch im

Vorhergehenden jeder Anlaß, von einem Schreiben des Großkönigs ist sonst gar keine Rede.

Nach dieser Übersicht über die bisherigen Deutungen versuche ich eine eigene Lösung der schwierigen Stelle. Aus dem ganzen Wortkomplex dürfte sich am Schlusse cατρα von selbst abtrennen, es ist das apers. *xšaθ'a-* 'Reich', die griechische Umschreibung entspricht der von cατράπηc = *xšaθ'apāvan-*. Damit fällt zugleich die Lesart cτρα in R weg. Ferner hebt sich ξαρξα- (ξαρξαc?, ξαρξαν?) = Ξέρξηc inmitten des Satzes deutlich ab, nur die Endung (bzw. Kasusform) und damit der Beginn des folgenden Wortes ist noch zweifelhaft. Weiter scheint αρτα das persische *arta-* zu sein, das oft als erstes Kompositionsglied (besonders in Namen) auftritt. Die Lautgruppe αρταμανε sieht recht wohl wie ein Kompositum mit *arta-* als erstem Gliede aus. Dann muß ι am Anfange ein Wort für sich bilden, und wir können es wohl mit Chodzkiewicz dem apers. Relativum *hya-* gleichsetzen (*hy' arta-* oder *hyārta-*). *hy*(*a*) kann kein anderer Kasus sein als Nom. Sing. (M. *hya* oder F. *hyā*). Mit Chodzkiewicz fasse ich auch die zwei folgenden Wörter als Nominative, auf die sich *hy*(*a*) bezieht, lese aber den Königsnamen nicht Ξαρξα, sondern Ξαρξαc (darüber s. u.). Dann fällt die Lesart Ξαρξαν (ACBΔ) fort, und gleichzeitig ist die Abtrennung gegen das folgende Wort gegeben.

Ich lese also die erste Hälfte der Zeile, von Chodzkiewicz nur wenig abweichend: ι αρταμανε Ξαρξαc . . . = apers. *hy' artamanā Xarxas* . . .

Zur Erklärung im einzelnen: *Xarxas* dürfte nicht die Vorform *Ξάρξαc des griech. Ξέρξηc[1]) sein, sondern eine künstliche Barbarisierung der griechischen Namensform (daher auch mit der griechischen Nominativendung -c). Um aus den unverständlichen Worten den Königsnamen auch für den Griechen verständlich herauszuheben, wird dieser in einer fast ganz griechischen Form gegeben, an das persische *Xšayaršā* erinnert jedoch das zweimalige *a* für griechischen *e*-Laut, das von den Griechen nach Wörtern wie *astiy* = ἐcτί, *mā* = μή wohl als für das Persische besonders charakteristisch empfunden wurde. — Der Name *Xerxes* steht für *Artaxerxes* (I. 464—424). Nach Chodzkiewicz ist der Name *Artaxerxes*, da er nicht in den Vers paßte, in seine Elemente (*artamanā* — *Xarxas*) zerlegt. Ich

1) Bartholomä Grdr. d. iran. Philol. 1 I S. 160 § 270 c. 5.

möchte eher *Xerxes* als Kurzform für *Artaxerxes* auffassen. Wie Ἀρταξέρξης nicht die lautgetreue Wiedergabe von apers. *Artaxšaϑ^r^a-*, sondern nach Ξέρξης umgebildet ist (W. Schulze KZ. 33, 219, Kretschmer ebd. 37, 140 ff.), so mochte, nachdem diese Umbildung vollzogen war, Ξέρξης geradezu als eine Art Kurzform für Ἀρταξέρξης eingesetzt werden. In unserem Verse wurde durch die Wahl der abgekürzten Form der Zusammenstoß von *artamanā *Artaxarxas*, also zweier Nomina mit *arta-* als erstem Kompositionsgliede, vermieden.

artamanā ist entweder mit Chodzkiewicz als 'hoch-gesinnt' oder im Anschluß an Bartholomä Airan. Wb. (u. aw. *arəta-*, pers. *arta-*) als 'fromm-gesinnt' zu übersetzen. Der Nominalstamm *manah-* 'Sinn' ist im Altpersischen wohl nur zufällig nicht belegt (nur der Verbalstamm *man-*). Die Nominativform *artamanā* habe ich nach dem Eigennamen *Aspačanā* Dar. 9 (Stamm *-čanah-*) angesetzt. Das schließende ε soll hier wohl den langen *ē*-Laut bezeichnen, wie es in Athen bis etwa 403/2 v. Chr., also auch noch im Abfassungsjahre der 'Acharner' 425, üblich war. Da die späteren Abschreiber über die Quantität in dem ihnen unverständlichen Verse nichts wußten, so entging dieser der Umschrift ins ionische Alphabet; das Metrum wurde nicht gestört, da ε vor ξ positionslang war. Wie man dazu kam, das persische auslautende *ā* durch griech. *ē* darzustellen, weiß ich nicht. Liegt etwa eine hellere, nach *ä* hin neigende Aussprache des *ā* vor?[1]).

hy' apostrophiert (oder *hyārtamanā* mit Kontraktion) = *hya* ist das Relativum und zwar artikelartig gebraucht (Reichelt Awestisches Elementarbuch § 749 ff.) wie in Dariusinschrift 4. 1 (nach der Zählung von Bartholomäs Wb.): *Auramazdā ... hya maϑišta bagānām* 'Ahuramazda, der größte der Götter', Bh. I 12[2] *Gaumāta hya maguš* 'Gaumata der Magier', awest. *azəm yō ahurō mazdå* 'ich, Ahuramazda', *upa tąm čarətąm yąm dərəγąm* 'auf der Rennbahn, der langen', Yt. 19, 77. Meist freilich geht das Beziehungswort (das ist in unserm Falle *Xarxas*) seinem Relativ voraus, doch findet sich im Awestischen auch z. B. *aoi yąm astvaitīm gaēϑąm* 'gegen die materielle Welt', Y. 9, 8.

1) Das Awestische zeigt bei diesem *ā* gerade eine dunklere, nach *o* neigende Aussprache: *-manå*. Daß sich jedoch derselbe Laut in nahe verwandten Sprachen ganz verschieden entwickeln kann, zeigt z. B. die Veränderung von urgerm. *ǣ* (got. *ē*) einerseits zu west-nordgerm. *ā*, andererseits zu spätgot. *ī*: got. *slēpan*, ahd. *slāfan*, krimgot. *schlipen*.

Die erste Hälfte des Verses würde demnach bedeuten: 'Der frommgesinnte Xerxes...'

Schwieriger ist die zweite Vershälfte. Freilich das schließende σατρα ist einfach, schon oben hatten wir es dem apers. *xšaθ^ra-* 'Reich' gleichgesetzt. Auch die Kasusform des Wortes scheint mir klar, wir dürften es mit dem Nom.-Akk. Plur. N. *xšaθ^rā* zu tun haben. Aber was bedeutet die Lautgruppe zwischen *Xarxas* und *xšaθ^rā*? Bisher hat man darin stets eine Verbalform gesucht. Aber eine 1. Person Sing. (Brockhaus) scheint mir nach der ersten Vershälfte unmöglich[1]), und auch einen Infinitiv (Spiegel u. Chodzkiewicz) kann ich mir in diesem Zusammenhange nicht gut denken. Man erwartet eine 3. Person Sing., oder das Verbum fehlt und ist aus dem Zusammenhange zu ergänzen. Da nun απισσονα (πισονα) einer entsprechenden Verbalform kaum ähnlich sieht, ist die zweite Möglichkeit, daß das Verbum zu ergänzen ist, wahrscheinlicher. Die ganze Zeile dürfte dann weiter nichts enthalten als etwa eine Grußformel wie: "Der fromme Xerxes (grüßt) das athenische Reich" oder "Xerxes (teilt) dem athenischen Reiche (mit)", "Xerxes an das athenische Reich" o. ä.[2]). Aber so, wie die Worte dastehen, können sie kein Wort für 'griechisch' oder 'athenisch' o. dgl. enthalten. Ich ändere den Wortlaut des Textes ἀπισσονα in απιαονα, und darin sehe ich die apers. Präposition *abiy* 'zu' und das Adjektiv *Yauna-* 'ionisch, griechisch'. Infolge ihrer proklitischen Natur ist die Präposition eng mit dem folgenden Nomen verschmolzen; dessen anlautendes *Y* erscheint daher nach *i* als eine Art Übergangslaut und ist in der griechischen Umschrift nicht besonders bezeichnet.

---

1) Damit würde die Lesart απισσομαι BΔ wegfallen. Diese Lesart scheint mir übrigens nur eine nachträgliche Angleichung der fremden Sprechweise an griechische Sprachformen zu sein. Solche der eigenen Sprache angleichende Verstümmelungen fremden und unverständlichen Sprachguts finden sich auch in den punischen Stellen von Plautus Pönulus. Dort ist z. B. der Anfang des punischen Textes (V. 930 = V 1) *yth alonim ualonuth* 'die Götter und Göttinnen' in der einen Handschrift verstümmelt zu *exanolim uolanus* usw. Vgl. darüber Movers Die pun. Texte im Pönulus des Plautus, Breslau 1845, S. 41 f., Schröder Die phönizische Sprache, Halle 1869, S. 300 f.

2) Vgl. Thuc. I 129, 3 (Brief des Xerxes an Pausanias): Ὧδε λέγει βασιλεὺς Ξέρξης Παυσανίᾳ. Ditt. Syll.[3] 2 = Collitz-Bechtel 5736 (Inschr. Brief Darius I. um 500): βασιλεὺς [βα]σιλέων Δαρεῖος ὁ Ὑστάσπεω Γαδάτῃ δούλῳ τάδε λέγε[ι].

απι müßte also das apers. *abiy* 'zu' wiedergeben. Dabei ist freilich die Bezeichnung des apers. *b* (aus *bh*, ai. *abhi*) durch π unklar. Schwebte dem Übersetzer vielleicht die bedeutungsverwandte griechische Präposition ἐπί vor? (Vgl. die Umschreibung von **Bagapāta* durch Μεγαβάτης neben genauerem Βαγαπάτης und umgekehrt Ἐκβάτανα neben dem genaueren Ἀγβάτανα = apers. *Hagmatāna*).

Von *abiy* wird dann der Akk. Plur. *xšaθ^rā* abhängen, und *Yauna-* 'ionisch, griechisch' steht diesem beigeordnet ebenfalls im Akk. Plur. des Neutrums. *Yaunā xšaθ^rā* heißt 'das ionische, attische Reich'. Der neutrale Plural bezeichnet das Reich als Zusammensetzung aus verschiedenen Teilen (einzelnen Gebieten, Verwaltungszweigen usw.), die aber doch unter sich eine Einheit bilden (vgl. Brugmann Grdr.² II, 2, 2, 430)[1]. — Daß die Perser nicht nur gleich den anderen Orientalen die Griechen allgemein 'Ionier' nannten (vgl. hebr. *jāuān*, ai. *yavana-*), sondern insbesondere die Athener so bezeichneten, sagen die Scholien zu V. 104: Ἰαοναῦ δὲ ἀντὶ τοῦ Ἀθηναῖοι.

Die ganze Zeile würde demnach lauten:

ι αρταμανε Ξαρξας απιαονα σατρα

= *hy' artamanā Xarxas abiy Yaunā xšaθ^rā*,

"Der frommgesinnte Xerxes an das attische Reich".

Den Zusammenhang denke ich mir so: Die athenischen Gesandten müssen den offenbaren Mißerfolg ihrer Reise möglichst verdecken. Deshalb suchen sie zunächst durch Erzählung von allerlei Nebensachen die Versammlung von dem Hauptpunkte abzulenken. Dann aber soll vor allem das Auftreten des Persers Eindruck machen, der natürlich auch persisch reden muß. Feierlich tritt Pseudartabas vor, feierlich beginnt er seine Botschaft: "Der fromme König Xerxes an das attische Reich!" Eine derartige Anrede werden persische Gesandte oft gebraucht haben, und sie ist ähnlich vielleicht in der athenischen Volks-

1) Weniger wahrscheinlich, aber doch schließlich denkbar wäre es, den Sing. *Yauna⟨m⟩ xšaθ^ra⟨m⟩* zu lesen mit so schwacher Artikulation des auslautenden *m*, daß es in der Schrift vernachlässigt wurde (wie z. B. auf lateinischen Inschriften). Die keilinschriftlichen Parallelen wie *hatiy* 'sie sind' = aw. *hənti*, *Kabujiya-* = Καμβύσης, *abara* 'sie trugen' = ai. *ábharan* bieten freilich nur Beispiele für Unterdrückung eines inlautenden Nasals oder auslautenden *n*; schließendes *m* ist in den Inschriften stets geschrieben.

versammlung wirklich angewendet worden. Nach den einleitenden Worten erwartet man die eigentliche Rede. Wollte der Dichter nicht aus der Rolle fallen, so hätte diese ebenfalls persisch sein müssen; aber dann war sie der Volksversammlung wie den Zuhörern unverständlich, also überflüssig, ja geradezu unkünstlerisch. Deshalb stockt der Perser. Der Hauptzweck war ja auch erreicht: ein 'echter' Perser hatte in wirklichem Persisch zur Versammlung gesprochen und diese gewiß überzeugt, daß die athenische Gesandtschaft beim Perserkönig Erfolg gehabt hatte. Der athenische Gesandte sucht aus den unverständlichen Worten noch insofern für sich Gewinn zu ziehen, bzw. den Erfolg seiner Sendung zu erhöhen, als er sie als eine Geldversprechung des Großkönigs deutet[1]). Um dieser Behauptung größere Glaubwürdigkeit zu verleihen, wünscht der Athener eine Bestätigung aus dem Munde des Pseudartabas und fordert diesen daher auf, sich noch einmal deutlicher (das heißt offenbar, auf Griechisch) über das Gold zu äußern. Da fällt der Perser aus der Rolle: "Nix Gold bekomme, ionische Schweinehund!", und ("Donnerwetter, das war allerdings deutlich"!) nun kommen die Athener hinter den ganzen Schwindel.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß der Vers metrisch einwandfrei ist. Das prosodische Schema ist:

ῐ ἄρτᾰμᾰνέ̆ | Ξᾰρξά́ς ᾰ̆πῐά́|ὄνᾰ́ σᾰ̆τρᾰ́

Das zweimalige ◡◡ statt einfacher innerer Kürze im 1. und 2. Metron ist bekanntlich im komischen Trimeter ganz gewöhnlich, vgl. Ach. 6: τοῖς πέντε̆ τᾰ̆λά́ν|τοις . . ., 14: Δεξίθεος εἰς|ῆλθ' ᾴσο̆με̆νός| . . .

Leipzig. Johannes Friedrich.

Καρχηδών und Carthago.

Die griechische und die lateinische Namensform der punischen Hauptstadt geben beide die einheimische Form *Qart-ḥadašat* (קרת הדשת[2]) auf Münzen, z. B. Schröder Die phö-

1) In Wirklichkeit braucht natürlich V. 102 gar keine Übersetzung des persischen V. 100 zu sein, wie Brockhaus und Spiegel als Grundlage ihrer Deutung angenommen hatten.

2) = 'Neustadt', vgl. zur Bedeutung Serv. zu Aen. I 366, Steph. Byz. u. Καρχηδών.

nizische Sprache, Halle 1869, S. 277) nur ungenau wieder, wie dies bei der Umschreibung fremder Namen bei den Griechen und Römern so oft der Fall ist. Zwischen der griechischen und der lateinischen Form besteht aber eine unverkennbare Beziehung: beide zeigen in der zweiten Silbe eine tenuis aspirata, in der dritten eine media, nur sind die gutturale und die dentale Artikulation in beiden Sprachen umgekehrt angeordnet.

Im Punischen lautet der Name, wie gesagt, *Qart-ḥadašat*. Nach Solinus 27, 10 und Isid. Etym. XV 1, 30 bestand jedoch auch die Form *Carthada*, wahrscheinlich eine Kurzform zu *Qart-ḥadašat*. Die griechische und die lateinische Namensform lassen sich nun aus einer Form **Karthādōn-* herleiten. In **Karthādōn-* gibt *K* das semitische emphatische *Q* wieder wie in *Cadmus* Κάδμος von der W. קדם, und *h* den semitischen Hauptlaut *ḥ* wie in Hannibal = pun. חנבעל[1]. Da dem Griechen und dem Italiker, die kein Punisch verstanden, die Bedeutung des Namens unbekannt war, so teilten sie die Silben nicht in punischer Weise **Kart|hā|dōn-* ab, sondern nach ihrer Sprechweise **Kar|thā|dōn-*, mit anderen Worten, die Lautgruppe *th*, deren beide Bestandteile *t* und *h* zu verschiedenen Teilen des Kompositums *Qart-ḥadašat* gehörten, war für sie eine Einheit und nicht verschieden von der griechischen tenuis aspirata $\theta = t + h$[2]. Sprachen nun der Grieche und Italiker den Namen in dieser Weise, so hatten sie zwei aufeinanderfolgende Silben, die mit einem Dental begannen. Diese für ihre Aussprache lästige Aufeinanderfolge derselben Artikulationsstelle in zwei benachbarten Silben wurde im Lateinischen wie im Griechischen durch Dissimilation beseitigt.

Am leichtesten ist der Vorgang im Lateinischen zu verstehen. Hier erfolgte die Dissimilation progressiv, es wurde also der zweite der beiden Dentale verändert. Auf die Entstehung des neuen Lautes übte dann der Guttural *K* der fernerstehenden ersten Silbe eine gewisse assimilatorische Kraft

---

1) Auf punischen Inschriften findet sich dieser Name mehrfach, z. B. Lidzbarski, Kanaanäische Inschriften (Gießen 1907), Nr. 69, Z. 9. Andere Belege s. Schröder Die phön. Spr. S. 200.

2) Daher schreibt auch die Duilius-Inschrift auf der columna rostrata (CIL. I² 25, 260 v. Chr.) Z. 9 *copias Cartaciniensis* mit *t* entsprechend den alten inschriftlichen Schreibungen *Corinto* (CIL. I² 626), *Pilemo* (CIL. I² 681, 98 v. Chr.), *Antiocus* (CIL. I² 982).

aus, so daß aus der dentalen media *d* die gutturale media *g* entstand. So wurde **Karthādōn-* zu *Karthāgo* (*Carthāgo*).

Im Griechischen traf die Dissimilation nicht den zweiten, sondern den ersten der beiden Dentale, das *th*=θ der zweiten Silbe wurde, und zwar ebenfalls unter dem assimilatorischen Einfluß des wortanlautenden *K*, zu *kh*=χ. Die so entstandene Form *Καρχαδών mochte zuerst bei den Doriern in Sizilien oder Kyrene aufgekommen sein. Als sie zu den Ioniern kam, werden diese in dem ᾱ der zweiten Silbe das dorische ᾱ=ionischem η erblickt haben. Sie sprachen also Καρχηδών, und diese Lautung ist die einzige, die uns überliefert ist. Daß in Literatur und Inschriften ein dorisches *Καρχᾱδών nicht mehr begegnet, mag z. T. auf Zufall beruhen, z. T. darauf, daß die ionische Namensform bald allgemeine Verbreitung fand.

Bei dieser Erklärung erregt vielleicht der Umstand Bedenken, daß der Dental der zweiten Silbe wegen des folgenden Dentals dissimilatorisch verändert sein und daß der neu entstandene Laut sich dem Guttural der ersten Silbe zu einem Guttural assimiliert haben soll, so daß wieder zwei unmittelbar aufeinanderfolgende Silben mit derselben Artikulationsstelle begannen. Aber die neu entstandene Lautfolge steht mit der ursprünglichen doch nicht auf gleicher Stufe. Am A n f a n g e des Wortes sind zwei aufeinanderfolgende Silben mit gleichem Silbenanlaut im Griechischen nicht ungewöhnlich, ja sie sind sogar ganz geläufig: bei der Reduplikation. Besonders die Reduplikationsbildungen mit Wiederholung des ganzen Stammes zeigen oft ähnliche Lautfolgen wie der Name Καρχηδών, man vergleiche Verba wie καρκαίρω, πορφύρω, παμφαίνω. Von solchen Bildungen her sowie von Wörtern wie καρκίνος, καρχήσιον war dem Griechen die Lautfolge *kar* + Guttural zu Beginn des Wortes ganz geläufig. Daß dagegen im Innern des Wortes zwei aufeinanderfolgende Silben mit gleichem Silbenanlaut vermieden wurden, zeigen haplologische Verkürzungen wie κελαινεφής aus *κελαινονεφής, ξύλοχος aus *ξυλόλοχος.

So zeigt sowohl die griechische wie die lateinische Namensform der punischen Hauptstadt einen interessanten Wechsel von Dissimilation und Assimilation und zwar F e r n assimilation im Lateinischen, N a h assimilation im Griechischen.

Leipzig. J o h a n n e s F r i e d r i c h.

Lat. *pīca*, *pīcus*.

Walde[2] spricht von zwei Erklärungsversuchen. Einerseits will man (Pott Et. Forsch. 1, 235; 2, 600, 602) 'bunt' als Grundbedeutung ansetzen unter Anknüpfung an lat. *pingo* 'male', griech. ποικίλος 'bunt'. Dagegen kann man einwenden, daß diese Etymologie nicht auf *pīca* Rücksicht nimmt, kaum auch auf das von Vaniček und Fick angereihte skr. *pika-ḥ* 'Kuckuck'. Suolahti Die d. Vogelnamen S. 27 ff. macht auch darauf aufmerksam, daß man bei solcher Erklärung nur die kleineren Spechtarten berücksichtigt und nicht die größeren, die doch bei dem Volke die wichtigere Rolle spielen, namentlich den Schwarzspecht (picus martius), den Marsvogel der Römer. Andererseits hat man (Hirt IF. 1, 478) auch Beziehung zu *pix* 'Pech' ins Feld führen wollen.

Ich möchte hingegen, wegen des Wechsels lat. *picus* : ahd. *speht*, das lat. *spīca*, *spīcus*, *-um* 'Ähre' und *spīculum* 'Spitze. Wurfspieß, Pfeil' heranziehen und eine Erklärung versuchen, die sowohl lat. *pīca* und *pīcus* als skr. *pika-ḥ* berücksichtigt. In diesen eben genannten Wörtern liegt erweitert die Base *(*s*)*pei-* 'spitzig' vor, die man auch in lat. *pinna* 'Mauerzinne', falls mit Walde in **pid-*(*s*)*nā* oder **pit-*(*s*)*nā* zu zerlegen, und *spīna* 'Dorn' wiederfindet.

Das namengebende Merkmal wäre demnach für lat. *pīca* und skr. *pika-ḥ* die lange Schwanzfeder. Nach derselben ist der erstgenannte Vogel auch im Schwedischen benannt. Vgl. schwed. *skata*. Ein indirektes Anzeichen dafür, daß es wirklich die Schwanzfeder ist, die das dominierende Merkmal der Elster ausmacht, liegt im luxemburgischen Dialektnamen *Kreichen* (demin. von *Krei* 'Elster') für den Pfannenstiel (parus caudatus) vor (vgl. Suolahti unter p. caudatus). Lat. *pīcus* sollte schließlich: 'der mit dem scharfen Hackschnabel' bedeuten.

Stockholm. Gösta Bergman.

Albanisches.

1. Zwei Tiernamen.

a) alb. *hárδεje*, *harδitsε*, 'Eidechse'.

G. Meyer Et. Wb. sagt: "Ist wohl nichts anderes als starke Entstellung aus *lacerta*". Dazu gehört Phantasie. Vielmehr

= *sqord- (sq zu h, G. Meyer Alb. Stud. 3 und Pedersen IF. 5, 45, für diesen Lautübergang und rd zu rδ vgl. скороδον — hurδε 'Knoblauch'), dieses die s-Doublette zu der Stammgestalt. die in griech. κόρδαξ 'danse animée et lascive' (vgl. skr. kūrdati 'danser, sauter' usw. Boisacq S. 494, Walde² S. 130, vgl. auch ἀσκαίρω und lat. currere) hervortritt. Für die Bedeutung vgl. von derselben Sippe ahd. hardilla 'Bachstelze', griech. (ἀ)σκαρίς 'ver intestinal', lit. skeris, dim. skerēlis 'sauterelle', ags. secȝe-scére dass., also von lauter springenden, hüpfenden Tieren, vgl. die Zusammenstellungen, die Osthoff Etym. Parerga S. 336 ff. für den Zusammenhang von *Frosch* und *springen* beibringt. -εje und -itsε sind Ableitungen. wie schon G. Meyer sagt. Über ersteres Suffix vgl. noch Pedersen KZ. 33, 540 [vgl. jetzt die gleiche Deutung, die Jokl IF. 37, 110 Anm. gibt].

b) Alb. *breškε* 'Schildkröte'.

Über alb. *breškε* bemerkt Meyer-Lübke Rom. Et. Wb. s. v. **brōscus* 'Frosch': "Alban. *breškẹ* 'Schildkröte' G. Meyer Alban. Wb. 47 würde, wenn es hierher gehört, -*o*- verlangen, doch sprechen die Nebenformen *bretškẹ*, *brešẹ* gegen einen Zusammenhang. Die Übereinstimmung von Rumänisch und Norditalienisch läßt auf eine lateinische Bildung schließen, doch braucht man darum nicht ein vorlateinisches Wort zu erschließen, sondern kommt mit der Annahme einer Verschränkung von *ruspus* und *bruscum* aus".

Unter *ruspus* (wohl eher **ruspus* oder noch besser *rǫspus*) ist wohl das Etymon des s. v. *rūspare* 'durchsuchen' angeführten ital. *rǫspo* 'Kröte', unter *bruscum* wohl kaum das Rom. Et. Wb. 1342 erscheinende *bruscum* 'Baumschwamm', sondern das daselbst zu 7518 bezogene ital. *brusco* 'rauh' zu verstehen (vgl. die in Meyer-Lübkes Vorlage, Schuchardts Rom. Etym. 1, 28, angeführten Parallelen für den Bedeutungsübergang 'runzlig' 'Schorf, Krätze' — 'Kröte'). Dieses selbst wird nicht unter 7518, sondern unter 7460: *rūscum* 'Mäusedorn' + gall. **brūcus* 'Heidekraut' etymologisiert, eine Deutung, gegen die aus geographischen Gründen die angeführten sizilianischen und span.-portug. Wörter sprechen (das gallische *brūcus* ist in diesen Gebieten nicht erhalten). Besser paßte noch *broccus* (Rom. Et. Wb. 1319), dessen Bedeutungen 'Ast, Zweig, Dorn' ebenfalls nahe liegen! Auch befriedigt die Annahme einer nicht gerade auf der

Hand liegenden Kontaminationsform als Etymon eines so weitverbreiteten Wortes nur faute de mieux. Die Kontamination von **brūscus* 'rauh', wie immer es entstanden sein mag, mit **r̥ospus* 'Kröte' verhilft uns aber wieder nicht zu **brōscus* 'Frosch', das nur auf vlat. *ō* oder *ŭ* zurückgehen kann. Rum. *broască* aber ebenso wie alb. *breškε*, wenn es auf dasselbe Etymon wie das rum. Wort zurückgeht, schließen lat. *u* aus, das in diesen Sprachen erhalten bleiben müßte: lat. *bucca* gibt rum. *bucă*, alb. *bukε*.

Tiktins Deutung (im Wörterbuch) des rum. *broáscă* aus *brotác* mit Suffixverkennung (*brot-*) und Anfügung eines slav. *-ika* (*broască*) scheitert vor allem an der Existenz der nord-ital. Formen.

Densușianus Auffassung (Hist. d. l. langue roum. S. 199), daß *broscus* ein **brosacus*, *brosecos* darstelle, das seinerseits auf griech. βρόθακος zurückgehe mit einem als *s* wiedergegebenen θ, hat gegen sich den Rhythmus des Rumänischen, das zwar *neguștor* aus *negotiatóre*, aber *veșted* aus **vĕscidus* usw. werden läßt.

Das Etymon des rumänisch-alb.-nordital. Wortes ist zweifellos jenes von Ernout Les éléments dialectaux du vocabulaire latin S. 128 erwähnte Glossenwort: *bruscus* (*rubeta · ranae genus, bruscus dicitur volgo* CGL. 17, 214), aber ebenso sicher ist, daß *bruscus* eben wegen der romanischen Nachfolger nicht die richtige Lautgestalt zeigt.

Von **brōscus* aus läßt sich wiederum die Etymologie Ernouts *bruscus* = **g^u̯rotsko-s* (jon. βρόταχος, ahd. *kreta*, *krota*, nhd. *Kröte*) mit dialektischer Anlautentwicklung (vgl. *gurdus* zu βραδύς) nicht halten. Denn Ernouts Ansatz verlangt doch offenbar ein *brŭscus*, da ein Wandel *o* zu *ŭ*, aber niemals *o* zu *ō* verständlich ist. Übrigens begegnet, wenigstens nach den Ausführungen Sommers Lat. Laut- und Formenlehre S. 81 und Ernouts S. 63 der Lautwandel *o* zu *ŭ* Erklärungsschwierigkeiten: ***ur*** statt ***or*** erscheint nämlich nur als von vorhergehendem Labial oder Labiovelar beeinflußter Vertreter von liquida sonans (also von idg. *r̥* wie in *gurdus*, aber nicht von idg. *-or-*), für den Wandel von *-ro-* in *-ru-* liegen keine Beispiele vor. Daher kann man *bruscus* nur als **brōscus* fassen und nur dieses, nicht aber jene haltlose Form etymologisieren. Ernout selbst gesteht ja ein, das vereinzelte Glossenwort könne einer nichtital. Sprache entlehnt sein. Wir haben hier also einen Fall wie in *sappinus*, wo die romanischen Reflexe eine falsche idg. Etymologie beschämen können (vgl. Walde s. v. *sappinus*).

Niedermann schreibt in der Besprechung von Ernouts Arbeit Ind. Anz. 26, 23: "Es ist aber folgendes zu beachten. Neben *bruscus* ist bei Polemus Silvius unter den Nomina insectorum vel reptantium ein *ruscus* überliefert, das im ital. *rospo*, trent. *rusc*, lad. *ruosc* 'Kröte' wiederkehrt. Ferner hat Mario Roques Romania 30, 615 rumän. *broáscă* 'Frosch' (auch 'Schildkröte') aus vulgärlat. **brōsca* sehr ansprechend mit deutsch *Frosch* (aus idg. **pruk-sko-s* s. Osthoff Etymol. Parerga I 345) zusammengebracht". Allerdings bemerkt Roques an der zitierten Stelle nur: "Quant à l'it. *rospo*, sans doute pour **rosco* (trentin *rosco*, lad. *ruosc*), il faudrait le rapprocher de l'all. *frosch* avec le roum. *broască*, etc." Und auch dieser Satz ist nur ein Résumé von Nigra's Bemerkungen Arch. glott. 5, 111, der *rosco* — *rospo* mit *visc* — *vispo* vergleicht, übrigens außer dem obenangeführten deutschen auch keltische Wörter (irl. *losgán* (= **rlosc-an*), armor. *gwesklén* 'Frosch') heranzieht. Arch. XV. 506 wird endlich *brōsca* von Nigra mit dem glossematischen *bruscus* zusammengebracht, über den Zusammenhang mit den keltischen und germanischen Worten und griech. βρόταχος nichts Entscheidendes gesagt.

Bei Niedermanns Darstellung verstehe ich vor allem nicht, wie ein offenbar vorauszusetzendes lat. **prōuk-sko-s* etwas anderes als **prūscus* oder höchstens, mit dialektischer Entwicklung des Diphthongen, **prōscus* hätte geben können: das anlautende *b-* könnte sich nur als dialektische Entwicklung eines g^{u} erklären (vgl. die Etymologie, die Ernout für *bruscus* vorschlägt). Ein urspr. **prōscus* müßte also mit einem anderen Worte kontaminiert worden sein, etwa mit lat. *būfo* 'Kröte'. Die Bemerkung, daß neben *bruscus* auch *ruscus* sich findet, ist für uns wichtig, insofern als dieses als Etymon der *b*-losen romanischen 'Frosch'-Wörter angeführt werden sollte; dieses *ruscus* ist wohl durch Einfluß von *rubetum* zustandegekommen (vgl. umgekehrt *grenouille* nach *graisset* = *crassantus*, prov. *grapaut* usw.).

Am Zusammenhang mit deutsch *Frosch* möchte ich immerhin festhalten, nur in der Form, daß **brōsca* den Reflex einer albanesischen Entsprechung darstellt.

Man erinnere sich der von Meyer-Lübke als Argument gegen die Identität des alb. und des rum. Wortes verwendeten alb. Form *bretškε*. Falls diese die ursprüngliche ist, so erblicke ich in *-kε* ein Suffix wie in alb. *mušk* 'Esel' (vgl. G. Meyer Alb. Stud. 3, 62), das zu lat. **mussus* (woraus venez. *musso*) ge-

hört. Ein maskulines *breťš* erinnert in der Endung an *viťš* 'Kalb' (vielleicht auch *keťš* 'Ziege', *daš* 'Widder', *būtšε* 'Hündin', die alle nicht erklärt sind?), das nach Pedersen KZ. 36, 290 f. auf **veteso-* (lat. *veter-inus*) zurückgeht. Man könnte sich vorstellen, daß das Tierjunge im Albanischen durch einen in die *o*-Klam überführten *-es*-Stamm ausgedrückt werde (vgl. deutsch *kalb*, das seine *-s*-Flexionen auf alle anderen Tiernamen übertrug: *walir* 'Walfisch' usw., Brugmann Vgl. Gramm. 2, 1, 522), und unser *breťš* wäre damit = idg. **brōteso-* oder **brouteso*. Erinnern wir uns weiter, daß G. Meyer Alb. Stud. 3, 31 f. als 'zweifellos' die Zusammenstellung von alb. *briňε* 'Rippe' = **pεrsnįā-* mit lit. *pirszis* bezeichnet hat, so dürfen wir wohl ein zweites Beispiel von idg. *pr* : alb. *-br* voraussetzen, indem wir unser **brout-* an das von Osthoff festgestellte **prou-to-s* 'Springer, Hüpfer' (woraus anorw. *frau-đ-r* 'Frosch') anknüpfen, das zu aind. *plutas* 'gesprungen, springend' und *plavas* 'Frosch', eigentl. 'Springer, Hüpfer' gehören würde. *Brōsca* hat natürlich urspr. 'Frosch, Kröte', das hüpfende Tier, dann erst die träge 'Schildkröte' bedeutet.

Ich weiß, daß gegen diese Etymologie manche Bedenken sich erheben:

1. die Annahme eines Wandels *pr* zu *br* in einem zweiten Fall außer *briňε*;

2. die Annahme eines *-š*-Suffixes, das sich aus *-esos-* zur Bezeichnung junger Tiere entwickelt hätte;

3. Wie verhält sich griech. βρόταχος zu **brōsca*? es könnte Urverwandtschaft mit deutsch *Kröte*, wie sie Ernout annimmt, vorliegen; oder aber ist βρόταχος aus dem Illyrischen entlehnt?

Anderseits wären so das Glossenwort *bruscus* (als **brōscus*) und das romanisch-alb. **brōscā* aufgeklärt sowie an die übrigen idg. Beziehungen angeknüpft (auch die von Nigra herangezogenen keltischen Worte: mir. *loscann* 'Frosch', acorn. *guilskin* sind ja hierher zu ziehen, wenn Pedersens Ansatz Vgl. kelt. Gramm. 489: *luskņnī* zu skr. *plavá-* 'Frosch' richtig ist). Auch im Albanischen wäre der Frosch der Hüpfende, wie schon alb. *harδ-* 'Eidechse' zu σκαίρω 'hüpfe, springe, tanze' gestellt wurde: Osthoff stellt S. 339 das letztere griech. Wort zu mhd. *schërzen* 'fröhlich springen, hüpfen, sich vergnügen' und so herrscht genaue parallele Bedeutungsentwicklung: *froh* — aind. *plutas* 'springend' — *Frosch* wie *scherzen* — ἀσκαίρω 'hüpfen, springen' — alb. *harδ-* 'Eidechse'.

Vgl. noch Marstrander in Afhandlinger viede Sophus Bugges minde S. 240 ff. Auch in bezug auf die Wortbildung herrscht genaue Analogie zwischen alb. *vitš*, *bretš-* und germ. *kalbir-*, *walir-*.

2. 'Hiatustilgendes *v*' im Albanischen?

Pedersen Festskr. til V. Thomsen S. 254 und KZ. 36, 315 erklärt das *v-* von alb. *veš* 'Ohr' als 'hiatustilgend' und Jokl faßt das *v* von *voe* 'Ei' = **ēu̯i̯ē* in IF. 36, 111 ebenfalls als 'Hiateinschub'. Gegen Pedersen polemisierte Meyer-Lübke Mitteil. d. rum. Inst. Wien 1, 26 Anm. mit dem Hinweis darauf, daß erst die syntaktischen Bedingungen gefunden werden müßten, in denen ein derartiger Einschub berechtigt wäre. Tatsächlich versteht man ja das Auftauchen eines *v* in *süve* (KZ. a. a. O.), nicht aber am Wortbeginn, wo noch dazu der Artikel im Alb. postponiert wird (*veš-i*). Anderseits gibt aber auch Meyer-Lübke keine Erklärung des *v* und läßt ausdrücklich die Idg. Anz. 2, 184 gegebene Erklärung fallen[1]).

Da nun **ēu̯i̯ē-* (dem alb. (*v*)*oe* entstammt) und **ōusi-* (auf das alb. *veš* nach G. Meyer Alb. Stud. 3, 11 zurückgeht) beide ursprünglich idg. Langdiphthonge enthalten, so erscheint es mir nicht zu gewagt, in dem *v* die Nachfolge eines *u* und in dem *u* den Rest einer Sonderentwicklung des Langdiphthongs im Albanischen (wie im Lit. u. Lett., wo *ēu* als *iau*, *eu* als *au* erscheint: lett. *schauju* = lit. *sziáuju* 'schieße' gegen *raugjù* 'rülpse', vgl. Brugmann Vgl. Gr. 1, 1 § 232) zu erblicken: auch hier hätte sich ein Langdiphthong zu einem Triphthong entwickelt: *ēu-* zu *u̯eu̯*, *ōu* zu *u̯ou̯* mit Antizipation des Endvokals. Im weiteren Verlauf sind

1) Bei dieser (*ō* habe sich zu *ou* diphthongiert und sei dann zusammen mit altem *ou* entweder *eu* [woraus im Anlaut *ve-*] *e* oder über *ou̯*, *uu̯*, *uę* zu *ua* [vor Nasalen] geworden) versteht man vor allem nicht, wieso *eu* zu *ue* (*ve*) geworden wäre: bei afrz. *fueil* zu nfrz. *feuille* ist wohl nicht Umstellung der beiden Laute, sondern Zusammenfall von *ue* und *eu* unter *ö* und daher Gleichschreibung eingetreten (erstere Möglichkeit, die Meyer-Lübke Hist. Gramm. d. frz. Spr. S. 87 erwägt, scheint mir nicht wahrscheinlich). Und überhaupt läßt sich die Doppelentwicklung vor Nasal und vor sonstigen Konsonanten nicht auf dem Wege einer diphthongierten Entwicklung von *ō* zu *ou*, sondern nur auf dem Wege verstehen, den Jokl IF. 36, 104 angedeutet hat: "Silbenschlußstellung des Nasals, zweigipflige Intonation, bzw. Diphthongierung, Nichteintritt des Wandels *ō* zu *e* einerseits, Offenheit der Silbe, eingipflige Intonation, Wandel von *o* zu *e* anderseits". Also wohl *ō* über *ö* zu *e* geworden (vgl. im Englischen das *ō* unter Einfluß von *i*-Umlaut, das über *ȫ* zu *ē* wurde: *foot-fœ̄t-fēt*).

eu und *ou* wie immer zu *o* resp. *e* geworden, nur erhielt sich der *u̯*-Vorschlag als bilabiales *w* (Jokl S. 111), das dann in labiodentales überging (vgl. die analoge Entwickelung von *u̯é* zu *we* in span. *huevo* aus lat. *ovum*, das in den Mundarten zu *webo*, *bwebo*, ja *gwebo* wird). Diese Entwicklung der idg. Langdiphthonge hätte sich nur im Wortanlaut erhalten, unter der direkten Kraft des Stimmeinsatzes, während in *heθ* 'werfe' aus **skeudō* (ags. *sceotan*) die Kürzung wie in den meisten idg. Sprachen eingetreten wäre. Alb. *anε* = **ausnā* widerspricht nicht, weil es aus **əusnā* entstanden ist (vgl. **əus-* in ai. *ṓṣṭa-s* und *del'ε* = **dhəi-*).

Die Periode der Triphthongierung anlautender idg. Langdiphthonge muß noch nicht abgeschlossen gewesen sein, als die lateinischen Elemente im Albanischen eindrangen: ein vlat. *o̯pera* mit seinem zweigipfligen Akzent wurde geradeso behandelt wie die ebenfalls zweigipflig anhebenden *u̯eš*, *u̯oe* und wurde zu **u̯opεr* — geg. *vepεr* — *vepεr* 'Werk, Tat', ein *o̯leum* zu **u̯olj* — **u̯alj* — *vaj* (geg. *voj*), ebenso sind *varfεr* (geg. *vorfĕn* aus *orphanus*, *verbεr* (geg. *verbt*) aus *orbus* zu erklären[1]).

Jokl nimmt nach Pedersens Vorbild in seinen Studien zur alb. Etym. u. Wortbildung s. v. *jē* auch ein Hiatus-*j* an, das an **au̯-i̯ā* **aia* — **ea* — **ē* angetreten wäre. Dessen Rechtfertigung steht noch aus. Das Nebeneinder *ap* — *jap* harrt ebenfalls noch der Erklärung.

3. Ist lat. *ē* im Albanischen zu *ie* geworden?

N. Jokl IF. 36, 146 leitet geg. *mišerir* F., tosk. *mεširε* F. neben *mešrier* 'Erbarmen' auf ein Paar vlat. **miserire*, *miserēre*, tosk. *lεngüer* M. 'Typhus, Seuche' auf *languēre* zurück, also auf als Verbalsubstantive verwendete Infinitive, die sich im Albanischen gehalten hätten. Diese Feststellung hat nun für die Romanisten das größte Interesse: denn es würde sich dann im Albanischen annähernd dieselbe beschränkte Gebrauchsweise der

1) In diesen letzten Wörtern ließe sich die Diphthongierung vor *r* erklären, nicht aber bei *vepεr*. — Wie erklärt sich *vápεkε*, *vobég* 'arm' aus aslav. *ubógъ*? Das alb. *v* verleugnet auch hier nicht seinen bilabialen Charakter: *u* wurde mit dem *u* = *v* auf eine Stufe gestellt und durch *vobég* wiedergegeben, dann nach der *va* = *vo*-Gleichung (*vaj-voj*) in *vápεkε* umgesetzt. Das Beispiel läßt sich mit alb. *vε-* zu *u-* (Jokl a. a. O.) vergleichen. — Bei Adjektiven wie *varfεr*, *verbεr* könnte man allenfalls einen Hiatustilger sich vorstellen, da bei ihnen ein *i* vorantritt: *i orbεr* wurde zu *i vorbεr* wie *süε* zu *süvε*.

-re-Infinitivformen gehalten haben, die wir im Rumänischen finden: *căntáre* wird im Rumänischen nur als Verbalsubstantiv gebraucht ('das Singen'), als Infinitivform gelten *căntá*-Formen, die allerdings immer mehr und mehr durch die Konstruktion *să* + Verbum finitum verdrängt werden. Das Albanische, das überhaupt keinen Infinitiv kennt, hätte also den lateinischen Infinitiv nur in seiner nominalen Funktion beibehalten.

Zweitens muß bemerkt werden, daß gerade *misereri* (nicht *miserari*, wie REW. 5608a schreibt) im Altrumänischen erhalten ist und zwar in derselben Bedeutung wie im Albanischen: 'Erbarmen, Gnade' (z. B. Psalt. Schei. 12, 6, wo der spätere Corezi das slavische Vokabel *milă* einsetzt). Bemerkenswert auch, daß, wie schon Puscariu Et. Wb. s. v. *lîngoáre* hervorhebt, dieses auf lat. *languor* zurückgehende Wort dieselbe Bedeutung angenommen hat wie das alb. *lenǵüer*.

Aus den beiden Beispielen *mešrier* = *miserēre*, *lenǵüer* = *languēre* will nun Jokl eine Stütze für Pedersens Ansicht (Rom. Jahrb. 9, 1, S. 214) gewinnen, daß lat. *ē* (wie lat. *ė*) im Albanischen durch *ie* vertreten werde, eine Ansicht, gegen die Meyer-Lübke (Mitt. d. rum. Inst. Wien 1, 24 f.) durch Entkräftung der einzelnen Beispiele protestiert hat.

Sind nun Jokls beide Beispiele geeignet, Pedersen gegen Meyer-Lübke Recht zu geben?

Was *lenǵüer* betrifft, so kann es auch *languōre* (lat. *ō* zu alb. *e* wie *timōre* zu *tmēr*) darstellen mit der von Jokl erwähnten Beeinflussung von *ē* durch das vorhergehende *u*.

Besser scheint es mit *mišrier* zu stehen. Wie aber, wenn wir ein lat. **miserẹrium* ansetzten, das ebenso aus *miserere* nach *desiderium*, **reproperium* wie aprov. *consirier* aus **considerium* (*consider* in der Fides) + *consider-are* (Thomas Nouv. essais de philologie S. 220 ff.) gebildet ist? Dann stellt *-ier* einfach *-ẹrium*, *-ir* eine ähnliche Entwicklung von *ie* zu *i* vor gedeckter Konsonanz wie *liǵe* 'Klagelied' aus *elẹgium*, *kiše* 'Kirche' aus *ecclẹsia*, *ungit* aus *evangẹlium* dar: leider scheint es im Albanischen keinen Reflex von *ministerium* zu geben, aber *dešir* M. 'Sehnsucht' aus lat. *desidẹrium* (also lat. *desidĕrium*, nicht *desidērium*, wie G. Meyer Et. Wb. S. 66 schreibt) gibt genügend Auskunft.[1]) Zu *rj*- im sekundären Auslaut vgl. *tter* = *altarium*

1) Man könnte allerdings bei *dešir* von einem **desirium* ausgehen, das aus dem bei Pieske, *De titulorum Africae Latinorum sermone quaestiones*

und Suffix *-er* aus *-ariu* (Mitt. d. rum. Inst. 1, 30), die ein **-aire* voraussetzen.

Deshalb soll natürlich die schöne Erklärung, die Jokl für den Metaplasmus der meisten albanischen Neutra gibt, nämlich Rückbildung aus dem für alle Geschlechter und Deklinationen gemeinsam gewordenen Akkusativ, nicht bezweifelt werden. Ein *mišerirɛ* F. kann ja ein **misererium* + Nasal des Akk. *-ā* = *mišerir-ɛ* darstellen, aus dem *mišerir* M. zurückgebildet werden.

Wien. Leo Spitzer.

Anord. *Loki.*

Der altnordische Göttername *Loki* wird von Axel Kock, dem sich Eugen Mogk im Reallexikon der germanischen Altertumskunde unter *Loki* anschließt, als Auslautszwilling zu an.

---

morphologicae (vgl. Meyer-Lübke Ltbl. 1916 Sp. 17) belegten *desirantissimo* zu entnehmen und nach Meyer-Lübke für altrum. *deşirá* anzusetzen richtig wäre : die von Candréa-Hecht stammende Erklärung hat ja Caracostea Mitt. d. rum. Inst. Wien 1, 129 mit Erfolg widerlegt. Dann könnte *miśrir* an *dɛšir* angebildet sein. Oder aber die G. Meyersche Vermutung der Rückbildung von *mɛširɛ* aus einem Verb **mišroń* besteht zu Recht: Muster wäre das Paar *dešír* — *ðɛšɛroń*. — Über die Entwicklung des Nexus *ri̯* scheint Jokl sich in Beitr. zur alb. Gramm. 4 in einem der nächsten Hefte der Indogerm. Forschungen nach seinen Worten auf S. 137 äußern zu wollen. Jedenfalls sind die Verhältnisse in *truat*, wenn es **terriola* ist, ganz anders geartet als in *-erium*. [Vgl. nun, abweichend, Jokl IF. 37, 107; zu cal. *kundrel'ɛ*, griech. *kundrel'* mit Dissimilation von *r- r* zu *r- t* (so schon Pedersen Alb. Texte im Glossar mit Hinweis auf kymrische dissimilierte Formen) vgl. altfrz. *contralier* 'streiten' (Rom. Et. Wb. s. v. *contrarius*), altprov. *contraliar* 'contrarier', *contrali* 'contraire'. Da das Adjektiv im Romanischen überhaupt unvolkstümliche Form zeigt (frz. *contraire*, aprov. *contrari* neben *-ier* aus *-arius*), wird auch das albanoromanische Wort gelehrt sein. Ähnlich steht es mit den albanisch-romanischen Reflexen von *rarus* : alb *rat:* — norm. *ral*, span. *ralo*. Das span. *cilĺer* 'Backstube', das Jokl aus Rom. Et. Wb 1804 hat, findet sich weder bei Tolhausen noch im Wörterbuch der spanischen Akademie, nur bei Booch-Arkossy, wäre auch jedesfalls ein schlechter Zeuge für die Entwicklung von *-arius* im Spanischen, da *-o*-lose Substantivformen entweder als Entlehnungen oder satzphonetisch zu erklären sind. Es ist auch nicht ausgemacht, daß die ital. *-aro*-Formen auf ein vlat. *-arus* (statt *-arius*) zurückgehen: sie können zum Sing. *-ajo* aus dem Plur. *-ari* rückgebildet sein (E. Staaff, Le suffixe *-arius* dans les langues romanes S. 140)].

logi 'Lohe' gedeutet[1]). Ist das richtig, dann kann vielleicht noch folgende Etymologie zur Ergänzung dienen: an. *loki* könnte zu ahd. *cholo* 'Kohle' sich ähnlich verhalten wie lit. *kepù* 'ich backe' zu abg. *pekǫ*[2]), wie lat. *favus* zu nhd. *wabe*[3]), wie lat. *nux* zu engl. *nut*[4]). Der Stamm liegt sonst noch vor in ir. *gūal* (**gou-lo-*) 'Kohle' und arm. *krak* (aus **kurak*, Stamm **gu-ro-*)[5]) 'Feuer, glühende Kohlen'.

Die Umstellung könnte in einem Gefüge **so lukos lugēn* 'das lohende Feuer' oder dgl. zustande gekommen sein.

Im Felde. John Loewenthal.

Zur Geschichte des Ausrufungssatzes im Griechischen.

Bekanntlich besaß das Altindische eine größere Anzahl zu dem Pronomen *q^uo- *q^ui- *q^uu-* gehöriger Präfixe, die das Auffallende und Außerordentliche des durch das Hauptglied des Wortes bezeichneten Nominalbegriffs und zwar diesen gewöhnlich als in mangelhafter oder verkehrter Weise vorhanden ausdrückten: *ku-*, *kō-*, *karā-*, *kā̆-*, *kad-*, *kim-*. So z. B. *ku-varṣa-* 'mächtiger Regen, Platzregen', *kú-yava-* 'Mißernte bringend', *ku-cará-* 'mächtig schreitend', *ku-pati-* 'schlechter Gatte' (von derselben Art aw. *kū-nā'rī-* 'schlechtes Weib, Hurenweib'), *ka-pūya-* 'sehr, arg stinkend', *kat-payá-* 'sehr, arg anschwellend', *kad-ratha-* 'schlechter Wagen', *kim-puruṣá-* 'Mißgeschöpf, Kobold', *ki-rājan-* 'schlechter König'. Ursprünglich waren das exklamative Äußerungen des Erstaunens, z. B. *ku-cará-* 'wie einherschreitend!', *ku-varṣa-* 'welcher Regen! was für ein Regen!'. S. Wackernagel Altind. Gramm. 2, 1, 82 ff. Wie W. Schulze erkannt hat (KZ. 33, 243 f.), besaß das Griechische dieselbe Formation in böot. πού-λῑμος 'mächtiger Hunger, Heißhunger' (wozu der Name Πυλιμιάδας). Die substantivischen Komposita dieser Art gehören zu der Klasse nhd. *un-mensch*, *un-zahl*, griech. δυς-μήτηρ, Δύς-παρις usw. (Verf. Grundr. 2², 2, 756 ff.).

1) IF. 10, 90 ff.
2) Brugmann Grdr.² I, 2, 873, 875; vgl. auch Kluge Urgermanisch³ S. 81.
3) Walde Lat. Et. Wb.² s. v.
4) Falk und Torp, Fick⁴ 3, 100
5) Lidén Armen. Stud. S. 123.

Sollte πού-λιμος bei den Griechen das einzige Überbleibsel von dieser offenbar uralten und echt volkstümlichen Wortbildungsgattung gewesen sein?

Wir bekommen für mehrere mit cα- beginnende Nomina, die meines Ermessens noch keine befriedigende Herkunftsdeutung gefunden haben, eine solche, wenn wir neben πoυ- ein mit ihm semantisch gleichartiges Präfix cα- annehmen: dieses ist dann dem Neutr. Plur. megar. cά, ion. ccà att. ττά (in ὁποῖά ccα u. dgl.) gleichzusetzen. Als pluralisches neutrales Adverbium steht es zu τί so, wie οἷα, ὅcα neben οἷον, ὅcον, πολλά neben πολύ, ἄγχιcτα neben ἄγχιcτον u. dgl. üblich waren, und vergleicht sich weiter, auch etymologisch, mit lat. *quia* neben *quid* (*quod*), *quia-nam?* 'was denn? weswegen? warum?' neben *quid-nam?* (über diese lat. Adverbia s. Wackernagel Verm. Beitr. 22).

Die Nomina, auf die ich ziele, sind cαφής, cάτυρος, cάβυττος, cαβαρίχη.

cαφής, cάφα, cαφηνής (dor. -φᾱνής), cαφήτωρ hat Prellwitz BB. 22, 81 ff., Et. Wb.[2] 406 in cα-φής usw. zerlegt, den zweiten Teil mit φαίνω, φάος usw. (Wz. *bhē-* 'scheinen, hell sein') zusammengebracht und in cα- ein sinnverstärkendes Präfix vermutet, entstanden aus *τϝα- und identisch mit dem ai. Präfix *tuvi-* in *tuvi-kūrmí-* 'mächtig wirkend', *tuvi-jātá-* 'mächtig geartet' u. a. Diese Gleichsetzung von cα- und *tuvi-* scheitert, wie Solmsen IF. 30, 37 mit Recht bemerkt, daran, daß das *i* von *tuvi-* uridg. *i* war. cα-φής mag also vielmehr ursprünglich 'wie licht! wie deutlich!' gewesen sein, woraus 'sehr deutlich'.

cάτυρος muß im Zusammenhang mit seiner dorischen Nebenform τίτυρος beurteilt werden. Die beiden Formen sind mit Rücksicht auf ihren Ursprung in Verbindung mit Σιληνός aufs eingehendste von Solmsen in dem eben zitierten Aufsatz IF. 30, 1—47 behandelt worden. Er analysiert cά-τυρος, τί-τυρος, stellt dazu zunächst noch die Namen Τι-τυός ('der geile Frevler wider die Leto'), Τί-τυς, Τι-τύᾱς, Τι-τύων und bringt die Endteile mit τύλος 'Schwiele, Penis' zusammen, geht mit dem zweiten Wortteil also auf Wz. *tŭ-* 'schwellen, strotzen' zurück. τι- sei Intensivreduplikation. So weit ist nichts zu beanstanden. Nicht mitgehen kann ich dagegen, wenn Solmsen für das cα- von cάτυρος ein älteres *σn̥- als schwache Stammform eines ebenfalls von Wz. *tŭ-* ausgegangenen Substantivs **tu̯en-*, Nom. Sing. **tu̯ēn* *cήν, voraussetzt, das formantisch zunächst mit lit.

tvịstu 'schwelle an' (vom Wasser), *tvānas* 'Flut' zu verbinden sei (Solmsen S. 43 f.) und ursprünglich 'Schweller, Strotzer', weiterhin 'Penis, Phallos' bedeutet habe. cά-τυρος sei danach ursprünglich 'cui membrum turget' gewesen. Als Stütze für den Ansatz dieses *cῆν bringt dann Solmsen noch andere mit cα- beginnende Wörter bei, die als Bezeichnungen teils des männlichen, teils des weiblichen Glieds überliefert sind: im ersteren Sinne cάθη, cαῖνα, cάννιον, im letzteren cάβυττος, cάραβος, cαβαρίχη.

Diese Deutung von cάτυρος abzulehnen und sein Anfangselement cα- vielmehr als Verstärkungspartikel dem cα- von cαφής anzuschließen, bestimmt mich dreierlei.

1. Daß τί-τυρος in τι- ein Element ursprünglich begriffsteigernden Sinnes gehabt hat, ist außer Frage. Da nun diese Form und die Form cάτυρος in der geschichtlichen Zeit sich der Bedeutung nach vollkommen gedeckt haben, so dürften sie auch im Bildungsprinzip wenigstens ähnlich und nicht so verschieden gewesen sein, wie sie nach Solmsen gewesen wären. Natürlich liegt es am nächsten, in τι- mit Solmsen eine Reduplikation mit Intensivsinn zu sehen. Immerhin darf man aber, die Richtigkeit meiner Auffassung des cα- von cάτυρος zugegeben, fragen, ob neben cα- nicht auch der zugehörige Singular τι- = *q^{u}id* als steigernde Partikel gebraucht worden sei und sich in τί-τυρος erhalten habe. Man hätte anzunehmen, daß solches τι- neben cα- von den Griechen im allgemeinen aufgegeben worden sei und sich nur da behauptet habe, wo es im Sprachgefühl zu einer Reduplikationssilbe umgedeutet gewesen sei.

2. Wenn in cα- ein Substantivstamm **tu̥n-* 'penis' steckte, wäre umgekehrte Stellung der beiden Kompositionsglieder zu erwarten: nicht 'penis-schwellend, am Penis geschwollen', sondern 'schwellenden, geschwollenen Penis habend'.

Dem gegenüber ist unserer Deutung von cά-τυρος günstig die gleichartige Struktur des ved. *ká-pr̥th-*, *ka-pr̥thá-* 'Penis', dessen Schlußteil zu *prath-* 'sich ausdehnen, sich strecken' gehört. Wenn Johansson IF. 14, 312 mit diesem ved. Wort richtig mir. *loss*, bret. *lost* 'Schwanz', kymr. *llosten bon-llost* 'Schwanz, Penis' (vgl. Pedersen Kelt. Gramm. 1, 80) zusammenstellt, so verhalten sich das ai. und das kelt. Wort zu einander wie im Griechischen cά-τυρος und τύλος 'Penis'.

Weiter erinnert das Verhältnis von cά-τυρος zu τί-τυρος, letzteres als redupliziert betrachtet, an das von lat. *in-gens* zu

griech. γί-γας, vorausgesetzt, daß in beider Schlußglied die Wurzel *$\hat{g}$en- 'gignere' steckt und das Anfangsglied des lat. Wortes Intensivbedeutung gehabt hat (Clemm Curtius' Stud. 8, 11. 22, Walde Lat. et. Wb.[2] 386).

3. Wenn es bei den Griechen ein **tuen-*, **tun-* 'Penis, Phallos' gegeben hat, wie soll dieses Wort auch in cάβυττοc, cάραβοc, caβαρίχη enthalten sein, die das weibliche Schamglied bezeichnet haben? Hierüber spricht sich Solmsen nur bei einem von diesen Wörtern, bei caβαρίχη, so aus, daß man ihn genau versteht. Er sagt S. 43: "cα-βαρίχη ließe sich an βάραθρον 'Schlund, Abgrund' und damit an die Sippe von βιβρώcκω βορά δέρα, Wz. *g*[u]*er* anschließen, also *σά-βαροc 'wer die cάθη verschlingt'". Somit eine witzelnde Benennung der Sache, wie sie ja auf diesem Gebiet der Namenschöpfung bei den Griechen nicht auffallen kann. Weniger klar ist, was Solmsen über cάβυττοc bemerkt (S. 41). In -βυττοc sieht er die "Form βύττοc· γυναικὸc αἰδοῖον Hesych, βύccoc· τὸ γυναικεῖον αἰδοῖον Scholien zu Arist. Pax 965 (überl. βύρcον, em. Gelenius)" und erwähnt zustimmend Kretschmers Gleichsetzung dieses Wortes "mit βuccόc 'Tiefe' aus *βυθιόc". Dieser Verbindung mit βύττοc βύccoc wird man um so lieber beipflichten, als neben cάβυττοc bei Photius auch die Form cάβυττα überliefert ist und entsprechend neben βuccόc in derselben Bedeutung auch βύccα erscheint. Wenn nun Solmsen diese Erörterung des Wortes cάβυττοc mit der Bemerkung schließt, bei dieser Auffassung des Schlußteils von cά-βυττοc "ist eine Komposition mit cα- in dem aus cά-θη zu entnehmenden Sinne ohne weiteres verständlich", so kann ich mir als seine Meinung nichts anderes vorstellen, als daß cάβυττοc 'die Tiefe, die Vertiefung für den Penis' gewesen sei, indem der Grieche den zweiten Wortteil βuccόc etwa auch noch für andere Öffnungen am Körper, namentlich auch für die Afteröffnung, gebraucht habe. Sollte man aber nicht erwarten, daß die Griechen vielmehr unter cά-βυττοc ('Penis-Loch, Penis-Vertiefung') den Eingang und Kanal des männlichen Gliedes hätten verstehen müssen?

Ich muß es dem Leser, zumal dem, der sich in der Denkweise des griechischen Volkes über die hier in Rede stehenden unfeinen Dinge besser auskennt als ich, anheimstellen, ob er Solmsens Ansicht für hinlänglich gerechtfertigt halte. Ich meinerseits ziehe bis auf weiteres die Annahme vor, daß man zu einer

Zeit, als die Bedeutung des begriffsvergröbernden ϲα- in ϲά-τυροϲ noch nicht verwischt war, dem Ausdruck für das weibliche Glied βύϲϲοϲ βύττοϲ, dessen Zusammenhang mit βυϲϲόϲ noch lebendig empfunden ward, gewissermaßen als Gegenstück zu ϲά-τυροϲ, — witzelnd oder nicht — ein (*ϲά-βυϲϲοϲ) ϲά-βυττοϲ an die Seite gesetzt hat.

Und entsprechend auch ϲα-βαρίχη ursprünglich etwa 'arge Kluft, arger Abgrund'? Doch wird man sich über dieses Wort besser jedes Urteils enthalten, so lange nicht sein Verhältnis zu den gleichbedeutenden Formen ϲαμαρίχη, ϲαμβρίχη geklärt ist, und weil überdies noch jenes ϲάραβοϲ hinzukommt, das auch schon Lobeck den Gedanken einer Umstellung von ρ und β nahegelegt hat (Proleg. 338). ϲαβαρίχη und was mit ihm zunächst zusammenzuhängen scheint, tritt, denk ich, meiner Vermutung über den Ursprung von ϲάτυροϲ und ϲάβυττοϲ ebenso wenig in den Weg, wie es Solmsens Kombinationen über den Ursprung dieser Substantiva zu stützen vermag.

Was die noch übrigen mit ϲα- beginnenden Wörter für den Penis betrifft, die Solmsen behandelt hat, so ist keines darunter, das ein Substantivum **tu̯en-* mit diesem Sinne erwiese. ϲάθη erinnert mit seinem θ an πόϲθη, das mit πέοϲ = ai. *pásaḥ* irgendwie zusammenhängt, und ϲάννιον, wozu ϲάννᾱϲ (Kratinos), Σάννηϲ, Σαννώ u. ähnl., dürfte aus *ϲαθϲν-ιο-ν entstanden sein (vgl. πύννοϲ aus *πυτϲνοϲ, βλέννοϲ aus *μλεδϲνοϲ u. dgl., Brugmann-Thumb Gr. Gr.[4] 116); πόϲθη kann aber eben so gut in Anlehnung an ϲάθη geschaffen sein wie umgekehrt ϲάθη nach πόϲθη. Daß das schon homerische ϲαίνω 'wedele, schwänzle, schmeichle' Denominativum gewesen sei zu einem *ϲαν- 'Schwanz', klingt glaubhaft. ϲαίνω wird aber nicht in bezug auf das Geschlechtsglied gebraucht, und so braucht das zugrunde gelegte Nomen selbst auch nicht 'Penis' bedeutet zu haben. Das nur aus später Grammatikerüberlieferung bekannte ϲαῖνα· τὸ αἰδοῖον gehört vielleicht zu ϲαίνω, darf aber nicht zur Bestimmung des Bedeutungsumfangs jenes vorhistorischen Nomens *ϲαν- herangezogen werden[1]).

Zum Schluß mag noch mit ein paar Worten eingegangen werden auf das Verhältnis der ganzen Klasse von Komposita ai. *ku-varṣa-*, griech. ϲα-φήϲ usw. zu gewissen nichtkompositionellen

1) Wegen ϲαμαρίχη, ϲαμβρίχη hat man zu fragen, ob ϲαῖνα aus *ϲαμι̯α entstanden ist.

syntaktischen Verbindungen, die aus einem pronominalen Adverbium und einem Nomen bestehen und ebenfalls auf Ausrufen des Staunens beruhen. Denn man wird fragen, wie sich das σα- von σα-φής usw. entwicklungsgeschichtlich zu der Tatsache verhält, daß im älteren Griechisch im Ausrufsatz nicht, wie in den anderen Sprachen, Formen von *$q^u o$- erscheinen, sondern die Formen des Relativstamms **i̯o*-, wie z. B. α 32 ὢ πόποι, οἷον δή νυ θεοὺς βροτοὶ αἰτιόωνται. So findet sich **i̯o*- auch in den in andere Sätze einverleibten Wendungen wie ὡς ἀληθῶς 'in Wahrheit', eigentlich 'wie wahr!', z. B. Plat. Phaed. 63 a ἄνδρες σοφοὶ ὡς ἀληθῶς, Dem. 18, 212 τῶν δ' ὡς ἑτέρως συμβάντων ... τὴν ἐμὴν τύχην αἰτίαν εἶναι (Kühner-Gerth 2³, 2, 415 f.), Wendungen, die auf gleicher Linie stehen mit solchen Wendungen wie lat. Ter. Andr. 136 *reiecit se in eum flens quam familiariter,* Cic. Verr. 3, 206 *fecerunt aliis quidem alia quam multa* (Kühner-Stegmann 2², 2, 480, Schmalz Synt.⁴ 614, Baehrens Glotta 5, 97 f.), ai. mit *kim-api* ('sehr, gehörig, heftig'), Śāk. 183 b Bö. (184 b Bu.) *kimapi manasaḥ saṃmōhō mē tadā balavān abhūt* 'meines Geistes Verblendung ist damals sehr mächtig gewesen', prakr. 14, 22 Bö. (16, 9 Bu.) *kiṃpi jādasaṅkehiṃ devehiṃ meṇaā ṇāma accharā pesidā* (*kimapi jātaśaṅkair dēvair mēnakā nāma apsarāḥ prēṣitā*) 'von den darüber sehr besorgt gewordenen Göttern wurde eine Nymphe namens Menaka geschickt' (PW. 2, 286)[1]. Bei uns ist das ausrufende *wie* so jetzt nur mit vorausgehender Interjektion *ach* üblich, z. B. *in all den ach wie kummervollen nächten hab ichs bedacht.*

Die Doppelheit: fragend *wie teuer ist das?, was hast du getan?* und mit Verwunderung ausrufend *wie teuer ist das!, was hast du getan!* ist aus uridg. Zeit ererbt, wie aus der Übereinstimmung im Nebeneinander dieser beiden Arten von $q^u o$-Sätzen im Arischen, Lateinischen, Germanischen und Baltisch-Slavischen geschlossen werden darf[2]. Nun wurde die Seelenstimmung der

[1]) Bei solcher Eingliederung von Ausrufungen in beliebige Sätze ist der exklamative Affektton ebenso aufgegeben worden wie etwa die Fragebetonung von *hast du nicht gesehn?* in *er verschwand hast du nicht gesehn um die ecke.* Wie hier der Fragesatz, so ist dort der Ausruf mit der Zeit zu einer schlichten adverbialen Bestimmung im Aussagesatz herabgesunken.

[2]) Die landläufige Ansicht, daß der Ausrufsatz aus dem Fragesatz und zwar aus der sogen. rhetorischen Frage entstanden sei (Paul Prinz.⁴ 138, Wegener Unters. üb. die Grundfr. 64 f., von der Gabelentz Sprachwiss.

Verwunderung nicht immer bloß durch *q^u^o*-Formen und die besondere Affektbetonung kundgegeben, sondern daneben auch so, daß man zweigliedrig verfuhr und erstlich dem Begriff der Verwunderung selbst Ausdruck gab und dann den Inhalt dieses Gefühles hinzufügte: *ich staune: wie teuer ist das!* Hierbei entwickelte sich nun, wie in allen solchen Fällen, ein Gefühl der Abhängigkeit des einen Aussageglieds vom andern (Haupt- und Nebensatz). Gewissermaßen als Hauptsatz fungierten seit uridg. Zeit so auch interjektionale Gebilde, die die seelische Grundstimmung zum Ausdruck brachten, etwa *ach! wie teuer ist das!* [1]) Derartige zuerst als abhängig empfundene Glieder konnten nun auch wieder verselbständigt, also gewissermaßen wieder zu Hauptsätzen werden, wie das ja auch in mehreren Satzarten, die auf anderer seelischer Stimmung beruhen, allerorten der Fall ist, z. B. *daß er doch käme!* (Wunsch), *ob er wohl noch kommt?* (Frage). Enthielt der abhängige (untergeordnete) Ausruf des Staunens ein *q^u^o*-Pronomen, so konnte bei der nahen begrifflichen Verwandtschaft der Verba des Staunens mit denen des Fragens eine Vermischung mit den indirekten Fragesätzen nicht ausbleiben: *ich wundere mich, wie teuer das ist; merkwürdig, wie heiß es ist* (vgl. Plaut. *non potest dici, quam indignum facinus fecisti,* Ter. *incredibilest, quantum erum anteeo sapientia,* Cic. *mirum, quam inimicus ibat*). Wenn solche abhängige Sätze nun wieder frei für sich gebraucht wurden, sprach man sie in der Tonart des Ausrufs, und ihre ehemalige Geltung als Nebensätze geben sie bei uns zugleich deutlich durch die Wortstellung kund: *wie teuer das ist!* neben *wie teuer ist das!* [2])

Im Griechischen traten nun frühzeitig Inhaltsätze mit **i̯o*-Formen nach den Verba des Wunderns auf, vgl. α 382 Τηλέμαχον θαύμαζον, ὃ θαρσαλέως ἀγόρευεν 'sie bewunderten den T., was

310), kann ich nicht teilen. Meiner Meinung nach ist Th. Imme Die Fragesätze nach psychologischen Gesichtspunkten eingeteilt und erläutert 1 (Cleve 1879) S. 19 der Wahrheit am nächsten gekommen, indem er den Gebrauch von **q^u^o-* im verwundernden Ausruf an die Spitze der Entwicklung stellt. Hierüber mehr an andrer Stelle.

[1]) Vgl. Ter. Eun. 730 *vah, quanto nunc formosior | videre mihi quam dudum!,* Ter. H. T. 250 *vae misero mi, quanta de spe decidi!* und so überall auch in den andern Sprachen.

[2]) Die Vermischung mit dem indirekten Fragesatz, wenn der ursprüngliche Ausrufsatz in Abhängigkeit von einem verbum mirandi geblieben ist, zeigt sich im Lateinischen an dem späteren Eintritt des Konjunktivs für den Indikativ, z. B. Liv. 1, 16, 8 *mirum, quantum illi viro nuntianti haec fides fuerit.* Vgl. hierzu Kroll Glotta 3, 5.

er kühn redete', Herodot 3, 113 ἀπόζει δὲ τῆς χώρης τῆς Ἀραβίης θεσπέσιον ὡς ἡδύ 'es duftet von A. her, unaussprechlich, wie lieblich', Plato Charm. 155 c ἐνέβλεψέ μοι τοῖς ὀφθαλμοῖς ἀμήχανόν τι οἷον. Mit noch weiter fortgeschrittener Einverleibung dann Ausdrücke wie Plato Civ. 350 d μετὰ ἱδρῶτος θαυμαστοῦ ὅσου und schließlich solche wie jene Wendung ἄνδρει σοφοὶ ὡς ἀληθῶς.

Die Vermischung von Relativum und Interrogativum, die in der Gemeinsprache der alexandrinischen Zeit eingesetzt hat, in gewissen Dialekten auch schon etwas früher eingetreten ist, hat zu den ngriech. Ausrufungssätzen wie τί ζωὴ χαρούμενη! 'was für ein frohes Leben!', τί καλά! 'wie schön!' geführt (Thumb Handb. d. ngriech. Volksspr.[2] 171 f.). Diese 'elliptischen' Ausrufsätze sind also an verselbständigte Nebensätze anzuknüpfen.[1])

Im Slavischen treten seit altkirchenslavischer Zeit im Ausruf der Verwunderung Formen des Relativpronomens und Formen des Interrogativpronomens nebeneinander auf, z. B. Psalt. Sin. 8, 2 *gospodi našъ, jako čjudьno imję tvoje po vьseji zemli* 'unser Herr, wie herrlich dein Name über die ganze Erde hin ist!', poln. *jak wielki jest Bóg!* und Psalt. Sin. 30, 20 *kolь* (Cod. Buc. *jako*) *mъnogo množьstvo blagosti tvojeję, gospodi!*, Matth. 7, 14 *kolь ązъka vrata i těsnъ pątь vъvodęjь vъ životъ!* 'ὅτι στενὴ ἡ πύλη καὶ τεθλιμμένη ἡ ὁδὸς ἡ ἀπάγουσα εἰς τὴν ζωήν', aruss. *kolika ti radostь!* Vgl. Vondrák Vergl. Slav. Gramm. 2, 294 f. Hier hat sich also dasselbe abgespielt wie auf griechischem Boden, nur daß die ältere Ausdrucksweise mit $q^{u}o$-Formen zu Beginn der historischen Periode noch in Konkurrenz mit der mit dem *i̯o*-Pronomen geblieben ist. Im Baltischen erscheint der Ausrufsatz natürlich nur mit $q^{u}o$-Formen: lit. *kė̃k menkaĩ tù iszléidai!* 'wie wenig du verausgabt hast!', *kõks ãklas àsz buvaũ!* 'wie blind ich war!'.

So sind denn πού-λιμος und σα-φής, σά-τυρος, σά-βυττος, wenn wir ihr Vorderglied richtig erklärt haben, die von uridg. Zeit her übrig gebliebenen Vertreter der uridg. Satzgestaltung des verwunderten Ausrufs mit dem $q^{u}o$-Pronomen, und zu der Zeit, als die Ausdrucksweise mit dem *i̯o*-Pronomen aufkam, waren jene $q^{u}o$-Nomina schon in den Zustand der Isolierung und Erstarrung eingetreten.

Leipzig. Karl Brugmann.

1) Unser *wie schön!* kann ebenso gut als an *wie schön das ist!*, die Nebensatzform, angeschlossen vorgestellt werden wie als an die Hauptsatzform *wie schön ist das!*

Nhd. *Attich.*

Nhd. *Attich* wird von Kluge[8], Weigand[5], auch dem DWb. als Entlehnung aus einer Weiterbildung des lat.-griech. *acte* unter Hinweis auf *Lattich* aus *lactuca* erklärt. Diese Herleitung ist aus zwei Gründen ganz unwahrscheinlich. Erstens fehlt *acte* aus griech. ἀκτῆ im Romanischen und war darnach schon in der lat. Volkssprache nicht vorhanden, die den Attich teils mit dem in ital. *ebbio*, frz. *hièble*, prov. *evol*, katal. *ebol* enthaltenen *ebulus*, teils mit dem in lyones. *ugo*, prov. *olegue* (s. Meyer-Lübke, Wb. Nr. 6039) weiter lebenden gall. *odecus*, teils mit einem in span. *yezgo*, port. *engo* steckenden *educus* (Cgll. III, 536, 1) aus *ebulus* + *odecus* benannte. Da *acte* der lat. Volkssprache fehlte, so ist das Vorhandensein einer Ableitung hievon mit *-ūca* ganz unwahrscheinlich. Zweitens erscheint das deutsche Wort noch im Mittelhochdeutschen mit einem *t* (s. die Wbb.) und jetziges *tt* trat wie in vielen anderen Wörtern für *t* bei der Kürze des vorhergehenden Vokals ein. Doch kann das einfache *t* statt des aus rom. *tt* = *ct* zu erwartenden *tt* in *atich* nicht als entscheidendes Argument an erster Stelle angeführt werden, da auch *Lattich*, an dessen Herkunft aus *lactuca* ja nicht zu zweifeln ist, im Mittelhochdeutschen einfaches *t* zeigt. Auf *t* oder *tt* im Althochdeutschen aber ist bei der Unsicherheit der ahd. Orthographie noch weniger zu geben. Wohl aber macht das Fehlen von *acte* und **actuca* im Romanischen die Herleitung von *Attich* hieraus ganz unwahrscheinlich und das einfache *t* in ahd. *atach*, mhd. *atech* ermöglicht eine andere Erklärung des Wortes. Es ist mit bekanntem germ. *a* aus kelt. *o* aus gall. *odecus*, *odicus*, *odocus* hervorgegangen, das in Cgll. III, 548, 31; 562, 67; 571, 46; 585, 11; 590, 30; 593, 42; 611, 54; 615, 27; 623, 69; 627, 29; 632, 40 und Marcellus Emp., liber de medicamentis IV, 13 überliefert ist; s. Thomas, Nouveaux essais de philologie française, 308f.[1]).

Wien. Josef Brüch.

---

1) In einer Anmerkung sei eine m. W. bisher noch nicht vorgebrachte Etymologie des gall. *odecos* vorgetragen. Es wird eine Ableitung von **od* 'riechen' sein; vgl. neuprov. *saü puden* 'Attich', eigentlich 'stinkender Hollunder', auch lit. *smìrdėlẽ* 'Attich' zu *smirdė̃lius* 'sehr stinkend'.

Zu mittelkymrisch *heb* 'sagte er'.

In einer Anzahl von indogermanischen Schriftsprachen war, wie wir verschiedentlich[1]) dargetan haben, der Gebrauch der Verba dicendi im Schaltesatz, wenigstens in der Prosa und in der älteren Zeit, lexikographisch beschränkt, indem nur ein bestimmtes oder einige bestimmte Verba darin verwendet wurden, wie lat. *inquit* und selten *ait*, grch. φημί, ἠμί (in ἦν δ' ἐγώ, ἦ δ' ὅς), εἶπον, altisländisch *segja* und *kveþa*, air. das als Verb empfundene *ol* (nebst jüngeren Umbildungen). Im Mittelkymrischen wird so in den Schaltesätzen allein das erstarrte *heb* verwendet, wonach Eigennamen, wenn sie Subjekt dazu sind, den Artikel *y*, *yr* vor sich haben, vgl. Strachan Introduction to early welsh S. 97 § 151[2]). Belege aus der Poesie findet man bei Morris Jones A Welsh Grammar § 198, aus der Prosa bei Strachan a. a. O. So also z. B. „*iawnaf yw*", *heb wynteu*, „*keissaw Mabon uab Modron* . . ." '„Am Besten ist", sagten sie, „Mabon, den Sohn Modrons zu suchen . . ."' Mabinog. (Abschnitt von Kulhwch ac Olwen) im Middle-Welsh Reader bei Strachan a. a. O. S. 195, 24 f. „*A wys*", *heb yr Arthur*, „*pa du y mae hi?*" „*Y mae*", *heb yr un*, „*yn Aber Deugledyf*" „Weiß man (kymr. 3. Sing. ind. praes. pass.)", sagte Arthur, „wo sie (die Hündin) ist?" „Sie ist", sagte einer, „in Aber Deugledyf" a. a. O. S. 198, 31 ff.

Beachtenswert ist noch, daß von den in den Schaltesätzen üblichen Verben mkymr. *heb*, altisländ. *segja* (vgl. neuhochd. *sagen*) lat. *inquit* etymologisch verwandt sind, da sie alle von der Wurzel *seq$^{u}_{\circ}$*- ablautend *soq$^{u}_{\circ}$*- (in *segja*), Schwundstufe *sq$^{u}_{\circ}$*- (in lat. *inquit* aus **en-sq$^{u}_{\circ}$-et*) stammen, während andrerseits lat. *ait* und griech. ἠμί sehr wahrscheinlich urverwandt sind, vgl. Walde Lat. etym. Wörterb.² s. v. *aio*. Im Germanischen wurde außer der indogermanischen Wurzel *soq$^{u}_{\circ}$*- allem Anschein nach schon früh die germanische *kveþ*- im Schaltesatz verwendet; das lehrt der übereinstimmende Gebrauch altnordischer Texte, des althochdeutschen Otfrid (s. IF. 30, 177),

---

[1]) Siehe zuletzt IF. 35, 64.

[2]) Auch im Griechischen hat nach ἔφη der Eigenname den Artikel, Belege IF. 30, 145 f.

der altsächsischen Bibeldichtung (*quađ Ađam* Genesis Braune Althochd. Leseb.[7] S. 164 Z. 1 und *quad he* usw. überaus oft im Heliand, so Braune S. 163, 40; vgl. auch IF. 36, 56 Anm.), und des Altenglischen (vgl. z. B. *quaþ Jesu Crist* Incipit de muliere samarit. bei Zupitza-Schipper[9] Nr. 40 S. 121 Z. 33, 45, 59); im Mittelenglischen und im Neuenglischen, besonders in der Poesie, lebt dies als Archaïsmus fort, vgl. z. B. eingeschobenes *quod he* Chaucer The Booke of the Duchesse 181, 526, 541 usw. *quod Iuno* 136, *quod this messagere* 186, *quod I* 370, 538, 543 usw. „*I earn my bread*", *quoth he*, „*I love my wife, I love my friend* . . ." Charles Mackay The Miller of the Dee 12 ff. IF. 35, 80 habe ich darauf hingewiesen, daß lat. *inquit* seit Seneca, statt in die direkte Rede eingeschoben zu werden, durch analogischen Einfluß auch vor dieser stehen kann. Etwas Ähnliches läßt sich von mittelkymr. *heb* feststellen. Der ältere Sprachgebrauch forderte die Einschaltung von *heb*, aber in den Mabinogion kommt daneben — wenn auch seltener — die Stellung vor der oratio recta vor. So *Heb y Bedwyr yna wrth Gei:* „*Ae hatwaenost di ef?*" Da sprach B. zu Kei: „Kennst Du ihn?" Strachan a. a. O. 199, 29. *Heb y Grugyn:* 'Es sprach G.:' 203, 26 (vgl. auch 213, 16). Das ist syntaktische Analogie nach Sätzen wie *amkawd Kei* 'es sprach Kei' 195, 13; *dywawt y kawr* 'es sagte der Riese' 195, 12; und besonders hat wohl das Verbum *atteb* 'antworten' eingewirkt.

Inzwischen ist von Thurneysen Ztschr. f. celt. Phil. 12, 413 eine neue Etymologie von *heb* aufgestellt worden. Er will *heb*, weil es nicht die Endung des unkomponierten Verbs aufweist und weil Eigennamen hinter *heb* regelmäßig den Artikel *y(r)* vor sich haben, von *inquit* trennen und darin die Präposition oder Konjunktion (= ir. *sech*) erblicken mit der Grundbedeutung „nämlich".

Diese Deutung sagt mir nicht recht zu. Ich bleibe lieber bei der Annahme, daß *heb* eine erstarrte Verbalform verkörpert und aus **seq*ᵘ̯*et* (vgl. griech. ἔννεπε aus **en-seq*ᵘ̯*e* entstanden ist. Der Artikel vor Eigennamen war auch nach einem Verbum möglich. Besonders aber scheint mir die Stellung von *heb* vor der direkten Rede Thurneysens Ansicht zu widersprechen. Oder sollte *heb* erst sekundär als eine Verbalform

empfunden worden sein, wie ir. *ol* (vgl. dazu Glotta 10, 201 Anm.), und im Anschluß an alte Verba dicendi, besonders an *atteb* 'antworten', diese Stellung erlangt haben?

München. E. Kieckers.

Zum Accusativus absolutus im Gotischen.

Ein Accusativus absolutus scheint im Gotischen zweimal vorzukommen: *iþ þuk taujandan armaion ni witi hleidumei þeina, hva taujiþ taihswo þeina* 'σοῦ δὲ ποιοῦντος ἐλεημοσύνην μὴ γνώτω ἡ ἀριστερά σου, τί ποιεῖ ἡ δεξιά σου' Matth. 6, 3, ferner *jah atgaggandein inn dauhtar Herodiadins jah plinsjandein jah galeikandein Heroda jah þaim miþanakumbjandam qaþ þiudans du þizai maujai* 'καὶ εἰσελθούσης τῆς θυγατρὸς αὐτῆς τῆς Ἡρωδιάδος καὶ ὀρχησαμένης καὶ ἀρεσάσης Ἡρώδῃ καὶ τοῖς συνανακειμένοις εἶπεν ὁ βασιλεὺς τῷ κορασίῳ' Mark. 6, 22. Im ersten Beispiel wollte man den Akkusativ *þuk taujandan* von *witi* abhängig sein lassen, im zweiten hat man gewaltsam die Konstruktion geändert, indem man *dauhtar* in *dauhtr* änderte und so einen Dativus absolutus herstellte. Beide Auswege schaffen keine befriedigende Lösung; siehe Lücke Absolute Participia im Gotischen (Diss. 1876) 26f., auch Streitberg Got. Elementarbuch[3] 167 § 251.

Aufklärung bringt vielleicht die Entstehung und Verwendung des Dativus absolutus. Ausgehen muß man zum Verständnis dieser Konstruktion von Sätzen, in denen vom Verb ein pronominaler Dativ abhing, der seinerseits ein partizipiales Attribut als nähere Bestimmung bei sich hatte, so *qimandin þan in garda duatiddjedun imma þai blindans* 'ἐλθόντι δὲ εἰς τὴν οἰκίαν προσῆλθον αὐτῷ οἱ τυφλοί' Matth. 9, 28 oder, wie im griechischen Text, mit Wiederholung des Pronomens *innatgaggandin imma in Kafarnaum duatiddja imma hundafaþs* εἰσελθόντι δὲ αὐτῷ εἰς Καπερναοὺμ προσῆλθεν αὐτῷ ἑκατόνταρχος' Matth. 8, 5. Siehe Streitberg a. a. O. 174 § 260. Ein wirklicher Dativus absol. liegt vor: *sunja qiþa ni waiht liuga, miþweitwodjandein mis miþwissein meinai in ahmin weihamma* 'ἀλήθειαν λέγω ἐν Χριστῷ, οὐ ψεύδομαι, συμμαρτυρούσης μοι τῆς συνειδήσεώς

μου ἐν πνεύματι ἁγίῳ' R. 9, 1. Wichtig ist, daß die dativische Partizipialkonstruktion im Gotischen nach dem Vorbilde von Stellen wie Matth. 9, 28, Matth. 8, 5 (auch Matth. 8, 1, 23 usw.) auch dann angewendet wird, wenn im Griechischen trotz des beim Verbum finitum stehenden Dativs von αὐτός oder einer Präpositionalkonstruktion ein Genitivus absolutus gebraucht wird, wie *gaqumanaim þan im, qaþ im Peilatus* 'συνηγμένων οὖν αὐτῶν εἶπεν αὐτοῖς ὁ Πειλᾶτος' Matth. 27, 17. *sitandin þan imma ana stauastola, insandida du imma qens is* 'καθημένου δὲ αὐτοῦ ἐπὶ τοῦ βήματος ἀπέστειλεν πρὸς αὐτὸν ἡ γυνὴ αὐτοῦ' 27, 19.

Der dativischen Partizipialkonstruktion wie Matth. 8, 5 entspricht nun folgende akkusativische: *jah inngaggandan ina in skip baþ ina saei was wods* 'καὶ ἐμβάντος αὐτοῦ εἰς τὸ πλοῖον παρεκάλει αὐτὸν ὁ δαιμονισθείς' Mark. 5, 18, wo *inngaggandan ina* zum zweiten *ina* gehört, wie *innatgaggandin imma* zum zweiten *imma* Matth. 8, 5. Wie nun die dativische Partizipialkonstruktion sich zu einem Dativus absolutus ausbilden konnte, nämlich wenn keine Beziehung zu einem beim Verbum finitum stehenden Pronomen im Dativ statt hatte, so war dies auch bei der akkusativischen möglich. Es ist also kein Grund vorhanden, Matth. 6, 3 diesen Accusativus absolutus durch eine verschrobene Konstruktion der Satzglieder und Mark. 6, 22 durch Textänderung zu beseitigen. Der echte Dativus absolutus ist nicht häufig, dasselbe gilt vom Accusativus absolutus.

München. E. Kieckers.

Zur 1. sing. ind. praes. auf -ą im Altbulgarischen.

Den Ausgang -ą in ab. *nesą* 'ich trage' kann man auf -*ām* zurückführen und darin eine Konjunktivform erblicken, wie in lat. *feram* aus **bherām*, s. z. B. Leskien Altbulgar. Grammatik § 158 S. 190. Allein diese Annahme ist mir wenig wahrscheinlich; denn diese *ā*-Konjunktive sind im Italischen und Keltischen zu Hause, vgl. z. B. noch umbr. *ferar* 'feratur', altir. *do·ber* 'ich gebe', worin -*ber* aus *-*berām* entstanden ist. Im Slavischen sind diese Konjunktivbildungen sonst nicht zu finden.

Man sucht also die Erklärung des Ausgangs *-ą* wohl besser auf slavischem Boden. Brugmann Grundr. 2², 540 weist auf die Erklärungsmöglichkeit hin, daß „**berō* zu einer Zeit, als der Nasal im Präteritalausgang *-om* (= *ъ*) noch nicht ganz verklungen sei, analogisch in **berōⁿ* (**berǫ*) umgebildet sei“. Dieser Gedanke ist übrigens schon von Berneker Arch. f. slav. Phil. 25, 478f. ausgesprochen worden.

Man könnte aber auch folgende Deutung in Vorschlag bringen. **nek̂ō* 'ich trage' ergab urslav. **nesā*, indem *ō* zu *ā* wurde; und an dieses *-ā* trat noch die sekundäre Endung *-m*, als man im Aorist noch **nesom* statt *nesъ* sprach. **nesā-m* aber mußte zu *nesą* führen, wie ja auch im Acc. sing. der femininen *ā*-Stämme *-ām -ą* ergeben hat, z. B. **gʷenām* 'die Frau' wurde zu *ženą*.

München. E. Kieckers.

Griechisch δέσποινα = angls. *fǽmne*?

Die vielfachen Bemühungen um gr. δέσποινα haben meines Erachtens wohl einen Gesichtspunkt unberücksichtigt gelassen; denn die nächstliegende Deutung als zu δεσπότης gehörig läßt sich durchaus halten. Man kann zwar keinen „Verlust von *-t-*“ annehmen, aber Erleichterung einer Inlautsverbindung *-tni̯-* zu *-ni̯-* erklärt gr. δέσποινα ausreichend: also δέσποινα für *δεσποτνι̯α [1]). Eine schöne Parallele bietet das Germanische in der Gleichung got. *taiknjan* = angls. *tǽcan* = ahd. *zeinan*. Das letzte mit ahd. *zein* (eigtl. 'Weidenstab') in Zusammenhang zu bringen, wird durch die Bedeutung nicht empfohlen. In welcher Zeit einerseits **tainjan* aus *taiknjan*, anderseits **taikjan* aus *taiknjan* entstanden ist, läßt sich nicht entscheiden. Man muß auch mit der Möglichkeit rechnen, daß got. *taiknjan* einmal

---

[1]) [Da ich zu denen gehöre, die Zweifel an dem Zusammenhang von δέσποινα mit πότνια geäußert haben (zuletzt Griech. Gramm.⁴ 82), sei mir die Bemerkung gestattet, daß ich von diesem Zweifel zurückgekommen bin. Man darf den Übergang von viersilbigem *δεσποτνια zu *δεσποτνι̯α (woraus weiter δέσποινα) dem interjektionalen Charakter des Vokativs beimessen. Vgl. etwa ai. *Chōḥ* für **Chavaḥ*, lat. *pol* für *Pollux*, franz. *m̥si̯ö* = *monsieur*, nhd. *ekslenz* für *exzellenz* u. dergl. K. Bgm.]

einen Indikativ Einzahl **tainja taikneis taikneiþ* — Mehrzahl **tainjam taikneiþ *tainjand* gehabt hat. Die geschichtliche Folge der Lautwandlungen innerhalb dieser Wortfamilie zu bestimmen, wird nur demjenigen gelingen, der weitere alte Belege für die Erleichterung der Verbindung *-kni-* beibringen kann. Ein verwandtes Zeugnis von hohem Alter liegt vor in anord. *leyna* 'verbergen' neben got. *galaugnjan* 'verborgen bleiben', zu dem ein scheinbar primäres anord. *laun* f. 'Verborgenheit, Geheimnis' gegenüber ahd. (Otfr.) *lougna* 'Leugnung' nur ein sekundäres Postverbale sein kann; ahd. *lougnan* asächs. *lôgnjan* zeigt Wiederherstellung des *g* unter dem Einfluß der gesamten Wortfamilie. Ein weiterer Beleg steckt in dem Verhältnis von nhd. *Bühne* zu nhd. *Boden*. Zwar sind die Lautverhältnisse in der germ. Wortfamilie von *Boden* vielgestaltig und nicht völlig klar. Es liegt kein Anlaß vor, sich an dieser Stelle darum zu bemühen. Unter allen Umständen genügt der Hinweis auf das Verhältnis von ahd. **bunî* zu anord. *botn* 'Boden' und zu angls. *byþne* 'Schiffsboden'. Eine germ. Grundform **budnjôn-* wird die gleiche Erleichterung erfahren haben, wie sie in gr. δέσποινα für *δεσποτνια vorliegen muß. Vgl. mein Et. Wb. 8. Aufl. unter Bühne.

Stellt man so den naturgemäßen Zusammenhang wieder her, so fällt Joh. Schmidts Verbindung von -ποινα mit awest. *paēman-* 'Milch der Weiber' und angls. *fǽmne* 'Frau' (Kritik der Sonantentheorie S. 105, 136). Würde man hier Verwandtschaft vermuten, so müßte auch der Lautkörper von gr. -ποινα und angls. *fǽmne* sich decken. Das ist nicht der Fall. Das angls. Wort setzt nämlich eine Grdf. **faimina* voraus, eine Zwillingsform zu lat. *fêmina*, deren Aussehen lehnwörtlich, nicht erbwörtlich ist; denn das Germanische hat keine weiblichen *ina*-Bildungen mit persönlicher Bedeutung. Außerdem scheint das Wort, das wohl kein Volkswort war, dem Bereich vornehmer Kreise anzugehören und rückt damit in die höhere Sphäre von Fremd- und Lehnwort. Daran wird asächs. *fêmea fêmia* 'Frau' nichts ändern; denn es kann das *ina*-Suffix mit der normalen Bildung von got. *mawi þiwi* oder ahd. *wulpa* ersetzt haben. Auch anord. *feima* 'Weib' als spätes und ungewöhnliches Wort macht nicht den Eindruck eines Erb-

und Volkswortes und scheint vielmehr auf Lautübertragung aus asächs. *fêmea* zu beruhen. Weist aber angls. *fǽmne* auf ein **faimina* statt lat. *fêmina* hin, so kann nur Lautsubstitution bei der Entlehnung den Diphthong der ersten Silbe veranlaßt haben. Die Masse der lat. Lehnworte im Germanischen ist vom Niederrhein ausgestrahlt, und die Möglichkeit der Lautsubstitution muß bei Entlehnungen immer in Anschlag gebracht werden. Bisher hat man die germ. Wortfamilie unbesehens für erbwörtlich gehalten und dabei nicht beachtet, daß die Sphäre von angls. *fǽmne* asächs. *fêmea* und anord. *feima* das nicht gerade empfiehlt.

Somit rückt angls. *fǽmne* von gr. δέσποινα ab; ich glaube nicht, daß sich die Anschauungen Joh. Schmidts über beide Wörter länger aufrecht erhalten lassen.

Freiburg in Baden. F. Kluge.

Τυρταῖος.

In Bechtels reichhaltigem Werk „Die historischen Personennamen des Griechischen bis zur Kaiserzeit" (Halle 1917), vermisse ich eine Deutung des Dichternamens, wie ich sie seit Jahren erkannt zu haben meine. Ich glaube an Verwandtschaft mit ind. *caturthá* 'vierter' und denke an innere Verwandtschaft mit lat. Namen wie *Quin(c)tius Sextius Septimius Octavius Nonius*. Aber Bechtels ergebnisreiches Werk liefert zu dieser meiner Deutung in einem griech. Namen wie Τριταῖος aus Megalopolis (S. 521) das erwünschte Gegenstück, und die Ableitung in den Zeitadjektiven δευτεραῖος τριταῖος τεταρταῖος πεμπταῖος usw. ist eine weitere Bestätigung. Den idg. Hintergrund sieht jeder Eingeweihte von selbst. Wie ind. *turîya* 'vierter' deutet das aus Τυρταῖος zu entnehmende τύρτος 'vierter' auf die Schwundstufe *ktur-*, für die ind. *caturthá* eine Erneuerung und Auffrischung von Seiten des Grundworts (*catur* 'vier') ist; bekanntlich enthalten auch τράπεζα und τρυφάλαια den Wortstamm für 'vier' in der Schwundstufe *ktwr̥-* und *ktru-*.

Für die Deutung von Personennamen aus Monatstagen bietet Bechtel S. 521 Τρίτων Τέταρτος Πετράτων Πέμπτος. Für die Deutung solcher Namen kommt neben dem Monatstage

wohl auch die Reihenfolge der Geburten innerhalb einer Familie in Betracht. Für die Deutung von lat. Namen wie *Quintus Sextus Decimus* weist Rud. Hirzel in seiner nachgelassenen Schrift „Der Name", die G. Goetz soeben in den Abhandlungen der Leipziger Gelehrten Gesellschaft veröffentlicht hat, außer auf Varros Zeugnis auch auf Naturvölker Australiens hin, die die Kinder nach der Reihenfolge, wie sie geboren wurden, durch Zahlen benennen (S. 36).

Freiburg in Baden. Fr. Kluge.

Dissimilation bei *garderobe* und *parterre*.

Ein ungebildeter, aber intelligenter Bautechniker brachte mir kürzlich ein Schriftstück, in dem er *Gadrobe* geschrieben hatte. Ich freute mich dieser Schreibung und, als ich sie ihm korrigierte (korrigieren mußte), noch mehr über seine Bemerkung, das sei ja geradeso wie bei *paterr*, wo man ja auch hinter dem *a* noch ein *r* schreiben müsse. In der Tat ist in den beiden Wörtern die dissimilatorische Weglassung der ersten Liquida hierzulande im Volksmund allgemein üblich.

Leipzig. K. Brugmann.

Zu IF. 38, 165 f.

Zu meinem Bedauern habe ich übersehen, daß der Gedanke einer erhaltenden Wirkung nichtidg. Sprachen auf idg. schon von A. Meillet geäußert worden ist, worauf er mich selbst freundlichst aufmerksam macht. In seiner Esquisse d'une grammaire comparée de l'arménien classique (Wien 1903) p. XIV sagt er: „On a constaté en effet que l'aspect général du système phonétique arménien ressemble d'une manière frappante à celui des systèmes caucasiques. Une autre concordance est peut-être plus remarquable encore: les langues caucasiques du sud ont une déclinaison très riche en cas, mais ignorent le genre grammatical; or l'arménien a gardé, malgré la chute de ses finales, la distinction de presque tous les cas de la déclinaison indo-européenne, mais il n'a plus trace de genre . . . Il est donc probable que les tendances linguistiques des anciens habitants du pays ont déterminé dans une large mesure les destinées de l'arménien."

Zürich. E. Schwyzer.

Zur Frage des Ursprungs der Personalendungen des indogermanischen Verbums [1]).

1. Seit F. Bopp ist die Frage der Herkunft der Personalendungen, die im idg. Verbum seit uridg. Zeit auftreten, oft behandelt worden. Es dürfte angemessen erscheinen, eine Übersicht darüber zu geben, was sich über dieses Problem nach dem gegenwärtigen Stand der idg. Sprachwissenschaft mit Wahrscheinlichkeit aussagen läßt. Ich fasse dabei nur die Personalendungen im engeren Sinn ins Auge, nicht die Elemente, welche, in Formen imperativischen Sinnes als Anhängsel hinzugekommen, erst sekundär den Charakter von Personalendungen angenommen haben, wie z. B. das *-tōd* von **bhére-tōd* = φερέτω.

Für jede Person hat es seit uridg. Zeit mehr als einen Ausgang gegeben. Der Unterschied zwischen diesen Endungen war teils ein fundamentaler, indem sie etymologisch nichts miteinander zu tun hatten, z. B. bei den 1. Sing. **bhérō* (φέρω) und **eími* (εἶμι), bei den 3. Sing. **bhéreti* (ai. *bhárati*) und **u̯oíde* (ai. *vḗda*), teils war der Unterschied ein formaler bei etymologischer Zusammengehörigkeit, z. B. **bhéreti* (ai. *bhárati*), **ébheret* (ai. *ábharat*), wo man von dem Gegensatz 'primäre' und 'sekundäre' Endung spricht, und **bhéreti* (ai. *bhárati*): **bhéretai* (ai. *bháratē*), wo der Gegensatz von 'aktiver' und 'medialer' ('passivischer') Bedeutung besteht.

2. Was zunächst den Unterschied von primären und sekundären Endungen betrifft, so waren die ersteren in uridg. Zeit im wesentlichen zu Hause im Indik. Präs., in dem formantisch als Indik. Präs. zu betrachtenden *si̯o*-Futurum und im Indik. Perf. Med. Sekundäre Endungen dagegen hatten alle augmentierten Indikative, der modale Injunktiv mit den in-

[1]) Dieser Aufsatz ist für eine Festschrift bestimmt gewesen, die zum 70. Geburtstag Baudouin de Courtenays geplant war.

junktivischen Imperativformen und der Optativ. Schwankend verhielten sich der kurzvokalische und der *ē* : *ō*-Konjunktiv; es hat hier vielleicht ursprünglich an einer Regelung, sei es nach semantischen, sei es nach phonetischen Gesichtspunkten oder auch nach beiden zugleich, nicht gefehlt, doch ist das nicht mehr zu erkennen.

Nach Zimmers Vorgang (KZ. 30, 119f.) hat man diesen Wechsel in der Gestalt der Personalendung öfters mit der Doppelheit der 'absoluten' und 'konjunkten' Flexion des irischen Verbums, z. B. *berid* und *do-beir*, zusammengebracht. Danach soll schon in uridg. Zeit als Indik. Präs. z. B. **bhéreti*, aber **pró bheret* gesprochen worden sein, und z. B. ai. *prá bharati* wäre eine Neuerung für *prá bharat*. Das ist wenig wahrscheinlich. Denn erstlich erklärt sich auf diese Weise nicht, warum gewisse verbale Formensysteme, wie der Optativ, aus uridg. Zeit immer nur die eine Flexionsweise, die konjunkte, ererbt haben sollen, einerlei ob eine Präposition vorausging oder nicht. Ferner muß in uridg. Zeit die Stellung der Präposition zur Verbalform noch ganz frei gewesen sein, und man versteht nicht, wieso in gewissen Formensystemen des Verbums schon damals eine Gestaltung der Verbalform sollte verallgemeinert worden sein, die an unmittelbares Vorausgehen der Präposition gebunden war. Endlich ist es auch von vornherein nicht gerade wahrscheinlich, daß eine Erscheinung, die nur in einem Sprachzweig und hier erst verhältnismäßig spät hervortritt (mag der ir. Wechsel auch einmal gemein-inselkeltisch gewesen sein), dereinst allgemeinidg. und uridg. gewesen ist. Für den Gegensatz von absoluter und konjunkter Flexion gibt es überdies auch noch andere und an sich nicht unglaubhafte Erklärungsmöglichkeiten. S. Meillet Rev. celt. 28, 369ff., Thurneysen Handb. des Altir. 1, 327[1]).

[1]) Vielleicht gehört unsere keltische Doppelheit der Verbalform in den Kreis der von Wackernagel unter dem Titel 'Wortumfang und Wortform' in den Götting. Nachr. 1906 S. 147ff. behandelten Erscheinungen. Z. B. wurde im Altarmen. das Augment nur dann gebraucht, wenn die Verbalform ohne es einsilbig wäre, z B. Aor. 3. Sing. *e-ber*. Im Mittelind. war ebenso bei Einsilblern das Augment notwendig, während es sonst fakultativ war. Ähnlich ist, daß die in den griech. Komposita ἀνά-βᾱ, εἴσ-βᾱ (dor. ἔμ-βη), παρά-στᾱ enthaltenen Imperativformen auf den Ge-

Der Wechsel zwischen sogen. primären und sekundären Endungen ist nicht an Bedingungen geknüpft, die an und für sich ein Licht auf den Ursprung der Endungen, die eine solche Doppelgestalt zeigen, werfen könnten.

3. Dies gilt auch für den Unterschied, der nach der semantischen Funktion der ganzen Form als Unterschied zwischen aktiver und medialer Endung bezeichnet wird. Doch sind wir hier darum besser daran, weil über den Ursprung dieser Verschiedenheit selbst meiner Ansicht nach mit größerer Entschiedenheit als in dem unter 2. besprochenen Fall geurteilt werden darf. Flexivische Elemente sind sehr oft erst auf Grund der Bedeutung eines gewissen Stammes oder gewisser Stämme, mit denen sie verbunden waren, zu der Funktion gekommen, in der sie weitere Verbreitung gewonnen haben, wie z. B. dem lat. *-sco* seine 'inchoative' Bedeutung erst durch den Wurzelsinn einiger Verba, wie *crēsco*, *adolēsco*, zugeführt worden ist (Grundriß 2[2], 3, 354. 358). Hiernach habe ich nun Griech. Gramm.[3] (1900) S. 10 bemerkt: „Ein Teil der Medialendungen ist von den aktivischen Endungen nur so geschieden, daß ein Ablautsverhältnis zwischen ihnen besteht: *-mai -sai -tai -ntai* : *-mi -si -ti -nti* und *-so -to -nto* : *-s*

brauch im Kompositum beschränkt waren, während die Simplizia βῆθι, στῆθι lauteten; diese Regulierung war jung, da -ᾱ dor. -η auf Vokalkontraktion hinweist. Wohl denkbar ist nun, daß es im Kelt. in der Bildung der 2. und 3. Sing. Indik. Präs. Akt. einen Gegensatz gegeben hatte, der dem im Griech. und im Balt. in diesen Personen vorliegenden ähnlich war: 2. Sing. hom. ἐσ-σί 'bist' und *εἶ[σ]ι 'gehst' (att. εἶ), aber τίθη-ς, ἄγει-ς, dor. kypr. ἄγε-ς, 3. Sing. lesb. ἔσ-τι, φαῖ-σι, aber τίθη, ἄγει lit. 2. Sing. *ei-sì*, 3. Sing. *eĩ-ti*, aber *vežì*, *vẽža*. Oder es wechselten vielleicht auch in demselben Paradigma Formen mit primärer und Formen mit sekundärer Personalendung in ähnlicher Weise, wie im Altind. der 'Injunktiv' oft in Gesellschaft des Indik. Präs. so auftritt, daß er dem Sinne nach selbst als Indik. Präs. zu bezeichnen ist, z. B. *cōdayat* wie *cōdayati* (Delbrück Altind. Synt. 354 f.), oder wie im Altruss. z. B. 3. Sing. *budetъ* und *bude*, 3. Plur. *budutъ* und *budu* gleichbedeutend nebeneinander liegen. Dann wäre die Rücksicht auf den Wortumfang im Keltischen in etlichen Fällen maßgebend geworden für den Gebrauch der kürzeren Verbalform in den kompositionellen Verbindungen, deren Schlußteil die Verbalform war, und diese Doppelheit hätte sich mit der Zeit auf alle Verba und die verschiedensten Formen innerhalb der Verbalsysteme übertragen.

-t -nt, z. B. 3. Sing. ai. *ha-tē* : *hán-ti*[1]). Wenn demnach von Haus aus hier keine etymologische Verschiedenheit vorhanden war, so ist es möglich, daß ursprünglich gewisse Media tantum [wie ai. *sácatē* griech. ἕπεται lat. *sequitur*, ai. *mányatē, ā́stē, śḗtē*] kraft der Bedeutung ihrer Wurzel den 'medialen' Sinn hatten und daß im Anschluß daran in uridg. Zeit auch andere Formen auf *-mai* usw. den medialen Sinn erhielten und schließlich neben Formen auf *-mi* solche auf *-mai* mit medialem Sinn neu ins Leben riefen. (Damit erledigen sich O. Hoffmanns Bemerkungen BB. 25, 178.) Über das etymologische Verhältnis zwischen den Endungen ai. *-mahē -dhvē* griech. -μεθα -σθε und den Endungen ai. *-masi -tha* griech. -μες -τε schwebt freilich noch völliges Dunkel. Aber den ersteren von diesen Endungen braucht der mediale Sinn auch nicht von Anbeginn an innegewohnt zu haben. Er kann ihnen ebenso sekundär zugekommen sein, wie den Partizipialsuffixen ai. *-māna-* griech. -μενο- usw." Mit dieser Entwicklung des Ausdrucks des medialen (in weiterer Folge auch des passivischen) Begriffs, die sich mir seitdem immer mehr als wahrscheinlich ergeben hat, ist im besonderen auch noch vergleichbar die Entwicklung der Abhängigkeit gewisser Aktionsbegriffe und gewisser temporaler Begriffe von bestimmten formantischen Gestaltungen der Verbalform, die mit diesen Begriffen ursprünglich nichts zu tun hatten, z. B. **bhudhó-* usw. (πυθέσθαι) als 'aoristische' Wurzelgestaltung nach dem Vorbild von **u̯idó-* 'ausfindig machen, auffinden' u. dgl. (Delbrück Vergl. Synt. 2, 96 f. 238, Brugmann Grundr. 2², 3, 80. 113 f.).

4. Auch die Tatsache, daß neben den singularischen Verbalformen pluralische und dualische stehen, bei denen in der historischen Zeit und sicher auch schon in jüngerer

---

[1]) Dieses genetische Verhältnis haben zuerst Begemann (Zur Bedeutung des schwachen Präteritums der german. Spr., 1874, S. 188) und Osthoff (Morph. Unt. 4, 282) vermutet. Seitdem hat man öfters ein gleichartiges Verhältnis auch für ai. *-tu -ntu* (*bháratu bhárantu*) und got. *-dau -ndau* (Akt. *at-steigadau, liugandau* und Med.-Pass. *nimaidau nimaindau*, dazu 2. Sing. *nimaizau*) statuieren wollen. Ich halte diese Parallelisierung für trügerisch. Ist doch schon von vornherein keinerlei Anzeichen vorhanden für ein dem Ton- und Ablautverhältnis der ai. Formen *hatḗ* : *hánti* entsprechendes Verhältnis, wovon ausgegangen werden müßte.

uridg. Zeit die Personalendung Träger dieses numeralen Sinnes war, muß nicht notwendig darauf beruhen, daß die betreffenden Personalformantien jedesmal von Beginn an durch sich selbst diese numerale Bedeutung ausgedrückt hätten. Sieht man ab von der Endung der 1. Du. ai. *-vas -va*, got. *-wa* (im Optat.), lit. *-va* aksl. *-vě*, die wohl niemand (auch Hirt nicht, s. IF. 17, 78) von dem dualischen Personalpronomen (lit. *vè-du* usw.) zu trennen wagt, so ist keine der nichtsingularischen Endungen der Art, daß man sich dazu gedrängt fühlen müßte, in ihr einen ursprünglichen Ausdruck der Pluralität oder Dualität zu sehen. Bei der 3. Plur. mit ihren Ausgängen *-nti -ntai*, *-nt -nto* ist ursprünglicher Pluralsinn sogar sehr unwahrscheinlich wegen des notwendig anzunehmenden Zusammenhangs mit dem partizipialen Formans *-nt-*; daß man in den auf *-nt-* folgenden vokalischen Lauten *-ai*, *-o* nicht den Pluralausdruck sehen darf, zeigt klar der Umstand, daß diese selben Laute in den singularischen Formantien erscheinen. Vielleicht hat denn auch hier, wie bei dem medialen Ausdruck, zum Teil die Stammbedeutung gewisser Verba eine maßgebende Rolle gespielt. Es gibt gewissermaßen Verba pluralia tantum, z. B. *wimmeln*, *schwärmen* (von Bienen), *sich ansammeln*, *sich zusammenrotten*, und Verba dualia tantum, z. B. *sich trennen*, *sich treffen* (vgl. R. M. Meyer IF. 24, 279 ff.). So könnte also z. B. die mit dem *nt*-Formans gebildete 3. Plur. solcher pluralischen Verba, indem sie ursprünglich ein als Prädikat fungierendes Partizip ohne Ausdruck des Pluralsinns an sich selbst war, die älteste Schicht der Formen der 3. Plur. darstellen. Der wurzelhafte Wortteil hätte dem *nt*-Formans die Mehrheitsbedeutung zugeführt, und nach der Analogie von *-tai*, *-to* in der 3. Sing. zu *-ntai -nto* umgestaltet, wurde dieses Formans schließlich auf beliebige andere Verba übertragen.

Freilich ist die 3. Plur. neben der 1. Du. die einzige von den dem Ausdruck einer Pluralität und einer Dualität dienenden Endungen, für die eine solche Hypothese nicht unwahrscheinlich ist.

5. Mit dem bis dahin Dargelegten sind wir dem Ursprung der Personalendungen überhaupt noch kaum näher getreten. Es hat sich bis jetzt fast nur um Vorfragen gehandelt.

Bekanntlich hat nun die ältere Sprachwissenschaft gerne sämtliche uridg. Personalendungen einfach für suffigierte ursprüngliche Personalpronomina erklärt, eine Ansicht, die schon bei Grammatikern des 18. Jahrhunderts erscheint, wenn diese auch noch nicht mit einer uridg. Periode gerechnet haben (s. Jellinek IF. 12, 158 ff.).

Und im schroffen Gegensatz hierzu hat H. Hirt IF. 17, 36 ff. glaubhaft zu machen versucht, daß sämtliche uridg. Verbalformen ohne Ausnahme nominalen Ursprungs gewesen seien. Charakteristisch ist für Hirts Standpunkt, daß er (S. 78) zwar die etymologische Identität der Endung von ai. *váhā-vaḥ*, lit. *vẽža-va* mit dem Pronomen lit. *vè-du* anerkennt, gleichwohl aber die Verbalform entwicklungsgeschichtlich zunächst mit der nominalen Dualform auf **-ōu̯* (ai. *áśvāu*) zusammenbringt, die in diesem Ausgang ebenfalls den Stamm von lit. *vè-du* berge. Daß Hirt dabei aber von der alten Auffassung, welche Personalpronomina in den Verbalendungen sah, doch nicht überall ganz loskommt, zeigt sich darin, daß er die Form **bherom* (ai. *bharam, ábharam*) zwar für einen Akk. Sing. ausgibt, aber die Festsetzung für die erste Person doch daraus erklärt, daß man „durch das *m* an das Pronomen der 1. Person erinnert wurde“.

Ich kann weder die eine noch die andere Ansicht, wonach das ganze uridg. Formensystem so oder so aus einem Guß wäre, für richtig halten. Das richtige wird sein, daß beiderlei Arten von Formen zur Bezeichnung des verbalen Prädikats von sehr alter Zeit her nebeneinander gelegen haben. Dabei wurden schon in uridg. Zeit die Formen mit suffigiertem Personalpronomen die sozusagen tonangebenden, die, welche für das ganze Formensystem den Grundriß hergegeben haben. Nominale Bildungen, die an und für sich weder mit dem Unterschied der drei Personen noch mit dem Numeralbegriff noch mit sonstigen Beziehungen, wie sie in den historischen Sprachperioden durch die Formen des sogen. Verbum finitum ausgedrückt wurden, näher zu schaffen gehabt haben, wurden schon damals ebenso an- und eingegliedert und einverleibt, wie z. B. im Lateinischen das Nomen *sequiminī* zu einer 2. Plur. Med. geworden ist.

Will man nun aber nicht allen festen Boden unter den Füßen verlieren, so muß man bei dem gegenwärtigen Stand unserer Wissenschaft darauf verzichten, diesen ganzen Entwicklungsgang genauer im einzelnen zeichnen zu wollen. Nur ein paar Einzelheiten treten für uns noch mit einiger Wahrscheinlichkeit hervor. Und zwar scheinen mir nur bei drei Formationen die Anzeichen dafür ausreichend zu sein, um ihre Ausgänge für ursprüngliche Personalpronomina erklären zu dürfen, und nur bei zweien, um in ihnen alte Nomina, genauer Verbalnomina, sehen zu dürfen.

6. Wohl am deutlichsten ist Herkunft der Endung aus einem angehängten Personalpronomen bei der 1. Dualis. Ich habe darüber ausführlich IF. 24, 165 ff. gehandelt, habe die Verschiedenheit des der Personalendung vorausgehenden Wortstücks zwischen got. 1. Du. *baírōs* aus **bhérō-u̯es* (vgl. ai. *bhárā-vaḥ*) und 1. Plur. *baíram* aus **bhérŏ-mes* (vgl. griech. φέρο-μεν) für altüberkommen erklärt und angenommen, daß ein ursprüngliches **bherō-u̯ĕ* ('wir beide tragen') bedeutet hat 'ich trage und die andere, zugehörige Person (du oder er, sie)'. Nach Einreihung dieses Ausdrucks in das schon vorhandene System von Verbalformen mit Personalendung sind im Ausgang noch allerlei analogische Neuerungen erfolgt, z. B. **bhérō-u̯es* mit *-s* nach **bhéro-mes*, einzelsprachlich lit. *vẽžava* mit *-a-* nach *vẽžame*, umgekehrt ai. *bhárāmaḥ* mit *-ā-* nach *bhárā-vaḥ*.

Ferner läßt sich das *-tai -ti*, *-to -t* der 3. Sing. ohne Schwierigkeit mit dem Demonstrativum **to-* (ai. *tá-* usw.) verbinden, wie man schon oft getan hat. Schon Pedersen KZ. 40, 149, der ebenfalls, gegen Hirt, sich für die Annahme ausspricht, daß der Anfang des idg. Systems von Personalendungen Suffigierung von Pronominalformen gewesen sei, bemerkt, daß die subjektlosen Sätze nicht im Wege stehen. „Sobald dies mutmaßliche Subjektspronomen [**to-*] in seiner Bedeutung so abgeschwächt worden war, daß man es auch dort verwendete, wo das Subjekt schon anderweitig ausgedrückt war, konnte es auch auf die subjektlosen Verba übertragen werden, ohne eine geänderte Auffassung derselben zu veranlassen.“ Vgl. auch Delbrück Altind. Synt. 3 f. Mit dem *-t* von *plui-t* verhielte es sich hiernach nicht anders als mit dem

es von *es regnet.* Dieses *es* ist auch erst durch eine Art von Systemzwang hinzugekommen. Es hat, wie es Schuchardt in seiner mir soeben zugehenden Besprechung von Jespersens Sprogets Logik (Anthropos 1914) elegant ausdrückt, keine größere Bedeutung als die eines blinden Fensters, das man im zweiten Stockwerk eines Hauses angebracht hat, weil sich darunter, im ersten Stock, ein wirkliches Fenster befindet. Man vergleiche auch, wie in jüngeren Sprachperioden suffigierte Pronomina zum Wert von Personalendungen gekommen sind, z. B. im Inselkeltischen 2. Sing. ir. *at* kymr. *wyt* 'bist' und 2. Plur. ir. *adib* kymr. *ydwch* 'seid', im Preußischen *imma-ts* 'nimmt' = *ímma tas* (vgl. Trautmann Altpreuß. Sprachd. 273f.). Man darf in Bezug darauf, wie das *t*-Pronomen zur Geltung einer Personalendung gelangt ist, an der Hand von Schuchardts Ausführungen a. a. O. vielleicht sogar noch einen Schritt weitergehen. Waren nämlich die ersten Worte nicht für Dinge, sondern für Vorgänge, Zustände u. dgl. entstanden, war also das Prädikat vor dem Subjekt da, und machte sich nun zunächst das Bedürfnis für Lokalisierung der Vorgänge geltend und wurde diesem Bedürfnis mit einem sichtbaren, bald auch einem hörbaren Hinweis genügt, so liegt es nahe, in dem *t*-Element nicht eigentlich das Subjekt des Vorgangs, sondern nur den Hinweis 'da!' zu suchen. Z. B. *unca-t* ursprünglichst 'Es-brüllt da!', und wenn dann der Brüller (das Tier) mit genannt war, blieb das lokal deutende Adverbium gleichwohl weiterhin an dem Verbum suffixal haften und konnte allmählich das Subjekt mit vertreten, d. h. die Form mit dem demonstrativen Adverbium kam zu der Bedeutung 'er brüllt'. Wir wissen ja nun freilich nicht, was die *-mai -mi*, *-sai -si*, *-tai -ti* ursprünglich gegenüber den *-mo*(?) *-m*, *-so -s*, *-to -t* gemeint haben und bei welcher Person diese formale Doppelheit zuerst vorhanden gewesen ist. Aber jene die 3. Pers. Sing. betreffende Hypothese verträgt sich sehr wohl mit der bekannten Annahme, daß das *i*-Element als nachträglich hinzugefügte Partikel ursprünglich ein Hinweis auf die Gegenwart gewesen sei[1]).

[1]) Öfters ist angenommen worden, *-m -s -t* seien aus *-mi -si -ti* verkürzt worden, z. B. von A. Kock KZ. 34, 576ff., nach dem **bhéreti* mit

Die dritte Gruppe von Endungen, die zur Identifizierung mit einem Pronomen einlädt, sind die Elemente *-mai -mi*, *-m*. Zusammenhang mit ai. *mā* griech. με lat. *mē* usw. ist von jeher vermutet worden, und es stellt sich dem kein Hindernis in den Weg.

7. Ein verbales Nomen war klärlich, wie schon § 4 bemerkt ist, die 3. Plur. mit *-nt-*, mit den Ausgängen *-ntai -nti*, *-nto -nt*. Besonders ist die aus uridg. Zeit stammende formale Übereinstimmung z. B. zwischen ai. *sánti* und Part. *sánt-*, zwischen ai. *dádati* und Part. *dádat-* u. dgl. beweiskräftig. Diese Hypothese behält auch dann ihre Wahrscheinlichkeit, wenn die oben a. a. O. von uns geäußerte Vermutung nicht zutreffen sollte, daß es Verba pluralia tantum, wie *wimmeln*, gewesen seien, die dieses partizipiale Nomen sich gerade nur für die pluralische 3. Person festsetzen ließen. Die vokalischen Ausgänge hinter dem *-nt*-Element der 3. Plur. entwickelten sich natürlich im Zusammenhang mit den gleichen Ausgängen in den singularischen Formen oder, genauer gesprochen, nach deren Muster.

Ferner wird eine Nominalform und zwar vermutlich ein Verbalabstraktum der 3. Sing. Perf. auf *-e*, den Formen wie ai. *vēda dadárśa*, griech. οἶδε δέδορκε, zu Grunde gelegen haben. Hierauf scheint mir besonders die alte Dehnstufigkeit der Formen wie ai. *dadhāra* av. *dađāra* hinzuweisen. Näheres hierüber in meinem Grundriß 2², 3, 434 f.

Leipzig. † Karl Brugmann.

---

einem Nebenton auf *-ti* und **é bhereti* ohne diesen Nebenton nebeneinander gestanden haben sollen und so aus dem letzteren die Lautung **é bheret* hervorgegangen sein soll. Das wird aber durch keine von denjenigen Lautwandlungen, die wir als urindogermanische erschließen dürfen, irgendwie gestützt. Zwischen den Formen auf *-mai -sai -tai* : *-mi -si -ti* : *-m -s -t* wird kein anderes Verhältnis bestanden haben als etwa zwischen ai. Dat. *kárman-ē* (vgl. griech. ἴδμεναι) : Lok. *kárman-i* : Lok. *kárman*. Auch hier liegt keinerlei Grund vor, die kürzeste Gestaltung lautgesetzlich aus einer der beiden volleren hervorgegangen sein zu lassen (vgl. Grundriß 2², 2, 122. 174. 179).

Griech. σῑ- als sinnverstärkendes Vorderglied in Nominalkomposita.

Etwa dreißig Belege gibt es im Vedischen für *tuvĭ-* 'mächtig, stark, sehr' als Vorderglied in nominalen Zusammensetzungen. *tuvĭ-* z. B. in *tuvi-jātá-* 'mächtig geartet', *tuvi-grīva-* 'starknackig', *tuvi-grá-* und *-grí-* 'laut rufend', *tuvy-ōjas-* 'sehr stark'. *tuvī-*, mit 'rhythmischer Dehnung' (Wackernagel Dehnungsgesetz 15, Altind. Gramm. 2, 1, 131) in *tuvī-magha-* 'sehr reich', *tuvī-ráva-* 'sehr tobend'. Das Wort, zur Sippe von *teu̯- teu̯ā- tŭ-* 'tumere, schwellen, strotzen' gehörig, stellt sich in die uridg. Klasse jener vorderen Kompositionsglieder auf uridg. *-ĭ*, die als Simplizia meist mit *-ro-* gebildet erscheinen, wie ai. *kravi-hasta-* 'blutige Hände habend' (in *á-kravi-hasta-*) av. *xrvī-γni-* 'grausam schlagend' neben ai. *krūrá-ḥ* 'blutig, grausam' oder griech. κῡδι-άνειρα 'mit sich auszeichnenden Männern' neben κῡδρός 'sich auszeichnend, ruhmvoll'. Die so neben *tuvĭ-* zu erwartende Simplexform mit *-ro-* ist im Arischen vielleicht vertreten durch ai. *turá-*, soweit dies mit 'stark, kräftig' zu übersetzen ist (Persson Beitr. 479), etwas sicherer durch lat. *ob-tūrāre* 'verstopfen', *tūrunda* 'Klößchen, Nudel; Ballen Charpie' und durch den Schlußteil von griech. τί-τυρος und σά-τυρος (zuletzt über diese beiden Formen Verf. Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1918, 6. Heft S. 40). Schwundstufengestalt zeigt unsere Wurzel außer in *tuvĭ-* auch noch z. B. in ai. *túviṣmant-* 'kraftvoll', *tuvíṣṭama-* 'der stärkste', woneben antesonantisches **tu̯-* z. B. in lit. *tvínti* 'anschwellen, anstauen' *tvãnas* 'Überflutung', *tviñkti* 'anschwellen, schwären', griech. σάος 'gesund, heil' (kypr. ΣαϝοκλέϜης) aus **tu̯ə-u̯o-* (Persson Beitr. 470), σῶος 'gesund, heil' aus **tu̯ō-u̯o-*, σῶμα 'Körper' aus **tu̯ō-mn̥*, vielleicht auch, falls es nämlich ein echt griech. Wort war, in σάμος 'Anhöhe' aus **tu̯ə-mo-*, wozu die Inselnamen Σάμος, Σάμη (Persson a. a. O. 471).

Den Doppelheiten wie **du̯u̯-* und **du̯-* in ai. *dúvas-* 'Gabe, Ehrerweisung', lat. *Duenos duonos, bene, beāre* usw. entsprechend, wird es neben uridg. **tu̯u̯ĭ-* ein **tu̯ĭ-* gegeben haben, dessen lautgesetzliche Fortsetzung im Griech. σῑ- wäre.

Ich vermute diese Form in derselben ursprünglichen Bedeutung wie ai. *tuvī-* (des Sinnes wegen vgl. das gleichwurzelige ταΰς· μέγας, πολύς mit ταΰσας· μεγαλύνας, πλεονάσας bei Hesych) in ein paar griechischen mit σῑ- anlautenden Nomina, die bisher anders gedeutet worden sind. Inwieweit dabei die Einsilbigkeit von **tu̯ī-* etwa zugleich damit zusammenhängt, daß es sich um vordere Kompositionsglieder handelt (vgl. γνύ-πετος ai. *jñu-bā́dha-*, δρυ-τόμος ai. *dru-ghaṇá-* u. dgl., Hübschmann IF. Anz. 11, 45), kann dahingestellt bleiben.

1) σίκυς.

Zur Wortsippe κυέω, κύος, κύαμος, κῦμα, κῦρος, lat. *cumulus*, *in-ciēns*, ai. *śūna-m śávas-* usw. stellt man von jeher mit Recht reduplizierte Cucurbitaceenbenennungen bei den Griechen und Römern: κύ-κυον· τὸν σικυόν und κυ-κύιζα· γλυκεῖα κολόκυντα Hesych, lat. *cu-cumis*. Die Reduplikationssilbe gab den Eindruck des strotzenden Wuchses der Frucht wieder, gleichwie in lat. *cu-curbita* 'Flaschenkürbis' neben ai. *carbhaṭa-*. Der Vokalismus der Reduplikationssilbe der griechischen Formen (die Lautfolge υ — υ wurde im allgemeinen im Griech. vermieden) braucht nicht aufzufallen; so auch μυρ-μύρω (neben μορ-μύρω). Denn Reduplikationen befanden sich für das Sprachgefühl oft auf gleicher Linie mit Kompositionsgliedern, vgl. etwa τανύ-φυλλος. Überdies wurden ja auch τανυστύς, γλυκύς u. dgl. toleriert.

Zur Benennung von Kürbis und Gurke nach der schwellenden Fülle der Frucht vergleiche man ai. *tuvi-* F. 'Flaschengurke' (Gramm.), *tumba-* M. *tumbī-* F. dasselbe und aksl. *tyky* 'Kürbis', diese alle zu *teu̯-* 'tumere' gehörend. Auch scheint denselben Benennungsgrund κολοκύντη oder κολοκύνθη 'lagenaria vulgaris' zu haben, womit der Beiname der in Sikyon, der Kürbisstadt, verehrten Ἀθηνᾶ Κολοκασίᾱ irgendwie zusammenhing (vgl. Hehn Kult. u. Hausth.[7] 312, Prellwitz Et. Wtb.[2] 234, Boisacq Dict. 486, Solmsen Beitr. 1, 263).

Neben κύκυον erscheinen nun in gleichem Sinn σίκυς, σίκυος (auch σικυός betont), σικύᾱ. Die ältesten Belege sind der zugehörige Stadtnamen Σικυών ('Kürbisanpflanzung') bei Homer (freilich nur Β 572 und Ψ 299, Stellen, die wohl nicht sehr

alt sind)[1]) und τῶν σικύων bei Alkaios. Setzt man das Wortstück σι- = *_tui_-, so haben wir dieselbe zwiefache Art der Bezeichnung des Intensitätsbegriffs als vorderes Wortstück wie in dem oben genannten τί-τυρος : σά-τυρος. Die Meinung von Güntert (Ablautprobleme 40), σίκυς sei aus *τυκυς über die Zwischenstufe *συκυς entstanden, hat zwar an dem mit lett. _tūkt_ 'schwellen' _tūks_ 'Geschwulst', aksl. _tylъ_ 'Nacken' ('Anschwellung') zu verbindenden aksl. _tyky_ 'Kürbis' einen scheinbaren Anhalt, scheitert aber daran, daß das τ der anlautenden Gruppe τῠ = uridg. _tŭ_- lautgesetzlich überall als τ erhalten geblieben ist, wie in τύμβος, τύλος, τύκος u. a. (Verf. Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1901 S. 89 ff., Brugmann-Thumb Griech. Gramm.[4] 119). Und σίκυς als Lehnwort aus einer nichtgriechischen Sprache zu verdächtigen (s. Hirt IF. 2, 149, Kretschmer KZ. 31. 335 f.), liegt kein irgend triftiger Grund vor.

Für Σικυών kommt inschriftlich mehrfach auch die Schreibung Σεκυών vor, und diese Form oder Aussprachsweise scheint gerade in Sikyon selbst üblich gewesen zu sein, s. G. Meyer Griech. Gramm.[3] 144, Kretschmer KZ. 31, 335. Auch hat Hesych σεκούα· σικύα. Ich lasse es dahingestellt, ob das ι von Σικυών, σικύᾱ nur landschaftlich und zwar durch eine mundartliche lautgesetzliche Neigung eine nach _e_ hinneigende Färbung bekommen hatte, was vielleicht auch für σέσυφος· πανοῦργος (s. unten 2) in Betracht zu ziehen ist, oder ob eine analogische Neuerung von σίκυς vorliegt, indem etwa das alte Nebeneinander von ι und ε in reduplizierten Bildungen wie τίτανος : τέτανος ein *σέκυς für σίκυς, das man wie eine reduplizierte Form anschaute, ins Leben gerufen hatte. Daß der Name der Stadt Σικυών ursprünglich nur Σεκυών gelautet habe, mit σίκυς etymologisch nichts zu schaffen habe und erst durch Volksetymologie zu seinem ι gekommen sei, daran ist natürlich nicht zu denken. Dagegen spricht schon die Form σικυωνία 'Kürbis', die ja ein σικυών -ῶνος 'Kürbisstätte, Kürbispflanzung' (vgl. δαφνών, λασιών usw.) zur notwendigen Voraussetzung hat.

Oben ist ai. _tuvi_- F. 'Flaschengurke' genannt worden. Durch dieses Wort wird man vielleicht zu der Frage geführt,

[1]) Die Stadt hieß ursprünglich Μηκώνη (Hesiod Theog. 536), d. i. 'Mohnstadt'.

ob nicht σί-κυ- σί-κυο- ein Kompositum *tu̯i-k̂u- *tu̯i-k̂uu̯o- mit dem Sinn 'Gurkenkürbis' oder 'Kürbisgurke' gewesen sei zur Bezeichnung einer besondern Cucurbitaceenart. Ein solches Kompositum will mir seines Sinnes wegen nicht einleuchten. Auch ist ja ein höheres Alter für dieses in der Literatur der Inder nicht belegte Substantiv *tuvi-* in keiner Weise gewährleistet.

2) Σίσυφος.

Daß der Name des Erfinders von allerlei Kniffen und Ränken, des auch des Weissagens kundigen Sisyphus mit ἀ-σύφηλος (vgl. Bechtel Lexil. 69), σέσυφος· πανοῦργος Hesych und σοφός zu tun habe, liegt auf der Hand. Bedenkt man nun, daß im Griechischen in den Reduplikationssilben immer nur ῐ, nicht ῑ erscheint — κῖκυς trennt Solmsen Beitr. 1, 145 mit Recht von der Sippe κυέω, und πίπτω hatte sein ῑ von ῥίπτω übernommen —, so liegt es nahe, das σῑ- von Σίσυφος an ai. *tuvī-* anzuschließen.

Dieses selbe σῑ- bin ich ferner geneigt anzusetzen für

3) σῑγαλόεις, wie zu schreiben ist, falls dieses Adjektivum ῑ in der wirklichen Volkssprache gehabt hat. Es gehört nämlich, immer im Versausgang stehend, zu den in der altepischen Dichtung weitergetragenen Archaismen und könnte zu seinem ῑ lediglich durch metrische Dehnung gekommen sein. Daß Pindar im Anschluß an die epische Form ein νεοσίγαλος geschaffen hat (Ol. 3, 4), spricht nicht hierwider. Die metrische Dehnung im daktylischen Versmaß wäre somit in die wirkliche Sprache herübergenommen worden wie in Τρῑτογένεια, Πειρίθοος, Τειρεσίας (zu τέρας), vgl. Kretschmer Glotta 10, 38 ff.

σιγαλόεις ist Attribut von glanz- und prachtvollen Dingen, am häufigsten von mit Goldbeschlag oder Elfenbeinbesatz geschmückten Zügeln, ferner von Gewändern, vom θρόνος sowie von den ὑπερώϊα im vornehmen Haus. Da liegt es denn nahe, das Wort mit Düntzer, Goebel, H. Weber u. a. anzuschließen an γελεῖν· λάμπειν, ἀνθεῖν (Hesych), γλῆνος N. 'Prachtstück, Schmuckstück', γλήνη 'Augenstern' (ἕρμα τρίγληνον 'Ohrgehänge mit drei Sternen'). Ob dann σῑ-γαλο- oder σῐ-γαλο- zu Grunde gelegen habe, bleibt dahingestellt.

Neuerdings verbindet Bechtel a. a. O. 298 unser Wort mit lit. *tvìska* 'es blitzt stark', Inf. *tviskěti*, σῑγ- soll aus *σιζγ- entstanden sein. Aber erstens ist diese Art des Ausfalls von *z* mit Ersatzdehnung (vgl. auch Hirt Handb.[2] 208) nicht gesichert. Ferner besteht eine Differenz in der Artikulationsart des Gutturals des Wortes. Und endlich war das *i* von *tvìska*, wie *tvaskěti* 'blitzen' u. a. zeigen (Leskien Ablaut 270. 353), kein uridg. *i*, sondern ein Reduktionsvokal, nach Güntert Ablautprobl. 86 ein *ə* (dem nach Güntert im Griechischen lautgesetzlich ein α entsprechen soll).

4) σίφαρος, eine Art von Segel: Arrian. Epikt. 3, 2, 18 βυθιζομένου δὲ τοῦ πλοίου, σύ μοι παρελθὼν ἐπαίρεις τοὺς σιφάρους. Entlehnt von den Römern (eventuell durch Vermittlung der Osker, s. Varro l. l. 5, 131) als *sipharus sipharum* und volksetymologisch umgestaltet als *supparum*. Hesychius hat dafür φάρον: ἐπίδρομον· καὶ τὸ ἱστίον τὸ ἐν τῇ πρύμνῃ κρεμάμενον, ὃ καλοῦσι φάρον, wofür freilich vielleicht mit Casaubonus καλοῦσι σίφαρον zu schreiben ist. Auch abgesehen aber von dieser Hesychglosse liegt der Zusammenhang nahe mit dem aus *φάρϝος entstandenen φᾶρος φάρος N. 'Tuch, Zeug, Segeltuch' (ε 258 τόφρα δὲ φάρε' ἔνεικε Καλυψὼ δῖα θεάων | ἱστία ποιήσασθαι). Hiernach wäre σί-φαρος ursprünglich etwa 'aus starkem, dickem Segeltuch bestehend' gewesen.......

(Unvollendet.)

Leipzig. † Karl Brugmann.

δικεῖν als Aorist zu βάλλειν.

Dem in nachhomerischer Dichtung, bei Pindar und den Tragikern, auftretenden Aorist δικεῖν, den man gewöhnlich mit 'werfen' übersetzt, gesellt sich zunächst zu das nur aus Hesych bekannte Part. Perf. δεδιχμένος oder δεδιγμένος· βεβλημένος. Ταραντῖνοι. Weiterhin schließen sich an: ἀν-δίκτης 'der Schnäpper der Schnäppfalle', bei Hesych τὸ ἀναρριπτόμενον τῆς μυάγρας ξύλον; δίκτυον 'Fischernetz' (von Homer an), dem Δίκτυννα, Name der Artemis, nahesteht[1]); δίσκος 'Wurfstein, Wurf-

[1]) Falsch beurteilt diesen Namen Usener Götternamen 40 ff.

scheibe' (von Homer an), aus *δικ-σκο-ς. Diese Zusammenhänge haben schon die Alten angenommen. Bei Hesych heißt es: ἄνδικε· ἀνάρριψον. δικεῖν (Cod. δίκειν) γὰρ τὸ ῥίπτειν· ὅθεν καὶ ὁ δίσκος ἀπὸ τοῦ ῥίπτεσθαι. καὶ τὸ δίκτυον τὸ δικούμενον εἰς τὴν θάλασσαν. Zu Δίκτυννα vgl. Aristoph. Wesp. 367f. διατραγεῖν τοίνυν κράτιστόν ἐστί μοι τὸ δίκτυον. ἡ δέ μοι Δίκτυννα συγγνώμην ἔχοι τοῦ δικτύου.

Fernzuhalten ist dagegen wohl δίκελλα 'Hacke', das Legerlotz KZ. 8, 396 dazugestellt hat; ihm ist u. a. Leo Meyer gefolgt Handb. der gr. Et. 3, 193. Die Analyse δί-κελλα, zu δι- 'zwei', hat mehr für sich. Ebenso ist es abzulehnen, daß R. Hirzel Themis, Dike und Verwandtes, ein Beitrag zur Geschichte des Rechts bei den Griechen (Leipzig 1907) δίκη an δικεῖν in der Weise anknüpft, daß das Wort ursprünglich auf die richterliche Entscheidung gehend den Schlag des Richterstabs bedeutet habe, mit dem der Richter zwischen die Streitenden gefahren sei und die Entscheidung gefällt habe. Dieser Deutung steht entscheidend im Wege, daß von einem solchen Schlag oder Wurf des Richterstabs im griechischen Recht nirgends die Rede ist, vgl. hierüber zuletzt Alfr. Körte Ber. d. sächs. Ges. d. W. 1918, Heft 7, S. 12.

Fick hat die Ansicht aufgebracht, δικεῖν stamme von einer „Wurzel *dyek* werfen", derselben, die in lat. *jacio* vorliege (Wtb. 1⁴, 103). Mehrere haben sich ihm angeschlossen, wie Prellwitz (Et. Wtb.² 116), Leo Meyer (Vergl. Gramm. d. Griech. u. Lat. Spr. 1², 32. 159, Handb. d. griech. Et. 3, 192f. 194), Bechtel (Lexil. zu Hom. 103). Doch ist dieser Zusammenstellung öfters auch schon widersprochen worden, und zwar mit gutem Fug, teils wegen der Vokalverhältnisse, teils weil *jacio* aller Wahrscheinlichkeit nach mit ἵημι zu verbinden ist. Auch der Anschluß von δικεῖν an διώκω, den K. F. Johansson Beitr. zur griech. Sprachk. 69 befürwortet, ist aus mehreren Gründen nichts weniger als einleuchtend (s. u. a. Walde Lat. et. Wtb.² 373). So figuriert denn δικεῖν (mit jener nächstverwandten Wortgruppe) bei Boisacq Dict. 189 als mot obscur.

Sollte aber nicht längst das Richtige gesehen sein von Sonne KZ. 15, 82, der δικεῖν der Sippe δείκνυμι (uridg. *deiḱ-*)

zugesellt? In der neueren etymologischen Literatur findet man diese Etymologie gar nicht mehr erwähnt, nur daß ihrer noch Vaniček Griech.-lat. et. Wtb. 1 (1877) gedenkt, und zwar zustimmend. Es scheint, daß der Ausspruch von Curtius (Grundz.[5] 134), ihm sei diese Zusammenstellung völlig unglaublich, diese von der Tagesordnung hat verschwinden lassen.

Daß in Bezug auf das Lautliche und Formale sich keine Schwierigkeiten in den Weg stellen können, wenn man δικεῖν an die Wortsippe δείκνυμι (ai. *diśáti dídēṣṭi*, lat. *in-dex dīco*, got. *ga-teihan* usw.) anschließt, liegt auf der Hand. Die formantische Beschaffenheit von δικεῖν und ai. *diśáti* fordert geradezu zum Vergleich auf. Es kommt also alles auf die Bedeutung an. Ist da eine Vermittlung möglich und annehmbar zu machen?

Beim ersten Anblick wird man freilich die wurzelhafte Identität von dieser Seite her nicht gerade einleuchtend finden. Aber wie häufig in allen Sprachen findet sich, daß ein Wort von der Grundbedeutung aus nach ganz verschiedenen Richtungen ausstrahlt, so daß für die Empfindung der Sprechenden der Zusammenhang gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt. Beispiele hierfür nimmt man am besten aus neueren Sprachen, wo der historische Ausgangspunkt gewöhnlich noch klarer nachzuweisen ist. Man denke etwa an unser *geschickt* in *das Kind ist geschickt* = *ist gesandt* und *ist artig*. *Schicken*, zu *geschehen* gehörig, war ursprünglich nur 'einrichten, ordnen', wie bei Luther *schicket das haus eurer väter in ordnung*, wozu *sich schicken* usw. Den Sinn 'senden' hat schicken erst dadurch erhalten, daß z. B. *einen brief nach der heimat schicken* zuerst nur gemeint war als 'ihn zurecht machen zur Sendung nach der Heimat'. Heute ist *schicken* fast in den ganzen Gebrauchsbereich von *senden* eingerückt. Man soll also auch bei scheinbar völlig auseinandergehender und nicht zu vereinigender Bedeutung in Fällen, wo wir an die vorhistorischen Wurzeln nicht sicher herankommen, doch nicht von vornherein von der Möglichkeit etymologischer Identität absehen. Die Verbindungslinien, wenn solche sich auftun, müssen natürlich so oder so plausibel gemacht werden.

Die 'Grundbedeutung' von W. *deiḱ-* in δείκνυμι usw. scheint

gewesen zu sein 'in einer Richtung, eine Richtung weisen, zeigen', zunächst natürlich mittels einer Gebärde (vgl. ai. *díś-* 'Richtung, Himmelsrichtung', *dēśá-* 'Gegend'). Trat eine Sache als Objekt hinzu, so ergab sich: 'etwas weisen, zeigen', 'mit Worten auf etwas hinweisen' u. dgl. Im Altindischen nun erscheint daneben auch 'einem (Dat.) etwas (Akk.) zuweisen, zuerteilen, zuteil werden lassen'. Mit *diś-* faßt man also einen Gegenstand nicht nur ins Auge und zeigt ihn, sondern es kann auch damit besagt werden, daß man ihn in der Richtung auf jemand hin in Bewegung setzt und ihn hingelangen läßt, wie z. B. RV. 2, 32, 6 = 2, 41, 17 *prajā́ṃ dēvi didiḍḍhi naḥ* 'weis uns zu, lass uns zuteil werden, Göttin, eine Kinderschar', 7, 40, 2 *dídēṣṭu . . . rḗknaḥ* 'sie lasse uns Reichtum zu teil werden'. In ähnlicher Weise wurde δικεῖν mit einem Objektsakkusativ verbunden, der etwas bezeichnet, das nach einem ins Auge gefaßten Ziel hin bewegt wird. So Eur. Herc. f. 498 ἐγὼ δέ σ', ὦ Ζεῦ, χεῖρ' ἐς οὐρανὸν δικὼν | αὐδῶ 'die Hand in die Richtung nach dem Himmel zu bringend, lenkend, richtend', Eur. Phoen. 669 γαπετεῖς δικὼν ὀδόντας | ἐς βαθυσπόρους γύας 'die Zähne auf das Ackerland hin gehen lassend, werfend'. Man beachte dabei die Form des Aoristes als des Tempus der Perfektivierung. So schließt auch bei uns das Verbum *richten* (*dirigieren*) in Verbindung mit Objektsakkusativen wie *pfeil* oft die Bedeutung des Hingelangenlassens nach dem Ziel mit ein, so daß z. B. *er richtete seine pfeile auf mich* das Abschießen mit umfaßt. Aus der altindischen Sprache ist aber noch auf ein anderes hinzuweisen, das die Bedeutungsentfaltungen auf griechischem Boden beleuchtet. *á diś-* ist 'auf jemand (Akk.) zielen, es auf ihn abgesehen haben', besonders in feindlichem Sinn: z. B. RV. 10, 133, 4 *yó na indrābhítō jánō vṛkāyúr ādídēśati* 'das Volk, das räuberisch ringsum es auf uns abgesehen hat', 1, 42, 2 *yó naḥ pūṣann aghó vṛ́kō duḥśvḗva ādídēśati* 'der schlimme, unglückbringende Wolf, der es auf uns abgesehen hat', dazu *ā-díś-* 'das Hinzielen auf, Absicht, Plan, Anschlag', z. B. RV. 8, 82, 11 *yásya tē nū́ cid ādíśaṃ ná minánti svarā́jyam | ná dēvó nā́dhrigur jánaḥ* 'du, dessen Absicht (Ludwig: Befehl, Graßmann: Plan) und Willensmacht weder ein Gott noch der vorwärts dringende Mensch

je hemmen können', 8, 81, 31 *mā́ na indra abhy àdíśaḥ sū́rō aktúṣv ā́ yaman* 'nicht sollen uns, Indra, (böse) Anschläge beim Licht der Sonne umstellen', 8, 49, 12 *yéna vąsāma pṛ́tanāsu śardhatas tárantō aryá ādíśaḥ* 'durch den wir in den Schlachten die Trotzenden überwinden, die gottlosen Anschläge durchkreuzend'. Hierzu stellen sich aus dem Griechischen die Wörter, die das Bedeutungselement der Nachstellung enthalten: δίκτυον, Δίκτυννα, denen ein Abstraktum *δικτυ- 'Anschlag, Nachstellung' zu Grunde gelegen hat, wohl auch ἀνδίκτης. Diese Begriffsschattierung des Absehens auf jemand oder etwas erinnert an unser nhd. *richten* in der Sprache der Jäger und Vogelsteller: *ain netz daz er im* (dem Fasan) *geriht hat* (Meyenberg), mit unterdrücktem Objekt *dem gewild, den vöglen richten, einem richten = einem nachstellen* (Maaler), später noch *sie haben es auf Tantals haus gerichtet* (Goethe Iphig.).

δικεῖν ist durch seine Gebrauchserweiterung mit βαλεῖν, bei dem der Zielpunkt, der Endpunkt ins Auge gefaßt wird, an dem die Bewegung des Objekts ein Ende nimmt, in Konkurrenz gekommen. Das hat schon H. Schmidt Synon. 3, 162 hervorgehoben, wo es heißt, an den zwei Pindarischen Stellen, die δικεῖν enthalten, Pyth. 9, 123 πολλὰ μὲν κεῖνοι δίκον | φύλλ' ἔπι καὶ στεφάνους und Ol. 10, 72 μᾶκος δὲ Νικεὺς ἔδικε πέτρῳ χέρα κυκλώσαις ὑπὲρ ἁπάντων, könnte für δικεῖν auch βαλεῖν stehen. Mit δίσκος stellt Schmidt βέλος zusammen. Mit dem oben erwähnten χεῖρ' ἐς οὐρανὸν δικεῖν vergleiche man die von Homer an häufigen Wendungen wie φ 223 ἀμφ' Ὀδυσῆι δαΐφρονι χεῖρε βαλόντε.

Aus dieser Gebrauchsberührung erklärt sich denn einfach die Neuerung in der Konstruktion von δικεῖν, wonach, wie bei βαλεῖν, auch der zum Ziel genommene Gegenstand, der Gegenstand, auf den die Bewegung gerichtet ist, zum Objektsakkusativ gemacht wurde, wie Eur. Phoen. 665 ὃν . . . Κάδμος ὄλεσε μαρμάρῳ, κρᾶτα φόνιον ὀλεσίθηρος ὠλένας δικὼν βολαῖς. Vgl. unser *werfen*, ursprünglich 'in drehende Bewegung setzen, schwingend schleudern' in *einen mit steinen werfen* neben ursprünglicherem *steine nach einem werfen*.

Die Synonymik mit βαλεῖν, die Bedeutungserweiterung, die

δικεῖν durch βαλεῖν erfahren hat, und die Übertragung der Konstruktion von βαλεῖν auf δικεῖν erlaubt es nun, δικεῖν geradezu als einen suppletivischen Aorist zu βάλλω zu bezeichnen. Das Präsens δείκνυμι und der Aorist ἔδικον waren im Gebrauch auseinandergekommen, und wenn nun ἔδικον als Glied eines Verbalsystems durch die Gebrauchsverschiebung einem wurzelfremden Verbum näher gekommen ist und sich ihm angegliedert hat, so ist das mit dem Schicksal von lat. *tulī* zu vergleichen: „bei dem a verbo von *fero* — *tulī*, *lātum* gehören *tulī* und *lātum* aus **tlātum* wurzelhaft vielmehr zu *tollo* 'ich hebe auf', das sich seinerseits im Perfekt und Supinum mit den Zusammensetzungen *sus-tulī*, *sub-lātum* behelfen muß, weil es die einfachen *tulī* und *lātum* an *fero* 'ich trage, bringe' abgegeben hat“ (Osthoff Vom Suppletivwesen der idg. Sprachen, Heidelberg 1899, S. 3). Auch läßt sich aus dem Griechischen selbst der Fall ὁράω — εἶδον vergleichen, da neben εἶδον, obwohl von ihm in der Bedeutung getrennt, doch noch das wurzelgleiche Präsens εἴδομαι lebendig war.

Eben der Umstand, daß ἔδικον sich seinem Sinne nach mehr und mehr mit ἔβαλον vermischt hatte, wird ihm als einem überflüssig gewordenen Ausdruck in der Sprache des Alltags den Untergang bereitet haben; die Dichter bewahrten ihm noch eine Zeitlang als einem Archaismus sein Leben.

Bei suppletivischen Verben von der Art der eben genannten steht der Suppletivismus gewöhnlich mit den Aktionsbedeutungen der verschiedenen Tempora zusammen. Hierüber Osthoff a. a. O. 44f. Dies hat sicher auch bei der Abzweigung der Bedeutung von δικεῖν und Genossen von den sonstigen Bahnen der zu W. *deiḱ-* gehörigen Verben eine Rolle gespielt.

Leipzig. † Karl Brugmann.

Böot. πιτεύω.

In dem Volksbeschluß von Thespiae über die Wahl einer Kommission zur Verpachtung von Grasflächen (πόη d. i. ποῖαι, männlichen Geschlechts)[1]) BCH. 21, 553ff. heißt es Z. 7: τοῖς

[1]) ποιᾱ- war von Haus aus Femininum (man vergleicht vermutlich mit Recht lit. *pëva* 'Wiese'). Das mask. Genus (die Inschrift bietet τὼς

μὲν πεπιτευόντεσσι κὴ πεποϊόντεισσι τὰ ἐς τᾶς προρρείσι(ος), ἤ κα βε[ίλ]ωντ[η], τᾶς [αὐ]τᾶς μισθώσιος ἐσσεῖμεν αὐτῦς ὑπογράψασθη, παριόντεσσι αὐτοῖς· ὀπόττα δέ κα ἀπίτευτα ἴωνθι, ἐνβᾶση τὰν ἀρχὰν καθ' ἅ κα φήνειτη αὐτῆ σύνφορον εἶμεν.

Rich. Meister in seiner Besprechung der Inschrift Ber. d. sächs. Ges. d. W. 1899 S. 141 ff. gibt mit Zustimmung von Prellwitz, van Herwerden, Sadée u. a. dem hier neu erscheinenden Verbum πιτεύω die Bedeutung 'bewässern', indem er es mit πίνω 'trinke', πιπίσκω 'tränke' zusammenstellt und das zu Grunde liegende *πῑτό- dem ai. *pītá-* 'getrunken' gleichsetzt. Es ist nach dem Zusammenhang klar, daß für die Erneuerung des Pachtes nur solche als Pächter in Betracht kommen sollen, die die Landflächen, die sie bisher schon in Pacht hatten, in gutem Zustand erhalten hatten. Da erscheint der Begriff 'bewässern' zu eng begrenzt, wie denn auch Thumb Handb. d. griech. Dial. S. 231 hinter Meisters Übersetzung 'bewässern' ein Fragezeichen setzt. Auch ist diese Begriffsbestimmung, bei Anknüpfung von πῑτεύω an πίνω insofern etwas bedenklich, als 'tränken' mit Land, Feld, Wiese oder dgl. als Objekt eine dichterische Ausdrucksweise ist, wie das u. a. bei ποτίζω der Fall ist, das von Bewässerung von Land gebraucht vorkommt, und auf das sich Meister beruft.

Auf alle Fälle abzulehnen ist P. Cauers Vermutung Woch. für klass. Phil. 1899, Sp. 1362 f., nach der unser πιτεύω mit φυτεύω identisch sein soll. Des ι wegen vergleicht Cauer φῑτύω. Wie soll aber π- mit dem φ- von φυτεύω in Einklang kommen? Cauer sieht den Anstoß selber und gesteht ihn nicht beseitigen zu können.

Ich bringe unser Verbum in engeren Zusammenhang mit πίων, das von Homer an häufig vom Boden gesagt wird: 'fett,

---

πύας, πρᾶτον πυάων), das Rich. Meister ansprechend auch für ἐν πόᾳ τινὶ κατακεῖσθαι bei Xen. Hell. 4, 1, 30, Plut. Ages. 36, 5 vermutet, muß mit der Bedeutung 'grasige Örtlichkeit', 'mit Gras bestandenes Stück Land', nicht 'Gras, Kraut', zusammenhängen Der Genuswechsel hatte hier also wohl dieselbe Wirkung wie sonst das Formans -ών in λασιών 'Ort mit dichtem Gebüsch', ῥοδών 'Rosengarten', καλαμών 'Röhricht' u. dgl. Ein andrer Fall, in dem ein *ā*-Stamm so zum Maskulinum geworden wäre, ist mir nicht bekannt.

fruchtbar, ergiebig'; dazu πιαίνω 'fett machen, durch Düngen, Bewässern u. dgl. ergiebig machen'. Dasselbe πι- in πιμελή 'Fett', lat. *pinguis* aus **pīmguo-* (zu dieser Wortbildung vgl. τύμβος 'tumulus', ai. *tuṅga-ḥ* 'emporstehend, gewölbt', zu lat. *tumeo* usw.), aksl. *pitati* und *pitěti* 'nähren, füttern, mästen, kultivieren', ai. *pīná-ḥ* 'fett, feist, dick'. πιτεύω wird hiernach am besten mit 'mache ergiebig, pflege, kultiviere' übersetzt (vgl. aksl. *pitomo drěvo*).

Ob dieses *pī-* mit dem *pī-* von πίνω von Haus aus identisch war, ist eine Frage für sich. Man darf sie sicher bejahen, vgl. z. B. Persson Stud. zur Lehre von der Wurzelerweit. 117 f., Walde Lat. etym. Wtb.[2] 541. Auf diese Identität kommt es aber hier nicht an.

Leipzig. † Karl Brugmann.

Altlat. *humus* Gen. Sing. = gr. χθονός.

Daß der *o*-Stamm *humu-s* = **homo-s* auf dem durch ai. *kṣam-* (Lok. Sg. *kṣám-i*) av. *zəm-* (Gen. Sg. *zəm-ō*), gr. χθον- (Gen. Sg. χθον-ός für *χθομ-ος) repräsentierten uridg. konsonantischen Stamm **ĝhom-* **ĝđhom-* beruht, ist wahrscheinlich und heute allgemeine Annahme. Der Übertritt in die *o*-Deklination kann, da das Wort im Oskisch-Umbrischen nur in den Ableitungen osk. *hu[n]truis* 'inferis' umbr. *hondra* 'infra' *hondomu* 'infimo' auftritt, in der speziell lateinischen Entwicklungsperiode geschehen sein, und sehr ansprechend nehmen Osthoff Perf. 195 und Delbrück Vergl. Synt. 1, 116 an, er sei von *humī* 'zu Boden' (*humi prosternere* u. dgl.) aus erfolgt[1]): dies war ursprünglich, wie χαμ-αί, Dativ, und nachdem es mit den Lokativen der *o*-Stämme im Ausgang zusammengefallen war und deren Gebrauchsumfang sich angeeignet hatte, rief es andere Kasus nach der *o*-Deklination hervor. Diese Vorgänge spielten sich im Urlateinischen ab, nachdem *-ai -ei -oi* in unbetonten Endsilben zusammengefallen waren (Solmsen IF. 4, 240 ff.). Das althergebrachte weibliche Genus blieb dem

[1]) *humī* ist nicht erst seit Cicero belegt, wie Delbrück a. a. O. 220 sagt, sondern steht schon bei Terenz, Andr. 726.

Worte im ganzen gewahrt, um so leichter, als *terra* daneben stand[1]). Wenn *humus* einige Male auch als Maskulinum behandelt erscheint, wie *humum humidum, humo arido* (die Belege bei Georges Lex. der lat. Wortf. 326), so kann das nicht auffallen, da auch andere *o*-Stämme zwischen den beiden Geschlechtern schwankten (Delbrück a. a. O. 116). Dies maskuline Genus konnte sich bei unserm Wort erst einstellen, nachdem es *o*-Stamm geworden war. Ebenso war sekundär der Ablativ *humu*, nach der *u*-Deklination, bei Varro sat. Men. 422 und 531. Er war eine Folge des bekannten Schwankens anderer Substantiva zwischen *o*- und *u*-Deklination, welches zum Teil gerade solche Nomina zeigen, bei denen wie bei *humus* mask. und fem. Genus wechselte (s. Delbrück a. a. O., Lindsay-Nohl 393 f.). Dieses *humu* für einen alten Instrumentalis **humō* zu erklären, wie Stolz Lat. Gramm.[4] 211 tut, halte ich für unrichtig.

Bei dieser Geschichte des Wortes *humus* könnte es nicht auffallen, wenn sich neben *hum-ī* im Altlateinischen oder in provinzialer Latinität auch noch ein anderer Kasus in adverbialer Erstarrung fände, der zu der alten konsonantischen Flexion dieses Substantivums gehörte.

Die Tempelurkunde von Furfo CIL. 1[1], 603 und 9, 3513, ein Protokoll über die im J. 696 d. St. erfolgte Dedikation des Tempels des Jupiter Liber durch Duovirn, bietet eigentümliche Schwierigkeiten. Zum Teil rühren diese von der Verwendung altertümlicher formelhafter Ausdrücke und davon her, daß der Verfasser Provinziale war. "Das bei allen Tempeldedikationen angewandte Formular, dessen Fassung im ganzen und dessen Archaismen in einzelnen Formen (*olleis oetei*) hindurchschimmern, ist von den nicht urbanatim sprechenden Furfensern selbständig zurecht gemacht worden" (Jordan Krit. Beitr. 263). Daß die Inschrift außergewöhnlich reich an Fehlern sei, die auf Rechnung des Konzipienten oder des Steinmetzen kämen, glaubt heute wohl niemand mehr. Jordan a. a. O. S. 262 sagt: "Abgesehen von einer Auslassung und

---

[1]) Auf der Assoziation mit *terra* beruht die Form *fuma*. Siehe Corp. Gloss. 6, 475.

vielleicht einer falschen Wiederholung mehrerer Worte, die doch aber zweifelhaft sind, und der Auslassung eines Worts (*ius*) bleibt [von Versehen] nur übrig *undeque* für *undae quae* (?), *humus* für *humi* (?). Selbst die Interpunktion ist mit Ausnahme von COMV · LATEIS [recte: COMVLA · TEIS][1]) regelmäßig." Wie weit Jordan in der Abschätzung der Korrektheit der Urkunde Recht hat, kann hier in den Einzelheiten nicht geprüft werden. Nur über das eine Wort HVMVS Z. 5, das allgemein als fehlerhaft gilt, mag eine Vermutung geäußert sein, die ihm diesen Charakter nimmt.

In der Beschreibung der *regiones*, die sich in dem zu dedizierenden Gebäude verkörpern, heißt es Z. 4: *uteique ad eam aede(m) scalasque lapidestauctuendo* | *columnae stant, citra scalas ad aedem versus, stipitesque aedis humus tabulamentaque.* Den Schluß von Z. 4 liest Garrucci *lapide structae endo*; Jordan vermutet *lapidestructu endo* (*lapidestructus* = *lapidistructus*, wie schon Huschke a. a. O. 859 wollte; zu verbinden wäre *columnae stant lapidestructu*); Mommsen *lapide structae struendae* (mit der Bemerkung: quod dedi ut incertum est, ita non improbabile eum qui scripsit sententiam ita formavisse, ut columnae aut non confectae, cum aedes dedicata est, aut aliquando reponendae et ipsae verbis comprehenderentur). Für *humus* konjiziert Mommsen *huius* oder *hoius* (Z. 4 steht *hoius*), woran Jordan (S. 259), wie mir scheint, mit Recht Anstoß nimmt. Allerdings möchte ich weniger mit diesem die abermalige Abwechslung mit dem Pronomen (Z. 4 *hoius aedis*, darauf *ad eam aede*[*m*]) einwenden, als daß zu *aedis* schon wieder überhaupt ein Demonstrativpronomen sollte hinzugesetzt worden sein. Nun ändert Jordan seinerseits in *humi*, fügt aber hinzu, es wäre leicht möglich, daß *humus* aus einer veralteten, sonst nicht mehr nachweisbaren Form verdorben wäre, etwa aus *humitus*. Er übersetzt: "und wie an diesem Tempel nebst

[1]) Dies COMVLA · TEIS hätte hier nicht genannt werden sollen. Zwar ist der Rechtfertigungsversuch von Huschke Jahrbb. f. class. Phil. Suppl. 5, 858 sicher verfehlt. Aber es kann, wie Mommsen in der neuen Bearbeitung vermutet, die unlateinische Bezeichnung eines Datums darin stecken. Vielleicht löst sich auch dieses Rätsel einmal zu Gunsten der Hersteller der Inschrift.

Treppe von Stein gebaut innen (d. h. innerhalb der äußersten Grenzen des Gebäudes) Säulen stehen, diesseits der Treppe nach dem Tempel zu, und die Fundamentpfeiler an der Erde und das Getäfel." Freilich findet Mommsen (in Bd. 9) dieses *humi* unmotiviert. Aber da am Schluß der Beschreibung auf die in den Boden eingelassenen hölzernen Pfeiler die hölzerne Decke genannt wird, könnte bei diesem Gegensatz ein Zusatz wie *humi* zu den *stipites*, wenn auch vielleicht als überflüssig, jedenfalls nicht als unnatürlich erscheinen.

So möchte ich glauben, daß in *humus* ein alter adverbial erstarrter Genitivus loci (aus **hom-ŏs*) vorliegt. Genau so wurde der entsprechende av. Genitiv *zəmō* lokal gebraucht, s. Justi Handbuch S. 126, Scheftelowitz ZDMG. 57, 162. Im übrigen siehe über diesen Gen. Verf. Gr. Gr.[4] 451f., Kurze vergl. Gramm. 438.

Leipzig. † Karl Brugmann.

Lat. *sevērus.*

Der Gebrauch dieses seit altlateinischer Zeit belegten Adjektivs wird in unsern Wörterbüchern gewöhnlich in zwei Gruppen zerlegt aufgeführt. Beide treten mit Beginn der Überlieferung nebeneinander auf, und je nachdem man die eine oder die andere für ursprünglicher hält, wird sie vorausgestellt. Sowohl auf Personen als auch auf Sachen wird *sevērus* angewandt 1) in den Bedeutungen 'hart, scharf, grausam, schrecklich', 2) in den Bedeutungen 'ernsthaft, ernst, streng, herb, gesetzt, solide, philisterhaft'. An *sevērus* haben sich angeschlossen die Verba *assevērāre*, ebenfalls schon altlateinisch, die Vorstellung 'affirmare cum severitate' ausdrückend, und das etwas jüngere *persevērāre*, das etwa als 'perdurare, permanere cum severitate' gedacht war. Daß es geraten sei, wegen dieser beiden Verba für die Bedeutungsgeschichte von *sevērus* von einer Bedeutung dieses Adjektivs auszugehen, die in der Gebrauchsweise des historischen *sevērus* nicht mehr klar hervortrete, nämlich von dem Sinn 'fest' oder ähnl., wie Sommer Krit. Erläut. 16 meint, scheint mir nicht richtig.

Die älteren etymologischen Deutungen von *sevērus* sind

bei Walde Wtb.[2] 706 f. verzeichnet. Dazu sind jetzt noch Prellwitz KZ. 44, 152 und Persson Beitr. 962 gekommen.

Da sich für den Wortteil *-ērus*, wenn man ihn als Ableitungselement ansieht, keine irgend befriedigende Deutung ergibt — man könnte sonst geneigt sein den Anfangsteil *sev-* mit ai. *saghnṓ-ti* 'er nimmt auf sich, vermag zu tragen, ist gewachsen' zu verbinden (vgl. Ber. d. sächs. Ges. d. W. 1900 S. 411) —, sucht man jetzt lieber in *sĕ-* das Präfix *se-* von *se-orsum, so-lvo, so-cors* (*sŏ-* lautgesetzlich aus *sĕ-*), in *vērus* aber das uridg. **u̯ēr-*, das in griech. ἦρα φέρειν 'gefällig sein, beistehen', βρί-ηρον· μεγάλως κεχαρισμένον (Hesych), aisl. *vǽrr* 'freundlich, ruhig, angenehm' usw. enthalten ist. Daß die hiernach sich ergebende Grundbedeutung, etwa 'unfreundlich, unangenehm, unerfreulich, ἄχαρις', zu einer annehmbaren etymologischen Deutung genügt, ersieht man wohl am besten aus den Darlegungen von Prellwitz a. a. O., der an ἦρα usw. anknüpft, und denen von Fay Transact. of the Am. Philol. Ass. 37 (1906) S. 16 ff., der freilich einen ganz unhaltbaren Anschluß an lat. *saevos* versucht.

Gegen diese Verbindung mit ἦρα usw. erhebt sich aber ein lautgeschichtliches Bedenken: warum heißt es nicht **sŏvērus* mit *ŏ* aus *ĕ* vor *v* wie in *novem*, *novos*, *tovos* usw., da doch das im zweiten Wortglied enthaltene *vēr(o)-* als Simplex schon in vorhistorischen Zeiten geschwunden wäre und *sevērus* somit nicht mehr als Kompositum mit *sĕ-* als Vorderglied wäre empfunden worden, also *sĕ-* nicht etwa durch Analogiewirkung für *so-* wiederauftauchen konnte? Sommer a. a. O. denkt zögernd an Erhaltung des *ĕ* durch assimilatorischen Einfluß des *ē* der folgenden Silbe. Auch darf man sich wundern, daß aus *sevērus, persevērāre* niemals **sērus*, **persērāre* geworden ist[1]), wie doch sonst gewöhnlich *v* zwischen gleichen Vokalen geschwunden ist mit Kontraktion der umgebenden Vokale, z. B. *cōnsuēram* aus *cōnsuēveram, lābrum* aus *lăvābrum, lātrīna* aus *lăvātrīna*, *vīta* aus **vīvita, sīs* aus *sī vīs* usw. (Solmsen Stud. 109 ff., Sommer Handb.[2] 160 f.). Ein **sērus* hätte man um so eher zu erwarten, als neben *sĕvērus* kein anderes mit

[1]) Über angebliches *sēritās* für *sevēritās* bei Ter. Andr. 857 s. Solmsen Stud. 125.

ihm verwandtes Wort stand, von dem aus in der Weise analogisch eine Wiedereinführung des *v* hätte erfolgen können, wie bei *lăvātrīna*, woneben *lăvō*, *ăvārus*, woneben *ăveo*, u. dgl.

Das erstere von diesen beiden lautgesetzlichen Bedenken ist das gewichtigere, und man hat sich seiner zu entschlagen, wenn es ohne Schwierigkeit tunlich ist, unser Adjektiv von einer urlateinischen Grundform **seguēros* aus zu etymologisieren. Denn das historische *-ev-* ist dann genügend gerechtfertigt durch *levis* aus **leguis* (air. *laigiu*, aksl. *lьgъkъ* usw.) und durch *brevis* aus **breguis* (griech. βραχύς usw.)[1]) *-guēros* ließe sich dann bequem anschließen an lat. *grātus*, *grātia*, osk. *brateis* 'gratiae'[2]), ai. *gūrtá-ḥ* 'willkommen, angenehm, gratus', *gūrtí-ḥ* 'Beifall, Lob', *á gurate* 'bezeigt Beifall, billigt', av. *gar-* F. und *garah-* N. 'Preis, Lob', lit. *giriù* 'lobe, preise', *gẽras* 'gut', *kám kõ gẽro iszródyti* 'jemandem einen Gefallen tun', *gẽrėti-s* 'Wohlbehagen empfinden, sich gefallen', got. *qaírrus* 'ἤπιος, sanft, freundlich gegen jem.' nhd. *kirre* 'zahm, zutraulich' aisl. *kuir kyrr* 'still, ruhig, freundlich' (german. Grundf. **ʒᵘerero-* oder **ʒᵘerəro-*, IF. 33, 302).

Daß das aus **seguēros* entstandene *sevērus* nicht weiter zu **sērus* geworden ist, darf man, wegen *brūma* aus **brevi-mā*, nicht etwa damit rechtfertigen wollen, daß ein *-v-* aus *-gu-* gegen Schwund eine Zeitlang noch widerstandsfähiger gewesen sei als ursprünglich intervokalisches *-v-*. Eher läßt sich vielleicht halten, daß in einer Zeit, wo in *sevērus*, *sevēritās*, *sevēritūdo*, zunächst wohl bei rascherem Sprechen, der Übergang von *-ĕvē-* zu *-ē-* einsetzte, die Rücksicht auf *sērus* 'spät' die Durchführung der Kontraktion verhindert habe. Wie Solmsen Stud. 123 und Sommer Handb.² 160 zur Nichtkontraktion von *sevērus* sich stellen, lese man bei ihnen selber nach.

Leipzig. † Karl Brugmann.

---

[1]) Für *-ev-* in *sevērus* haben diese Rechtfertigung ja auch alle die gegeben, die das Wort an die Wurzeln *seǵh-* oder *seʒᵘh-* glaubten anschließen zu müssen.

[2]) In der formelhaften Wendung Tab. Bant. 6 *pieisum brateis auti cadeis amnud,* die dem lat. *cuiuspiam gratiae aut inimicitiae causa* und dem griech. οὔτε χάριτος ἕνεκ' οὔτε ἔχθρας entspricht.

Analogische Neuerung in den Ausgängen der Formen des Verbum finitum in den idg. Sprachen.

1. Hirt wendet sich IF. 37, 228 dagegen, daß ich Grundr. 2², 3, 97 die beiden medialen Präsentia griech. κεῖται ai. *śētē* av. *saēte* und griech. ἧσται ai. *ā́stē* av. *āste*, die in der Stammsilbe Vollstufenvokalismus zeigen, mit ein paar andern Formen gleichen Aussehens zu einer besonderen, kleineren Präsensgruppe vereinigt habe. Ich hätte, sagt er, bei der Zusammenstellung jener beiden idg. Präsentia übersehen, daß *śētē* und *ā́stē* im RV. durchaus verschieden flektieren: der RV. kenne als 3. Sing. nur *śáyē*, aber *ā́stē*, als 3. Plur. finde man *ā́satē*, aber *śḗrē* (AV.). „Also", fährt er fort, „haben wir es mit ganz verschiedenartigen Verben zu tun, die erst allmählich infolge ihrer Bedeutungsähnlichkeit einander angeglichen sind." Daß von einem „Übersehen" meinerseits nicht die Rede sein darf, hätte Hirt daraus entnehmen können, daß ich a. a. O. eigens und ausdrücklich auf diese die Personalendung betreffende Flexionsverschiedenheit hingewiesen und dann S. 649 (in derselben Weise wie mehrere andere Sprachforscher, z. B. Neisser BB. 20, 74) angenommen habe, die anderwärts in den Präsentia nicht geläufigen Endungen von *śī-* seien aus dem Perfekt herübergekommen. Ob Hirt das für richtig hält oder nicht, weiß ich nicht; widerlegt hat er diese weitverbreitete Ansicht jedenfalls nicht. Somit hat die von ihm aus der flexivischen Verschiedenheit der beiden Präsentien im RV. abgeleitete Folgerung etwa denselben Wert, wie wenn einer auf die Tatsache, daß im Westdeutschen *er brauch* für *er braucht* gesagt wird, die Ansicht gründen wollte, *brauchen* und *saufen, saugen* u. a. seien ganz verschiedenartige Präsentia, während doch klar ist und gewiß auch von Hirt nicht wird bestritten werden, daß sich *er brauch* (*er brauch es nit zu wisse* u. dgl.) sekundär nach dem Muster von *er darf, kann, soll* usw. eingestellt hat.

Hirts fehlgegangene Polemik gibt mir Anlaß, eine vor einer Reihe von Jahren von mir angelegte und nunmehr noch etwas erweiterte Zusammenstellung von analogischen Neuerungen vorzulegen, bei denen perfektische Flexionsendungen

auf Präsentia verpflanzt worden sind und umgekehrt präsentische Flexionsendungen auf Perfekta, zugleich plusquamperfektische Flexionsendungen auf Imperfekta und umgekehrt usw. Diese Übertragungserscheinungen haben nicht bloß für die Formgeschichte ein Interesse, sondern auch für die Syntax. Denn in dieser Weise haben meist nur solche Tempusbildungen aufeinander eingewirkt, die der gleichen Zeitstufe angehörten, also Formen mit Gegenwartsbedeutung auf Formen mit Gegenwartsbedeutung, Formen mit Vergangenheitsbedeutung auf Formen mit Vergangenheitsbedeutung, Formen mit Zukunftsbedeutung auf Formen mit Zukunftsbedeutung.

Vollständigkeit in der Aufzählung der betreffenden Erscheinungen ist im folgenden nicht erstrebt.

2. Germanisch. Ich beginne mit diesem Sprachzweig, weil in ihm am häufigsten und am sichersten die Zeit des Aufkommens der Übertragung zu bestimmen ist. Günstig ist hier für die Untersuchung auch der Umstand, daß von den perfektischen Formen, welche aus der Zeit der idg. Urgemeinschaft überkommen sind, eine bestimmte Anzahl, die sogenannten Präteritopräsentia, z. B. got. *wait* 'ich weiß', mit ihrer Gegenwartsbedeutung den ursprünglichen Flexionsstand treuer festgehalten hat als die andern, ursprünglich gleich flektierten alten Perfektformen, die seit urgermanischen Zeiten nur mit der zwar ebenfalls sehr alten, aber doch unursprünglichen Vergangenheitsbedeutung auftreten, z. B. got. *bait* 'ich biß, habe gebissen'.

A. Präsensformen haben Perfektendungen angenommen.

1) 2. Sing. Indik. Präs.

Der Indikativ *ich will*, der wahrscheinlich aus einem Opt. Präs. (got. *wiljau*) entwickelt, aber jedenfalls von Anfang an echt präsentisch gewesen ist, zeigt im Westgermanischen und im Nordischen seit alter Zeit die von *skalt* usw. herübergekommene Personalendnng *-t*: ahd. as. ags. *wilt*, aisl. *vilt*. Die in der 2. Sing. in den einzelnen Mundarten daneben auftretenden Formen haben teils noch von älterer Zeit her präsentische Flexionsendung, teils ist *wilt* seinerseits später auch

wieder zu einer präsentischen Endung zurückgekehrt. Unserm seit dem 17. Jahrh. aufgekommenen *wilst willst*, durch welches *wilt* allmählich verdrängt worden ist, dienten als Muster sowohl präteritopräsentische Formen, wie *sollst, kannst*, als auch präsentische, wie *füllst, rollst*. — An *wilt* schloß sich schon im Ahd. und As. *wil* als 1. und 3. Sing. an nach dem Vorbild von *skal* neben *skalt* (s. u.), wie auch der im Ahd. (Notk.) begegnende Übergang der 3. Plur. *wellent* zu *wellen* d. i. *wellēn* (wie 1. Plur. *wellen* d. i. *wellēn*) unter dem Einfluß der Präteritopräsentia erfolgt ist, bei denen 1. und 3. Plur. gleich geworden waren (1. *eigen eigun* : 3. *eigen eigun*, 1. *wizzun* : 3. *wizzun*).

Ahd. *bist* (got. *is*) schon in den ältesten Quellen (neben *nimis* usw.), as. *bist* und *bis*, ags. *bist* und *bis* (letzteres nur im Psalter einige Male belegt). Daß *-t* nach (ahd.) *weist*, *muost* usw. hinzugetreten sei, wie Joh. Schmidt KZ. 25, 596, Braune Ahd. Gramm.[3] S. 301, Wilmanns D. Gr. 3, 1, 50 annehmen, ist mir wahrscheinlicher als die Ansicht anderer, *bist* habe sich nach dem Muster der 3. Sing. *ist* eingestellt (vgl. Franck Altfränk. Gramm. S. 263). Vgl. dazu die Neuerung in der 3. Plur. ahd. as. *sindun* (neben 1. Plur. *birun* 2. Plur. *birut*) nach *skulun* (neben 1. Plur. *skulun* 2. Plur. *skulut*) usw. *bist* nach *weist*, *muost* konnte sich um so leichter festsetzen, als die Entwicklung von *bis þu* zu *bistu* und die von *weist þu*, *muost þu* zu *weistu*, *muostu* beiderseits ohnehin hier einen gleichen Ausgang hatte entstehen lassen. Auch aisl. *est* 'bist' (zunächst für **ist*) wird in dieser Weise sein *-t* von den Präteritopräsentien bezogen haben; der etwas künstlichen Annahme, *est* sei zum Teil die verlorene alte 3. Sing. (got. *ist*), die man wegen des Ausgangs *-t* (vgl. Prät. *vast* 'warst') fälschlich als 2. Sing. aufgefaßt habe (Noreen Gesch. d. nord. Spr.[3] S. 213), bedarf es nicht[1]).

---

[1]) Die got. 2. Sing. *saísōst* 'ἔσπειρας' (Luk. 19, 21), die man mit ahd. *bist* aisl. *est* verglichen hat, ist andern Ursprungs. Vermutlich hat zunächst **saísōþ* (vgl. ags. *earđ arđ* 'bist') bestanden, und als darauf *-t* verallgemeinert wurde, verfiel man darum auf *saísōst*, nicht **saísōt*, weil *-t* nur bei konsonantisch auslautenden Perfektstämmen, in den Formen *wast, qast, gaft, salvt, qamt* usw., vorlag und bei ihnen *-st* der häufigste

Im Ahd. kamen im 9. Jahrh. im Indik. Präs. *nimist*, *suochist*, *salbōst*, *habēst* für *nimis*, *suochis*, *salbōs*, *habēs* auf, zuerst im Fränkischen, dann auch im Oberdeutschen. Im Oberdeutschen drang *-st* bald ganz durch, während im Fränkisch-Mitteldeutschen *-s* sich bis in die mhd. Zeit hinein daneben erhalten hat. Dasselbe gilt im ganzen von *tuos* und *tuost*, *gēs gās* und *gēst gāst*, *stēs stās* und *stēst stāst*. Auch im Ags. erscheint im Indik. Präs. noch das alte *-s* neben *-st*, und zwar begegnet in den ältesten Quellen oft noch fast ausschließlich *-s*, z. B. *bindes*, *lócas*, *dǿs*. *-st* setzte sich am frühesten in den einsilbigen Formen fest, wie *dœst*, *ʒǽst* und *síst*, *slés*, *slœʒst*, alsdann auch in den mehr als einsilbigen *bindest*, *nerest* usw. (Sievers Ags. Gramm.[3] S. 189ff.). Dagegen herrschte im As. neben *bist* noch durchaus *-is*, *-os*, *-es*, *-as*, wie *biris*, *makos*, *habes -as*, und so auch *dōs duos*, *stēs*. Ist hiernach im ganzen westgermanischen Gebiet *bist* als die älteste Form der 2. Sing. Indik. Präs. auf *-st* zu betrachten, so ließe sich annehmen, zu der Zeit, als *bist* erst die einzige 2. Sing. Indik. Präs. auf *-st* war, habe diese Form im Zusammenhang mit dem Nebeneinander von *bistu* und *nimistu* aus *nimis þu* usw., in allen andern Paradigmen des Indik. Präs. den Ausgang *-st* hervorgerufen (der sich vom Indik. Präs. aus weiter noch im Verbalsystem verbreitet hat, z. B. ahd. Opt. Präs. *nimēst*, Opt. Prät. *wārīst*, Ind. Prät. *suochtōst*). Indessen ist es sehr viel wahrscheinlicher, daß zugleich mit *bist* und *bistu* auch wieder, gleichwie vorher beim Zustandekommen des *bist* selbst, die 2. Sing. Indik. der Präteritopräsentia vorbildlich gewirkt hat, ahd. *weist* (*weistu*) ags. *wást* (*wástu*), ahd. *kanst* (*kanstu*) ags. *const* (*constu*), ahd. *gi-tarst*, ags. *monst*. Vgl. Scherer Z. Gesch. d. d. Spr.[2] S. 331, Joh. Schmidt KZ. 25, 597 Fußn.

2) 1. und 3. Sing. Indik. Präs.

Über 1. und 3. Sing. ahd. as. *wil* 'ich will, er will', die nach *skal* entsprungen sind, s. S. 158.

Ausgang war. Vgl. die westgerman. Präteritopräsentien ahd. as. *canst* ags. *const* (got. *kant*), mhd. mnd. *anst* (anord. *annt*), as. *far-manst* ags. *monst* (anord. *mant*) neben ahd. *weist*, *gi-tarst* usw.; hier mag die Ausbreitung des Ausgangs *-st* freilich durch die schwachen Präterita ahd. as. *consta* usw. (PBrB. 39, 89) noch besonders begünstigt worden sein.

In den westdeutschen Mundarten spricht man, wie S. 157 schon erwähnt worden ist, *er brauch* für *er braucht* augenscheinlich nach *er darf* usw. (Jedoch stets mit *-t*, wegen des Sinnesunterschieds, *er gebraucht.*) Mitwirkend war beim Zustandekommen von *er brauch*, daß es in jenem Dialektgebiet längst auch *ich brauch* (mit Schwund von *-e*), lautlich in Übereinstimmung mit *ich darf*, geheißen hat.

Für got. *ist* = griech. ἐστὶ treten im Westgermanischen und Nordischen Formen ohne *-t* auf. Aisl. nur *es* (jünger *er*), run. *is*, und ags. nur *is*, *nis*. Fries. *ist* und *is*. As. *ist* und *is*, *nist* und *nis* (Joh. Schmidt a. a. O. S. 596). Im Ahd. im allgemeinen *ist*, bloß im Fränk. auch *is*; *is* greift dann in mhd. Zeit um sich (schon im 12. Jahrh. auch im Reim verwandt) und herrscht jetzt in den mittel- und oberdeutschen Mundarten durchaus. Die entwicklungsgeschichtliche Beurteilung ist bisher sehr verschieden ausgefallen. Nach Joh. Schmidt a. a. O. S. 596 bekunden as. ags. *is* und aisl. *es* „Einwirkung der alten gemeingermanischen Perfektflexion“. Franck Altfränk. Gramm. S. 263 denkt bei afränk. *is* teils an satzphonetischen Abfall von *-t*, wie bei *kunf* = *kunft* u. a. (S. 169), teils, wie bei as. *is*, an ein urgerm. **issi* neben **isti*. As. *is* soll nach Holthausen As. Elem. S. 83. 175 *-t* im Satzgefüge vor Konsonanten verloren haben, z. B. *is tō* . . . 'ist zu . . .'. Von urnord. *is* aisl. *es* meint Noreen Gesch. d. nord. Spr.[3] S. 213, es sei wohl die alte 2. Sing. (got. *is*), die, nachdem die 3. Sing. als 2. Sing. aufgefaßt wurde, selbst die Funktion der 3. Sing. übernommen habe (nach der Analogie *vast* : *vas* u. dgl.). Endlich Wilmanns D. Gr. 3, 1, 57 hält as. ags. *is* und aisl. *es* für eine ursprüngliche Injunktivform, also urgerm. **es-t* neben **es-ti*, nur hd. *is* scheine auf jüngerer Entartung zu beruhen. Meine Ansicht ist die folgende. Da as. ags. *bist* und aisl. *est* 'bist' ihr *-t* wahrscheinlich vom Präteritopräsens bezogen haben, sind vermutlich auch as. ags. *is* und aisl. *es* der Weise des Präteritopräsens gefolgt; ob beide analogische Neuerungen gleichzeitig erfolgt sind oder nicht, muß dahingestellt bleiben. Daß nebenher, sei es schon vor oder erst nach dem Aufkommen der Analogieschöpfung, auch satzphonetischer Verlust von *-t* eine gewisse Rolle ge-

spielt habe, braucht dabei nicht geleugnet zu werden. Abzulehnen sind dagegen jedenfalls Wilmanns' alte Injunktivform **es-t* und das angebliche urgerm. **issi* neben **isti*, und kaum zulässig erscheint auch Noreens Erklärung von aisl. *es*. Das hd. *is* aber wird durch dieselben Faktoren zustande gekommen sein und sich verbreitet haben, wie die *t*-lose Form der andern germ. Dialekte, nur eben erst in jüngeren Zeiten und vielleicht unter stärkerer Einwirkung satzphonetischer Faktoren, als sie in den übrigen germ. Mundarten stattgefunden hat (vgl. hd. mundartl. *nich* aus *nicht* u. ähnl.); man beachte dabei schwäb. *iš* (wie *išt*) gegenüber Imperativ *bis*.

3) 1. und 3. Plur. Indik. Präs.

Von den Präteritopräsentien 1. Plur. got. *witum*, aisl. *vitum*, ahd. *wiȝȝum* (ai. *vidmá*) haben got. *sijum*, aisl. *erum*, ahd. *b-irum* 'sumus' ihren Personalausgang bezogen, gleichwie die 2. Plur. got. *sijuþ*, aisl. *eruđ*, ahd. *b-irut* der Formation *wituþ*, *vituđ*, *wiȝȝut* gefolgt ist. Die urgerm. Form hat wahrscheinlich **ezumé* gelautet. Got. *sijum*, *sijuþ* trat für **izum*, **izuþ* ein durch Anschluß an den Optativ *sijau sijais* usw. Vgl. Grundr. 2², 3, 95 f. Auch in der 3. Plur. zeigt das Verbum substantivum im Nord- und Westgermanischen Anlehnung an die Präteritopräsentia, die also die in dieser Periode in der 1. 2. Plur. erfolgte Anschlußbewegung fortgesetzt hat. Aisl. *eru* = **ezun(đ)* nach *vitu*. Ahd. *sindun sintun*, as. *sindun*, ags. *sindon* für und neben *sind* nach *wiȝȝun* usw., wobei das Bestreben mitgewirkt hat, die drei Pluralformen gleichsilbig zu gestalten (vgl. z. B. ngriech. 3. Plur. λέγουν-ε für λέγουν, zu λέγομε, λέγετε, Hatzidakis Einleitung S. 110). Im Ags. auch *earun*, *arun*, zu 2. Sing. *earđ*, *arđ*, und *biđun biođun*, zu 3. Sing. *biđ* (Sievers Ags. Gramm.³ S. 264).

Ob das *-m* in der 1. Plur. Ind. Präs. got. *bindam salbōm*, aisl. *bindom kǫllōm*, ahd. *far-lāȝȝēm* usw. Primärendung oder Sekundärendung (ai. *-mas* : *-ma*) gewesen ist, läßt sich nicht sicher entscheiden. Im Gegensatz zu der Form des 'Dat.' Plur., die neben *-m* (got. *wulfam* usw.) im Altwestgermanischen inschriftlich die Ausgänge *-ms* und aisl. *-mr* aufweist, fehlen Formen, die auf einen *s*-Laut, auf **-mes* oder **-mos*, hinweisen.

Das kann natürlich reiner Zufall sein. Es ist aber jedenfalls mit der Möglichkeit zu rechnen, daß, wie in **ezume* 'sumus', in urgermanischer Zeit der Personalausgang des Ind. Perf. im Präsens Eingang gefunden hat, und dabei mag das Verbum substantivum, falls es mit der Neuerung der Personalendung vorausgegangen war, zum Aufkommen und zur Verbreitung der Perfektendung bei allen andern Verben wesentlich beigetragen haben.

Beim hd. Verbum *wollen*, dessen ahd. Singularformen 1. *wil*, 2. *wilt*, 3. *wil* präteritopräsentisch ausgehen, erscheinen im Ahd. 1. und 3. Plur. übereinstimmend *wellen* d. i. *wellēn*, mhd. *wellen*, ahd. 3. Plur. für *wellent*, ebenfalls unter dem Einfluß der Präteritopräsentia (S. 159).

B. Perfektformen haben Präsensendungen angenommen.

1) 1. und 2. Sing. Indik. Perf.

Im Mhd. sind die 2. Sing. *g-ans*, *kans*, *tars* für *g-anst*, *kanst*, *tarst* (Weinhold Mhd. Gramm.[2] S. 446. 448. 450) wohl weniger durch das Schwanken zwischen *-s* und *-st* im Präsens, *tuos* und *tuost* usw. (S. 160) hervorgerufen worden, als durch satzphonetische Verhältnisse, für welche auch die Verbindungen *g-anstu*, *kanstu*, *tarstu* in Betracht kommen. Denn es erscheinen ebenso auch *sol*, *wil*, *darf* für *solt*, *wilt*, *darft* (Weinhold a. a. O. S. 444. 451. 457), für die im Indik. Präs. kein Vorbild gegeben war. Dagegen sind der Einwirkung der Präsensflexion zuzuschreiben mhd. *darfst bedarfst*, nhd. *darffest darfst* für *darft* (auch *bedarfes -is*); mhd. *magst magest*, nhd. *magst* für *maht* (dazu auch 1. Sing. *mage* nach dem Präsens); mhd. *solst sollst* für *solt* (dazu nhd. auch 1. Sing. *solle*); nhd. *wilst willst* für *wilt*; nhd. *taugst taugest* zu mhd. *touc* Plur. *tugen* (dazu auch 1. Sing. *tauge*, 3. Sing. *tauget*). Vgl. Weinhold a. a. O. S. 441. 451, Paul D. Gr. 2, 263 f. 265 ff. Die 1. Sing. *mage*, *solle*, *tauge* sind erst sekundär durch die Neuschöpfung der 2. Sing. auf *-st* hervorgerufen worden.

Die nhd. 2. Sing. *weissest* für mhd. *weist* (Paul a. a. O. S. 263) ist im Gefolge der Neuschöpfung in der 3. Sing. *weist* (s. 2) aufgekommen.

2) 3. Sing. Indik. Perf.

Nhd. oberd. *weist weisst* für *weiss* nach *heisst* usw. Vgl. Paul a. a. O. S. 263, Pfleiderer PBrB. 28, 375.

Nhd. 3. Sing. *tauget taugt* für mhd. *touc,* s. oben 1. Ebenso fries. *daecht* und *daech.*

Fries. *acht* 'hat' für afries. *āch āg* = got. *aih.* Vgl. Siebs Pauls Grundr. 1², S. 1327.

3) 3. Plur. Indik. Perf.

Für *-en* drang seit mhd. Zeit aus dem Indik. Präs. (*nement* usw.) zum Teil *-ent* ein (wie *-nt* dann weiter auch in die andern Formensysteme mit ursprünglicher Sekundärendung *-*nt* übergeführt worden ist): *mugent, sulent sulnt sunt, kunnent, ge-derent* (= *ge-turren*), s. Weinhold a. a. O. S. 441. 445. 448. 450. Vermutlich ist hierfür insbesondere die alte Präsensform *wellent* 'sie wollen' maßgebend geworden, nachdem neben sie analogisch die Form *wellen* (*weln wen*) getreten war (S. 159).

3. Arisch.

A. Präsensformen haben Perfektendungen angenommen.

1) 3. Sing. Indik. Präs. Med.

Im Urar. hatten die 1. und die 3. Sing. Indik. Perf. Medii gleicherweise die Endung *-*ai* (z. B. ai. *dadhḗ, riricḗ,* jgav. *daⁱδe,* gthav. *vāvərᵊzōi*), der im Präsens für die 1. Pers. *-*ai*, für die 3. Pers. *-*tai* gegenüberstanden. Dies hatte zur Folge, daß *-*ai* auch in die 3. Sing. Präs. verpflanzt wurde. Ved. *bruvḗ* av. *mruye* neben ved. *brūtḗ* av. *mrūⁱte,* ved. *dadhḗ* av. *daⁱδe* neben ved. *dhattḗ* gthav. *dazdē* jgav. *daste,* ferner in derselben Weise ved. *śáyē, duhḗ, citḗ, vidḗ; vr̥ñjḗ; śr̥ṇvḗ, sunvḗ, hinvḗ; gr̥ṇē; cékitē, yōguvē, sarsrḗ, jáṅgahē, bābadhē* und *badbadhḗ; huvḗ; sḗvē, jōṣē, mahē, stavē, tōśḗ* und av. *ni-γne* (zu *ǰaⁱnti* ai. *hánti*), *zaozīzuye* (zu gthav. *zaozaomī*).

Mit dieser Bildung der 3. Sing. auf *-*ai* statt auf *-*tai* hängt entwicklungsgeschichtlich irgendwie zusammen, daß im Ved. in der 3. Sing. Imper. Med. *-ām* für *-tām* auftritt: *śayām* (AV.) neben *śētām* (AV.) wie *śáyē* neben *śḗtē* av. *saēte* (griech. κεῖται), *duhām* (RV.) wie *duhḗ, vidām* (AV.) wie *vidḗ.* Dieses *-ām* erscheint zugleich in der Neuschöpfung 3. Plur. Imper.

duhrām neben 3. Plur. Indik. *duhrḗ* (s. u.). Die Meinung v. Negeleins Zur Sprachgesch. des Veda (Berlin 1898) S. 63, im Imperativ könne als Ausgangspunkt für *-ām* die Form *indhām* aus *inddhām*, zu W. *idh-* (ebenso *rundhām* aus *runddhām* zu W. *rudh-*), betrachtet werden, ist unbefriedigend, da man dann wohl auch annehmen müßte, im Indikativ sei *-ē* für *-tē* von der 3. Sing. von *indhḗ* (*rundhḗ*) aus verallgemeinert worden. Dem steht schon das hohe Alter von **-ai* im Wege; denn **-ai* tritt gleicherweise im Iranischen seit Beginn der Überlieferung auf. Eher läßt sich denken, die Indikativformen auf *-ē* hätten sekundär im Imperativ des Präsens analogisch *-ām* für *-tām* hervorgerufen. Das Richtige wird aber vielmehr folgendes sein. Die Formen auf *-ām* gehörten ursprünglich dem Verbum infinitum an und waren identisch mit den zur Bildung des periphrastischen Perfekts gebrauchten akkusativischen Formen auf *-ām*, z. B. *vidą́ cakāra*; vgl. auch ved. *śayā́-* F. 'Lager, Ruhestätte' (*śayāsu* RV. 3, 55, 4) neben dem oben genannten imperativischen *śayām*. Als infinitivische Gebilde konnten sie imperativisch gebraucht werden und nisteten sich so neben den Formen auf *-tām* ein. Vgl. IF. 39, 55 f. Ist dem so gewesen, so haben *śayām*, *duhām*, *vidām* wahrscheinlich wesentlich dazu beigetragen, daß im präsentischen Indikativ **-ai* für **-tai* eindrang.

2) 3. Plur. Indik. Präs. Med.

Ingleichen nahm die 3. Plur. Indik. Präs. die Endung der entsprechenden Perfektperson an. Auch diese Übertragung begegnet in beiden arischen Sprachzweigen. Ved. *śḗrē* av. *sōire* für (urar.) **śayatai* oder **śāyatai* = hom. κέαται, κείαται (vgl. Brugmann-Thumb Griech. Gramm.[4] S. 317)[1]). Ferner ved. *duhrḗ* neben *duhatḗ* (Perf. *duduhrḗ*); *hinvirḗ* neben *hinvátē*, *invirē*, *pinvirē*, *sunvirḗ*, *ṛṇvirē*, *śṛṇvirḗ*. Vgl. 3. Plur. Imper. *duhrām*. Durch Verschmelzung von *duhrḗ* mit *duhatḗ* entstand weiterhin *duhratē*, entsprechend *śḗratē*, gleichwie die 3. Plur. Imper. *duhratām* Mischung von *duhatām* und *duhrām* war.

---

1) Wie Wackernagel (Glotta 7, 256) zu der Ansicht gekommen ist, griech. *κέι̯αται, *(ἐ)κέι̯ατο seien weniger ursprünglich als ai. *śḗrē śḗratē* und av. *sōire*, ist mir nicht klar.

Weiteres über diese *r*-Endungen s. bei Charpentier Die verbalen *r*-Endungen der idg. Sprachen S. 34 ff.

Ob der Übergang zur perfektischen Flexionsweise bei der 3. Sing. oder der 3. Plur. begonnen hat, ist unklar. Ich vermute, daß die 3. Sing. vorangegangen ist.

B. Perfektformen haben Präsensendungen angenommen.

1) Aktivformen.

Ai. *vēdmi* 'ich weiß', 1. Plur. *vidmasi vidmas* für *vḗda, vidmá.*

2) Medialformen.

Durch das Präteritopräsens got. *aih* 'habe, besitze', Plur. *aigum aihum* ahd. *eigun* wird wahrscheinlich, daß ai. *ī́śē* gthav. *isē* 'hat zu eigen, verfügt über etwas', ai. 2. Sing. *ī́śiṣē*, 3. Plur. *ī́śirē* ein altes Perfekt mit sogenannter attischer Reduplikation gewesen ist, dessen Aktiv **iyḗśa*, 3. Plur. **īśúḥ* lauten würde (Grundr. 2², 3, 431. 649). Durch die rein präsentisch gewordene Bedeutung sind hervorgerufen worden die Formen 3. Sing. *ī́ṣṭē*, 3. Plur. *ī́śatē* und ist vermutlich auch die Bannung des Worttons auf die 1. Silbe veranlaßt worden (vgl. *ī́ṭṭē ī́ḷatē, vástē vásatē* u. a.).

4. Im Armenischen handelt es sich nur um Übertragung präsentischer Flexion auf das Perfekt.

Das Verbum 'ich bin, existiere' usw. lautet Sing. *gom gos goy*, Plur. *gomkʿ goykʿ gon*, zeigt mithin dieselbe Flexion wie sonst überall der Indik. Präs., z. B. *em* 'ich bin', *lam* 'ich weine', *berem* 'ich trage' usw. *gom* beruht nun darauf, daß der Indik. Perf. **(u̯e-)u̯osa* (zu W. *u̯es-* 'weilen, bleiben, wohnen') = ai. *uvāsa* got. ahd. *was* präsentische Flexion angenommen hat. S. Hübschmann Arm. Gramm. S. 435 f., Meillet Esquisse S. 83, Verf. Grundr. 2², 3, 92. 446. In der älteren Zeit ist das Verbum *gom* nur in den 3. Personen gebräuchlicher und Hübschmann vermutet daraufhin, die 1. und 2. Personen seien erst später hinzugeschaffen worden. Will man jedoch die neue Flexion nicht auf großen Umwegen entstanden sein lassen, so wird man annehmen müssen, daß sich zunächst die 1. und 2. Sing. **u̯os-mi*, **u̯os-si* eingestellt haben (vgl. ai.

vēdmi für *vēda*), woraus lautgesetzlich *gom, gos*, wie *em*, *es* aus **esmi*, **essi*. Daß die 3. Personen im Gebrauch mit der Zeit in den Vordergrund gerückt wurden, erklärt sich hinlänglich aus der Wendung, die der Sinn dieses Präsens gegenüber dem von *em* genommen hat.

Ist diese Auffassung von *gom* richtig, so ist zu folgern, daß dieses alte Perfekt in der urarmenischen Zeit, als es die flexivische Neuerung erfuhr, Perfectum praesens und nicht (wie got. ahd. *was*) Praeteritum gewesen ist.

In anderer Weise als **(u̯e-)u̯osa* ist **u̯oida* 'ich weiß' flexivisch zum Präsens geworden: *gitem gites* usw. (*-i-* lautgesetzlich aus *-oi-*. auch in den drei Pluralpersonen). Vgl. apreuß. 1. Plur. *waidimai*, 2. Plur. *waiditi* zu 2. Sing. *waisei waisse* (§ 5), nhd. *du weissest* für mhd. *weist* (S. 163), lesb. οἴδημι für οἶδα.

5. Baltisch-Slavisch. In der Zeit der balt.-slav. Urgemeinschaft mag das Perfekt **u̯oida* im Indikativ im ganzen noch seine alte Perfektflexion behauptet haben; jedenfalls ist ein Rest von dieser Flexion die 1. Sing. aksl. *vědě* (in verschiedenen Slavinen erhalten, s. Vondrák Vergl. Slav. Gramm. 2, 254 f.), die freilich die Medialendung **-ai* statt der zu erwartenden aktivischen zeigt. Von den Singularpersonen mögen zuerst die 2. und die 3. Präsensausgänge bekommen haben: 2. aksl. *věsi*, apreuß. *waisei waisse*, 3. aksl. *věstь* (*věstъ*), gegenüber griech. οἶσθα, οἶδε. Neben 1., 2. Plur. *věmъ*, *věste* (vgl. homer. ἴδμεν, ἴστε) ist nach dem Muster von *dad-ętь* die 3. Plur. *vědętь* (*vědętъ*) getreten; deren Ausgang *-ętь* kann zwar dem griech. -ατι -ασι lautgesetzlich gleich gesetzt werden, hat aber schwerlich unmittelbaren historischen Zusammenhang mit ihm gehabt. Zuletzt entsprang, in Nachahmung von **dad-mь damь*, *jes-mь*, die 1. Sing. **věd-mь* (abulg. serb. *věmь*, poln. *wiem*, čech. *viem vím*) als Konkurrentin von *vědě*, das sich zum Teil noch bis auf den heutigen Tag dadurch, daß es partikelhafte Natur annahm, behauptet hat (s. Vondrák a. a. O.).

Wie der Prozeß des Anschlusses von uridg. **u̯oida* an den Indik. Präs. auf baltischem Boden im einzelnen verlaufen ist, läßt sich bei der Spärlichkeit der Überlieferung des alten Paradigmas (apreuß. *waisei waisse*) nicht mehr ersehen.

6. Griechisch. Zu den im folgenden vorzuführenden analogischen Neuerungen vergleiche man die zahlreichen Belege von parallel gestelltem Präsens und Perfekt sowie Imperfekt und Plusquamperfekt, die Kieckers IF. 30, 186 ff. gesammelt hat, z. B. Aristoph. Acharn. 30 στένω, κέχηνα, σκορδινῶμαι κτλ., Fried. 335 ἥδομαι γὰρ καὶ γέγηθα καὶ πέπορδα καὶ γελῶ, Aeschyl. Prom. 769 σὺ δ' αὖ κέκραγας κἀναμυχθίζῃ, Aristoph. 426 κἄκλαε κἀκεκράγει Σεβῖνον.

A. Präsensformen haben Perfektendungen angenommen.

In der 2. Sing. Indik. Med. auf -σαι -σο schwand in urgriechischer Zeit σ bei zwischenvokalischer Stellung, z. B. hom. δίζηαι, μέμνηαι, βούλεαι, ἐμάρναο. Nachdem nun im Ion.-Att. im Perfekt nach der Analogie von Formen mit konsonantischem Stammauslaut wie γέγραψαι ἐγέγραψο, τέταξαι ἐτέταξο das σ hinter Vokalen wiederhergestellt und so die Formen wie δέδοσαι ἐδέδοσο entstanden waren, schuf man nach dem Muster von diesen im Präsenssystem die Formen wie δίδοσαι ἐδίδοσο, ἵστασαι, δύνασαι. Zuletzt auch φέρεσαι, ἀκροᾶσαι usw. für φέρῃ (aus φέρεαι) usw. Vgl. Brugmann-Thumb a. a. O. S. 405 f.

B. Perfektformen haben Präsensendungen angenommen.

1) 1. und 3. Sing. Indik. Med.

*-*ai* als uridg. Ausgang der 1. Sing. Indik. Perf. Med. ist gesichert durch ai. *tutudé*, lat. *tutudī*, aksl. *vědě*. Daher sind τέτυγμαι, δέδυμαι usw. für Neuerungen mit präsentischer Personalendung zu halten.

Weniger sicher, aber immerhin wahrscheinlich ist *-*ai* auch uridg. Ausgang der 3. Sing. gewesen: ai. *dadhr-é* gthav. *dādrē*. (Ein wenig zuverlässiger Zeuge für diese uridg. Endung ist lat. *-ei-t -ī-t* in inschr. *dedeit*, *posedeit*, Plaut. *ēmīt* u. a., s. Sommer Handb.[2] S. 576 f.). Demnach eventuell auch τέτυκται, δέδοται usw. nach dem Muster des Präsens.

Ein Antrieb zur Einführung und Verbreitung von -μαι, -ται im Perfekt ist in dem Vorhandensein zahlreicher vokalisch auslautender Perfektstämme in urgriechischer Zeit zu suchen,

wie δεδε-, δεδο-, βεβλη-, κεχαρη-, ἑω-, τετῑμᾱ-, μεμισθω-. Hier mußte durch Kontraktion des Stammauslauts mit *-*ai* vielfach die Formation verundeutlicht werden, und die Wahl von -μαι, -ται hat in derselben Richtung Klarheit geschaffen, wie z. B. im Aktiv des Perfekts die κ-Bildung, z. B. -ἕωκα -ἕωκε für *ἑω (Brugmann-Thumb a. a. O. S. 376 f.). Übrigens mag daneben auch der Trieb, die 1. und die 3. Sing. formal zu differenzieren, der sich bei den Formen mit konsonantisch auslautendem und denen mit vokalisch endigendem Stamm zugleich regen konnte, zu dieser Neuerung Anlaß gegeben haben.

2) Die 3. Plur. Indik. Med. hatte von idg. Urzeit her wahrscheinlich eine *r*-Endung, die fortlebte in ai. *duduhré, bubudhiré* u. dgl., av. *čāxrare*, lat. *fuēre, fēcēre* (*-ērunt*). Neuestens hierüber Sommer Krit. Erläut. S. 170, Charpentier Die verb. *r*-Endungen der idg. Spr. S. 65 f. 96. Ist dies richtig, so stammt das -αται in griech. γεγράφαται, τετάχαται, κεκλίαται, κεχύαται u. dgl. aus dem Präsens, und zwar von Formen wie ἥαται = ai. *ā́satē*, κέαται κείαται, zugleich von *τίθαται, das nach Ausweis von ai. *dádh-atē* u. dgl. damals noch für die historischen ion. τιθέαται, att. τίθενται gesprochen wurde. Auch die jüngere Ersetzung dieser Perfektformen auf -αται durch solche auf -ανται, wie ion. πεποιέανται, argiv. γεγράβανται = γεγράφαται (Smyth The Greek Dial., Ionic, S. 481, Vollgraff Mnemos. 44 [1916] S. 70f., Wackernagel Glotta 7, 257 Fußn. 2) geschah sichtlich unter Mitwirkung entsprechender Präsensformen.

3) 3. Plur. Indik. Akt. Wie die 3. Plur. Indik. des Mediums, so hat wahrscheinlich auch die 3. Plur. Indik. des Aktivums von Haus eine *r*-Endung gehabt (ai. *cikitúr*, gthav. *čikōitərəš*). Dann war, wie der Medialausgang -αται (s. 2), so auch der aktive Ausgang -ατι (dor. ἐθώκατι, phok. ἱερητεύκατι, delph. καθεστάκατι, ark. Fοφλήασι, hom. λελόγχασι) vom Präsens bezogen, und zwar von den für vorhistorische Zeiten mit Sicherheit vorauszusetzenden Formen wie *τίθ-ατι, *δίδ-ατι (vgl. ai. *dádh-ati dád-ati*, aksl. *dad-ętъ*). Der Ersatz von -ατι durch -αντι -ᾱσι (dor. κεχάν-αντι, phok. τεθέκ-αντι, ion.-att. τετράφᾱσι) vollzog sich in derselben Weise, wie der von -αται durch -ανται (s. 2).

Das ebenfalls in dieser Weise entsprungene dor. ἴσαντι att. ἴσᾱσι 'sie wissen' rief, mit dem Präsens ἵσταντι u. dgl. assoziiert, im Dorischen weiter noch die Formen ἴσᾱμι ἴσαμεν ἰσάμεναι usw. nach der Analogie von ἵστᾱμι usw. hervor (Brugmann-Thumb Griech. Gramm.[4] S. 379).

4) Was die themavokalische Bildung des Perfekts betrifft, die Formen wie hom. μέμβλεται, ἀνώγω (für ἄν-ωγα), sizil. ὀλώλω (für ὄλωλα), so hat diese Flexionsweise, die im Altgriechischen mit der Zeit das ganze System der zum Perfektstamm gehörigen Formen durchzogen hat, ihren Ausgangspunkt nicht beim Indikativ gehabt. Zunächst waren gewisse außerindikativische Teile des Perfektsystems schon in uridg. Zeit themavokalisch geformt (z. B. Imper. κεκράγετε wie ai. *mumócata*). Von diesen aus ist die themavokalische Flexion erst zum Indikativ vorgedrungen, wofür natürlich die Formen wie κελεύω κελεύομαι vorbildlich waren. Vgl. Brugmann-Thumb a. a. O. S. 378 f.

5) Ein Futurum auf -σω wurde vom Perfekt aus geschaffen nach der Analogie des zum Präsens gehörigen Futurums auf -σω: ἑστήξω zu ἕστηκα, λελείψομαι zu λέλειμμαι, κεκλήσομαι zu κέκλημαι. Vgl. a. a. O. S. 370. 381. 553.

7. Lateinisch.

1) Inschriftlich und handschriftlich kommt wiederholt *erint* für *erunt* vor, eine Neubildung nach dem Fut. exact. *fuerint*; entsprechend *poterint* für *poterunt* nach *potuerint*. Im Anschluß hieran bei späteren Dichtern *erīmus, poterīmus* für *erĭmus, poterĭmus* nach *fuerīmus, potuerīmus*. S. Sommer Lat. Laut- u. Flexionsl.[2] S. 531. 532.

2) Lat. *fueram, tutuderam -erās* usw. (aus **-isām *-isās* usw.) ist zu *fuerō, tutuderō -eris* usw. (aus **-isō *-isis* usw.) hinzugeschaffen worden nach dem Verhältnis von *eram -ās* usw. (aus **esām -ās* usw.) zu *erō -is* usw. (aus **esō -is* usw.). Entsprechend war *fuissem, tutudissem -issēs* usw. eine Neuschöpfung nach *essem -ēs* usw., gleichwie *fuisse* nach *esse*.

8. Die *tōd*-Formen im Imperativ der idg. Sprachen, wie griech. ἀγέτω lat. *agitō*, beruhen nach allgemeiner, wohl richtiger Annahme auf Imperativformen wie **age* griech. ἄγε lat.

age, denen der Abl. Sing. **tōd* in dem Sinne 'von da an, von diesem Zeitpunkt an' angehängt war, und die ganze Verbindung wurde darauf, ebenfalls noch in uridg. Zeit, so angeschaut, als sei *-tōd* eine Personalendung. Gewiß sind nun solche Formen zunächst nur im Präsenssystem entstanden. Daß die Formation aber schon in voreinzelsprachlicher Zeit auch ins Perfekt hinübergegangen ist, machen die formal sich deckenden griech. μεμάτω und lat. *mementō* wahrscheinlich.

9. Schließlich sei noch auf folgendes besonders hingewiesen. Wo eine in einem System von Singular- und Plural-, eventuell zugleich Dualformen, stehende Form nach dem Vorbild einer einem andern derartigen Formensystem zugehörigen Form analogisch verändert worden ist, braucht nicht jedesmal ein Zeitstufenverhältnis, Parallelismus der Zeitstufe, maßgebend beteiligt gewesen zu sein. Es kommen solche Übertragungen auch vor, wo dieser Parallelismus fehlt. Unter allen Umständen muß dann aber zwischen den beiden Formensystemen schon vorher bei einer Person oder auch bei mehreren Personen eine lautliche Übereinstimmung vorhanden gewesen sein, die bei jener Neuerung nach der Analogie der entsprechenden Person des andern Formsystems die Führung hatte. So ist z. B. im griechischen Perfektsystem mit Gegenwartsbedeutung in der 2. Sing. Indik. Perf. -ας an die Stelle von -θα getreten, γέγραφας, οἶδας usw. (in deren Gefolge auch οἶσθας für οἶσθα), und dies geschah augenscheinlich nach dem Vorbild der Aoristformen wie εἶπας, ἔγραψας, also nach dem Vorbild von Formen mit Vergangenheitssinn. Hier sind aber von älterer Zeit her bereits die 1. Sing. in lautlicher Übereinstimmung gewesen: 1. Sing. γέγραφα, οἶδα mit -α = uridg. **-a* und εἶπα, ἔγραψα mit -α = uridg. **-m̥*; auch hatte wahrscheinlich die 3. Sing. εἶπε, ἔγραψε schon vor dem Aufkommen von -ας im Perfekt die Perfektendung *-e* (γέγραφε, οἶδε) im Anschluß an die lautliche Übereinstimmung in der 1. Sing. herübergenommen. Vgl. Brugmann-Thumb Griech. Gramm.[4] S. 364. 400. Entsprechend ist die 2. Sing. ἦσθα 'du warst', die ursprünglich dem Perfekt angehört hat (vgl. ai. *āsitha* neben *āsa* 'ich bin gewesen', die Vergangenheit bis zur Gegenwart hinab zusammenfassend, s. Delbrück Vergl. Synt. 2, 214f.),

als Imperfektum dadurch in Kurs gekommen, daß in der 1. Sing. ἦα die ursprüngliche Perfektform (ai. *ása*) und die ursprüngliche Imperfektform (ai. *ásam*) lautlich gleich geworden waren, wie vermutlich auch die Pluralformen ἦμεν, ἦστε schon vorher beiden Tempora zugleich angehört hatten. Erst von ἦσθα aus sind weiterhin die Formen wie τίθησθα neben τίθης, βάλοισθα neben βάλοις usw. ins Leben getreten.

In diesen Fällen ist also eine durch Wirksamkeit von Lautgesetzen hervorgerufene zufällige Formgleichheit ohne einen solchen besonderen semasiologischen Antrieb, wie er in der Gleichheit der Zeitstufenbedeutung gegeben sein kann, auf andere Glieder des attrahierten Formensystems übertragen worden. Die beiden Arten von analogischer Neubildung beim Verbum stehen einander ebenso gegenüber, wie beim Nomen z. B. einerseits die Neuerung ai. Gen. Sing. *pátyuḥ* 'des Gatten' für *pátēḥ* nach *pitúḥ* 'des Vaters', wo die Bedeutungsverwandtschaft der Anlaß der Ausgleichung war, oder got. Nom. Plur. *brōþrjus* 'die Brüder' für **brōþar* (aus **brōþer[i]z* nach *sunjus* 'die Söhne', wo neben der Übereinstimmung zwischen *brōþr-uns : sunu-ns* und *brōþru-m : sunu-m* die Verwandtschaft des Sinnes wenigstens mitgewirkt hat, und anderseits die Neuerung got. Dat. Akk. Sing. *aúhsau* für *aúhsin aúhsan* im Anschluß an *aúhsum* aus **aúhsun-m*, oder got. Gen. *mēnins* usw. ahd. *mānen -in* usw. im Anschluß an *mēna māno* aus **mēnōt* (Grundr. 2², 2, 128). Vgl. hierzu die grundsätzlichen Ausführungen von El. Wessén Zur Gesch. d. german. *n*-Deklination, Uppsala 1914, S. 134 f.

Leipzig. † Karl Brugmann.

Lat. *barba*.

Zur Hauchdissimilation.

Die Lautverhältnisse des lat. *barba* bieten noch immer Schwierigkeiten. Die Grundform idg. *bhₑrdhā* wird vom Germanischen (ahd. *bart*) und Slavischen (ab. *brada* aus **bordā*, vgl. r. *borodá* wegen des Akzents) sichergestellt: demnach erwartet man **farba*. Spuren dieser Lautgebung sind nicht mehr vorhanden, denn mit dem italien. *farfecchie* ist es nichts,

s. Niedermann IF. Anz. 29. 31. Meillet hat nun MSL. 13, 215 Assimilation von anl. *f*- an inl. -*b*- angenommen, jedoch nur für den Fall, daß es sich nicht um intervokalisches *b* handle: "ital. *f* initial s'assimile à *b* (ancien) appuyé, mais non à *b* (ancien) intervocalique". Dies stimmt genau zu der Beobachtung Lindsays (Lat. Lang. 99), daß anl. *f* + Vok. im Lat. augenscheinlich schwächer artikuliert wurde als *f* + Kons., was er mit lat. *faba*, daraus span. *haba*, gegenüber *frāgum* : *fraga* belegt; auch Quint. 12. 10. 29: *quotiens aliquam consonantem frangit* (sc. *f*), *multo fit horridior* stimmt hierzu aufs schönste.

Und doch ist dies alles nur Schein: denn in diesen Betrachtungen ist immer von *fr* die Rede, während wir in *barba* mit *rb*, *rf* zu rechnen haben. Dennoch könnte diese Auffassung für sich ins Feld führen, daß das -*b*- von *barba* sich eben deshalb aus idg. *dh* entwickelte, weil *r* vorausging, und somit die Behauptung aufstellen, daß eben diese Verbindung eine sehr starke assimilierende Wirkung auszuüben imstande sei. Daraus ergeben sich also zwei Fragen: nach der lautgesetzlichen Entwicklung von *dh* im Lateinischen und nach der Berechtigung der von Meillet und nach ihm von andern angenommenen Assimilation.

Fast allgemein bekennt man sich heute zu der Lehre Osthoffs (zuletzt Perf. 533 f.), nach der idg. *dh* im Lateinischen sich inlautend zu *d* entwickelte, zu *b* nur, wenn *r* vorausging oder folgte, *l* folgte, *u* vorausging (man vergleiche die Musterbeispiele: *verbum* : got. *waúrd*, *glaber* aus -*dhros* : ahd. *glat* mit germ. *d* aus idg. *dh*, *stabulum* zu gr. γένε-θλον, *über* zu d. *Euter*). Nur Meillet Introd.^{2} 61 stellt sich auf den Standpunkt, daß nur intervokalisches *dh* die Entwicklung zu *d* durchgemacht habe, sonst inlautend *b* entstanden sei. Dem stelle ich gegenüber, daß idg. *dh* anlautend immer zu *f*, inlautend zu *b* wurde, es sei denn, daß schon vorher die Aspiration verloren gegangen war; nur vor *i* entstand inlautend *d*.

Das Lautgesetz nämlich, wie es Osthoff formulierte, entbehrt einer phonetischen Motivierung: denn daß die Entwicklung des *dh* in der Richtung auf *f* *b* hin von dem ebenfalls labialen *u*

mitbestimmt wurde, ist genau so selbstverständlich als es an und für sich befremdet, daß das — dentale — *r* auf dasselbe Endresultat hingearbeitet habe. Zudem sind in dieser Hinsicht die Kombinationen *dh* + *r* und *r* + *dh* nicht gleichwertig. Es kommt hinzu, daß dieses Gesetz einer natürlichen Erklärung einiger Wörter im Wege steht. Schließlich läßt es sich nur schwer mit der allgemeinen Entwicklung in den italischen Dialekten in Einklang bringen.

Was ist das charakteristische Merkmal dieser Sprachen? Während im Anlaut sogar *bh* und *dh* sich zu *f*, das heißt stimmhafte Laute sich zu stimmlosen entwickeln, hat der Auslaut z. B. *t* in *d* (altlat. FECED, osk. fakiiad), also umgekehrt stimmlose in stimmhafte Laute übergehen lassen. Wie verhält sich hier der Inlaut? In den osk.-umbr. Dialekten wie der Anlaut, z. B. aus *bh* und *g̯ʰh*, entsteht *f*; im Lat. finden wir hier die Mediae *b*, *gu* oder *u̯* (*v*): es ist dies eine eigentümliche Stärkeskala, die zweifelsohne der uritalischen Anfangsbetonung ihr Entstehen verdankt, wobei der Gegensatz zwischen Latein und Osk.-Umbr. sich deuten läßt als der zwischen „(mehr) geschlossener“ und „(mehr) offener“ Silbenaussprache. Stellen wir das uns beschäftigende Phonem in diesen Gedankengang hinein, so braucht es nicht vieler Worte zur Annahme, daß aus idg. *dh* im Inlaut neben osk.-umbr. *-f-* im Lat. als Resultat *-b-* zu erwarten ist. In dieser Meinung bestärkt mich eine andere Erwägung: das lateinische Konsonantensystem ist arm an Spiranten; nur *f* bleibt übrig, wenn wir *h*, einen bloßen Hauch, aussondern. Überblickt man, was alles lat. *f* in sich ableitet, so bekommt man bestimmt den Eindruck, daß die Mundstellung der Italer der Entwicklung in labialer Richtung entschieden günstig war; für den Inlaut bei lat. *b*, *v*, in den Dialekten *f* trifft dieselbe Beobachtung zu; lat. *f* anl. aus *bh*, *dh*, *g̯ʰh*, *ĝh* vor *u*, *m* vor *r* (?), *s* vor *r*, *bhu̯*, *dhu̯*, *ĝhu̯* usw.

Wir können uns dies um so besser vorstellen, sobald wir den Lautwert des *f* daneben stellen. Seelmann Ausspr. 294 nimmt hier zwei Perioden an; die erste, in der *f* bilabial gewesen wäre, rekonstruiert er nur aus vorhistorischen Verhältnissen, indem er auf die Entwicklung aus *bh* hinweist, und sagt dann weiter: „in der mittleren Kaiserzeit ist aus dem

bilabialen *f* ein labiodentales geworden." Ihm folgt Lindsay Lat. Lang. 99. Dies ist sicherlich unrichtig; ich will hier nicht anführen, daß *f* aus *dh* schon ein *f* voraussetzt, das dentale Elemente in sich enthält, was auch gilt für *sr-* zu *fr-*. Aber auch der Anlautwechsel *f-*[1]) : *h-* (*faba* : *haba* usw., s.

[1]) Lat. *fundo* findet hierdurch seine Erklärung. Daß bei der Entwicklung zu *f-* aus idg. *ǵh-* das nachfolgende *u* eine Rolle spielte, behauptet wieder Sommer Krit. Erl. 63. Wie verhält sich weiter *fundo* zu *gutta*? Man nimmt für das Verbum immer Erweiterung mit *d* an, wie sie durch das Germanische, got. *giutan* 'gießen' bewiesen wird. Daß man auch von *ǵheu* + *dh-*, bzw. *ǵhu-n-dh-* ausgehen kann, darüber unten. Das labiodentale *f* wird nun in seiner Entstehung vom labialen *u*-Laut mitbestimmt worden sein, aber ein anderer Umstand trat hinzu: *fundere exercitum, fusi fugatique* usw. lassen sich nicht verstehen, wenn man von der Bedeutung 'gießen' ausgeht; 'schlagen, auf das Haupt schlagen' (*fusus pulsusque* bei Liv.) ist die gewöhnliche Übersetzung. In dieser Bedeutung könnte das Verb zur Wz. *bhau-* 'schlagen, stoßen' gehören, an. *bauta* 'stoßen', lit. *baudžiù* 'strafe' (vgl. *plecto* : πλήσσω) MLN. 15, 237, PBB. 35, 164 und ist so mit idg. *ǵheu-* 'gießen' nachträglich zusammengefallen, vgl. lat. *confūtare* speziell bei Titin. 128: „*cocus magnum ahenum, quando feruit, paula confutat trua*" zur selben W. *bhau-* 'schlagen'. Hierdurch ist die ganze Sippe von *fundo* in Mitleidenschaft gezogen, einschließlich Paul. 81: *exfuti effusi ut mertat pro mersat* und ib. 89: *futtiles dicuntur, qui silere tacenda nequeunt sed ea effundunt* (auch hier wird an *effūtire* gedacht, das in Wirklichkeit zur W. *bhau-* gehört!). *Sic et vasa futtilia a fundendo vocata.* Dieses doppelte *-tt-* führt uns von selbst zu *gutta* hinüber; hier wird auch mit vollem Rechte die Verbindung mit *fundo* aufrecht erhalten, cf. Varro LL. 5, 124: *qui vinum dabant ut minutatim funderent, a guttis guttum, appellarunt ..... In sacrificiis remansit guttus* (also sehr altes Wort). Die Glossen bieten immer *gutus*, s. auch Paul. 98; *guturnium vas, ex quo aqua in manus datur, ab eo quod propter oris angustias guttatim fluat.* Die abweichende Bedeutung 'Tropfen' und vermutlich auch 'Wasserstrahl', für die das Latein sonst kein Wort hat, hat das Wort dem Einfluß von *fundo* 'schlagen', W. *bhau-* entzogen und so die regelmäßige Entwicklung eintreten lassen: *ǵhu* zu *gu-*; *hu-* kommt im Lateinischen nur vor in *humus*, das älter **homos* aus **hemo-* entstand, s. ab. *zemlja* 'Erde' und vgl. alat. *hemon-* 'Mensch' = *homon-*. Das palatale *ǵh* vor dem hinteren *u* ergab von selbst ein kleines Reibungsgeräusch, in dem das ursprüngliche *h* untergehen mußte. *h-* aus *gh-* ist nur regelmäßig und begreiflich vor vorderen Vokalen: *hiems* : χειμών. *fuma terra* in Glossen (s. ALL. 10, 191) ist wohl ein dialektischer Fehlgriff, wenn anders dieser Beleg gesichert ist. Lat. *furca* ist also auch regelrecht mit *f-* aus *ǵh-* vor *ur*, aus *or*, aus *r̥*, s. auch Brugmann BSG. 1895, 36 Anm. wenn zu lit. *žìrklės* 'Schere'. Besser zu Hes. φόρκες· χάρακες, φάρυγξ, s. auch Liv. 9, 2, 6

Varro LL. 5, 97, Ernout Elém. dial. 69), aber auch umgekehrt *hircus* : *fircus* (zuletzt darüber zurückhaltend Walde Gesch. indog. Sprachw. II, 1, 184) wie der Versuch auf der Maniosspange *f* mit *FH*, d. h. *vh* wiederzugeben, lassen sich hiermit gut vereinigen. Am schwersten wiegt aber der Umstand, daß bilabiales *f* einen Laut darstellt, der überaus wenig Bestand hat und im Leben der verschiedensten Sprachen sehr bald in labiodentales *f* übergeht, s. Sievers Phonet.[5] § 324 f., Jespersen Lehrbuch d. Phonet.[2] 17, der sogar kein stimmloses bilabiales *f* mehr beschreibt, s. auch Sütterlin Lautbildung 57 f. und Möller ZDMG. 70, 146 A. Hier hilft nun eine Abhandlung Meillets weiter: dieser Gelehrte hat MSL. 12, 14—34 unter dem Titel *de la différenciation des phonèmes,* auf rein induktivem Wege, also ausgehend von gesichertem etymologischem Material, nicht von phonetischen Erwägungen eine für die verschiedenen Sprachen gültige Stufenfolge der Laute festzulegen versucht. Als Ausgangspunkt nimmt er das Dissimilationsgesetz, wie es Grammont formuliert hat: "partout est évité la répétition d'un mouvement articulatoire, qui devait être fait deux fois", und kommt dann zu diesem Ergebnis: Vokale, Halbvokale; Liquidae, Nasale, Zischlaute (*s*, *š*, *z*, *ž*), Spiranten (*f*, *þ*, *x*), Verschlußlaute. Gerade in dem uns hier interessierenden Punkt, den Verbindungen mit *þ* [1]), sind die Sprachen zwei Wege

---

über die *furculae Caudinae*, das nicht Deminutiv sein kann: W. *bher-* 'spalten' in *forare* usw. Also lat. *gutta* aus **gūtā* sc. *aqua*, vgl. *pluvia, calida* usw., Grf. *ĝheu-to*; für *tt* ist *vitta* aus **vīta* zu *vieo,* ai. *vītá-* 'gewunden', lit. *výtis* 'Weidengerte' ein sicherer Beleg.

[1]) Daß im Uritalischen sämtliche Aspiraten sich zu stimmlosen Spiranten entwickelten, galt lange Zeit als Axiom. Diese Laute hätten sich angeblich nachher im Inlaut wieder Stimmton angeeignet. Warum eigentlich? Die Geschichte dieser Laute im Germanischen und das ganze Verhalten der Konsonanten in den italischen Sprachen sprechen vielmehr für das Gegenteil: *dh, th* wurden ital. *đ*, und dies blieb im Inlaut Ausgangspunkt der Entwicklung, anlautend wurde es der ganzen Entwicklung gemäß stimmloses *þ*. Das vereinzelte λίτρα aus **līþrā*, < **lei-dhra* besagt wenig: jedenfalls ist es eine sehr ungenaue Wiedergabe eines interdentalen Spiranten und ist ohnedies genau dem Paare *gummi* aus χόμμι parallel. Richtig jetzt auch Walde Gesch. indog. Sprachw. II, 1, 182; Sommer hält Krit. Erl. 54, wie neuerdings auch Meillet an der alten gekünstelten Auffassung fest.

gegangen: a. in der Verbindung Spirant + *r*, *l* kann der Spirant entweder zum Verschlußlaut werden oder seine Artikulationsbasis verschieben, d. h. aus *þl* wird *fl*: hier weichen also gerade die O./U.-Dialekte vom Lateinischen ab: osk. staflatas „statutae“ : *stabulum*; b. in der Verbindung Zischlaut + *r*, *l* ändert sich der Zischlaut: aus *s* + *r* z. B. wird entweder *str-* oder *þr*, das letzte im Lat., siehe *frigus* und *funeb-ris* neben *funes-tus.* Fassen wir dies zusammen, so ergibt sich, daß im Lateinischen eine bestimmte Neigung vorhanden war für den interdentalen Spiranten *þ*, der sich stellenweise weiter verschob zum labiodentalen Spirans *f*. Was heißt das phonetisch gesprochen? Schon Jespersen Lehrb.[2] 34 warnt vor der Meinung, als dürfte der Unterschied zwischen *s* und *þ* im Munde nur als „ein reiner Stellenunterschied“ aufgefaßt werden, nein, ein derartiger Übergang weist auf eine unleugbare Disposition hin, die rillenförmige Aussprache des *s* mit der spaltförmigen des *þ* und auch des *b* zu vertauschen, d. h. des *b* während seiner Explosion. Und wenn dann das Lateinische im Inlaut den stimmhaften Verschlußlaut *b*, die Dialekte dagegen den stimmlosen Spirans *f* aufweisen, so heißt das wiederum, daß das Latein eine festere Silbeneinigung kannte, infolge deren der Inlaut sich hier weiter vom Anlaut entfernte und daß die Silbengrenze, gegenüber dem Vokal als Gipfel, den tiefsten Punkt auf der Stufenleiter suchte und somit den Verschlußlaut bevorzugte.

Der Auslaut kann uns hier nur wenig weiterhelfen, wenigstens im Latein. Aber in den Dialekten beobachten wir denselben Hang zum labiodentalen Spirans; hier verweise ich nur auf den Überblick bei Buck Gr. § 110, wo die sämtlichen älteren Phasen von ausl. *-f* verzeichnet sind; in den Dialekten auch inlautend: u. *meſa* ‘mensa’.

So haben denn die italischen Dialekte die Entwicklung ihrer Spiranten ausnahmslos so geleitet, daß eine Verschiebung stattfand gegen das vordere Ende des Mundtrichters, während für *f* (und für inl. *b*) die Artikulationsstelle ein wenig zurückgezogen wurde: es entstand so ein artikulatorisches Gleichgewicht, das mit einem Minimum der Anstrengung ein Maximum der Beständigkeit aufwies. In diesen Zusammenhang

hineingestellt scheint mir die Entwicklung von idg. *dh* zu lat. *b* im Inlaut ein sehr unbedenkliches Postulat zu sein [1]). Daß nur *ĭ* oder *ī* kraft seiner ungerundeten, nichtlabialen Artikulation in die Verschiebung vom interdentalen Spirant zum labiodentalen hemmend eingriff, ist an sich begreiflich und scheint auch aus dem sprachlichen Materiale klar hervorzugehen. Hierzu gehen wir also jetzt über.

Die lautgesetzliche Entwicklung stellen also dar (in Auswahl): *arbōs* (zu ai. *ṛdhnóti* 'gedeiht', wozu Reimwort ist [Güntert Reimwortb. 202] ai. *várdhate, -ti* 'wächst'), dial. *crefrare* : *crībrum*, cf. *crīmen*, dial. *mufro* [2]) (aus *sr*), volkstüml. rom. *plebra* neben *pletra* aus gr. πλέθρον [3]), *tenebrae* aus *tem-* (: ai. *támisrā* 'Finsternis'). Vor *ĭ*, *ī* : *aedis* (: gr. αἴθω; mit dem ON. *Aefulae* kommt man nicht weiter, wrsch. *Ae-f(u̥)la*, Schulze ZGLE. 118, 557, also zur W. *bhū-* 'wachsen'), *condĭtus* und daneben *condīre*, der kürzeste Stamm in *Consus* aus **kom-dh-tó-* (s. auch Wissowa Rel.[2] 201) vgl. ai. zur W. *dō* 'geben' *ā-ttá-* aus *ā-d-tá-* mit *ā*-Präfix, *gradior* (ai. *gṛ́dhyati* 'er schreitet aus', alb. *ngriδem* 'ich bin brünstig' (Jokl Stud. alb. Etym. 63), got. *grids* 'Schritt', lit. dial. *gridyju* 'wandere'), *Gradīvus* mit *i* gegen umbr. *Grabovius* mit *o*, der dialektischen Form, die in den iguvinschen Tafeln vorkommt, darüber zuletzt AJPh. 36, 321, aber *b* statt des zu erwartenden *f* (?), *rādīx* wenn zu ai. *várdhati* 'wächst' und nicht zu got. *waúrts* (idg. *d*) 'Wurzel' (s. Arch. f. sl. Ph. 29, 35, Fick [4]III 397, Wört. u. Sach. 4, 218 über arm. *girk* 'Arm'). Lat. *līber* 'frei', *līberī* 'Kinder' zu gr.

---

[1]) Die gleiche Tendenz beobachten wir in pälign. *afđet* 'abiit', eig. aus **af-i̯it* mit spirantisch gewordenem *i, j*, genau wie im Cymrischen aus *-i̯- d, dd* (= *đ*) entsteht; in nachtoniger Stellung *rhyd* 'frei' aus **prii̯os*, s. zuletzt Morris Jones A Welsh Gr. 99 f. Hier zeigt also das *i* deutlich seine dentale Art.

[2]) *mufro* 'wildes Schaf' (spät) gehört zu *musmo* oder, wie Lucilius sagt, *musimo*; lat. wäre eine Form **mubro* oder *muber*; das letzte ist sicher zu lesen bei Plin. N.H. 8, 199 (überl. *umbros*), Acc. Pl. *mubros*; dazu ist *mufro* mit seinem *-n*-Stamm nur die substantivierte Bezeichnung des Einzelwesens, s. Solmsen Btr. z. gr. Wtf. 53 f.

[3]) Unsicher, denn die Bedeutung 'Trichter' wohl eher als 'Füller' zu *-plēre* denn als 'Maß' aus πλέθρον, s. ALL. 4, 444; skeptisch Meyer-Lübke Rom. Et. Wtb. sv.

ἐλεύθερος ds. zeigt, daß Kontaktwirkung des *r* nicht notwendig ist; dasselbe gilt vielleicht für *lībra* 'Wage, Pfund', denn *delīberare* 'abwägen, erwägen' (schon Paul. 74 M. *deliberare a libella, qua quid perpenditur, dictum*) läßt sich davon nicht trennen; es würde dann, wie gr. κρησέρᾱ 'Sieb' zur W. *qerēi-* (in *cerno*, *crībrum*) + *s-* mit Suffix *-era*, zu lat. *lībare* gehören, vermutlich weil man ursprünglich die Wage mit einem kleinen Wassergefäß auf der einen Seite, auf dem eine Verteilung in Strichen, versah (?), vgl. Hor. Sat. 2, 2, 61 und Rich s. v.

Einige Wörter fordern jetzt noch eine kurze Besprechung. Es sind diese:

arduus. Gehört sicher zur selben Sippe wie *arbor*, vgl. av. *ərəđwa-* 'hoch', gall. *Arduinna*, air. *ard* 'hoch', s. Pedersen K.Gr. I, 114. Genau wie lat. *medius* aus idg. **medh-i̯o-*, so hier *a.* aus *ardh-u̯o-*; das Silbischwerden dieses *u* ist ziemlich spät, nach dem Rhotazismus (IV. Jahrh.) anzusetzen, wie *furvos* aus **fus-uo-* neben *fus-cus* erweist, also schon in einzeldialektischer Periode. So ist es zu erklären, daß im Lat. das nachfolgende *i̯*, *u̯* Schwund des Hauchs (zwischen den Konsonanten *d* und *i̯*) veranlaßte, während das Osk. z. B. mefiaí 'mediae' Lok. hat. Nur *lumbus*, als dessen Grundform man *londh-u̯o-* ansetzt, scheint zu widersprechen; aber dem Lateinischen genügt eine Form **londho-* vollkommen und auch das Germanische bietet zu einer Grf. **lanđwiō*, wie sie zuerst Schmidt Plur. 6 angesetzt hat, gar keinen Anlaß. Auch Meillet Et. v. slave 373 nimmt für das slav. *lędv-*, das den einzigen Grund für diese Grf. mit *-uo-* darstellt, in ab. *lędvĭję* 'lumbi, ψυχή', ein Suffix mit *v* an; vielleicht ist es analogisch hier eingetreten nach *črěvo* 'κοιλία, Bauch'. Das Suffix *-uo-* ist nämlich im allgemeinen bei Substantiven ganz sporadisch und unregelmäßig vertreten, s. Brugmann Gr. [2]II, 1, 207.

infula. Die Verbindung mit W. *nedh-* 'binden' ist unmöglich, denn dies hätte lat. **imbla* ergeben; zur Annahme dialektischen Ursprungs liegt auch nicht der mindeste Grund vor. Mit der Behauptung, *f* sei entstanden dadurch, daß man hier ein Kompositum witterte, mag es seine Richtigkeit haben: wie *insula* aus *in sal-* 'im Meere' entstand, so *i.* aus *in fal-* 'auf dem Kopfe befindlich', vgl. gr. ἐνύπνιον 'Traum'.

nōdus. Zwei homonyme Wurzeln bestreiten hier einander. Das Germ., an. *knūtr* 'Knorren, Knoten', ahd. *knoto* (*-o-* aus *-u-*) weist auf grammatischen Wechsel, idg. **gnú-tó+n-* hin und gehört also zur Sippe von lat. *genu* 'Knie', vgl. Falk-Torp 553; *nōdus* kann man nun aus **gnou-d-* erklären, mit derselben *d*-Erweiterung von *cu-spĭ-d-* (: *spī-ca*), *lapis*, *pecud-* : ai. *paśú-* 'Vieh'. Andere Sprachen weisen auf (*s*)*nĕ+u-* mit verschiedenen konsonantischen Formantien: *dh*, *gh*; das Aind. hat *náhyati* 'knüpft', idg. *ne+gh-* oder *+g̑ʷh*, wie gr. νήχω 'schwimme' zu lat. *nāre*; vgl. ai. *náhuṣ-* 'Nachbar' (?), genau wie osk. nessimas 'proximae', ferner (mit *o*-Stufe?) *nagha-mārá-* 'Teufel-bindend, -bannend', *naghāriṣa-* zu *ariṣa-*, *ari-* 'Feind-bannend'; *negh-* auch in lat. *necto* 'knüpfe' und in Gloss. *noxae colligatae*; Hes. νοσσίδες· ὑπόδημα γυναικεῖον (s. IF. 19, 122) kann auch hierher gehören. Die *dh*-Erweiterung der W. haben wir wieder in gr. νήθω 'spinne' zu lat. *nēre* (mehr bei Boisacq 669); nur osk. nessimas fordert eine Form *nĕdh-* als Basis, denn das ai. *naddha-* ist wohl dem sinnverwandten *baddhá-* 'gebunden' nachgebildet, s. zuletzt Güntert Reimw. 167. Somit könnte hier zur Not auch als Grf. erscheinen: *nogho-do* oder *nogʷho-do-*, das sich parallel dem lat. *nūdus* : got. *naqaþs* 'nackt' entwickelte.

perdo. Die Verbindung mit gr. πέρθω 'zerstöre', wie sehr auch beim ersten Anblick bestechend, ist falsch: schon das Perf. *perdidi* ist mit dem gr. Aor. ἔπραθον und Iterativ πορθέω unvereinbar. Daß schließlich gr. πέρθω eine *dh*-Erweiterung darstellt, die mit dem Stamme von πείρω zusammenhängt und daß περί, *per* und gr. περισσός auf eine Wurzel zurückgehen, ist freilich eine wahrscheinliche Hypothese, die aber doch *perdo* und πέρθω nicht als näher verwandt erweist.

plēb-: wer nur die Stelle Herod. 3, 80 [1]) nachliest, wird sich durch keine lautlichen Schwierigkeiten von der Verbindung mit gr. πλῆθος abbringen lassen; freilich ist hier un-

---

[1]) An der genannten Stelle heißt es: „πλῆθος δὲ ἄρχον πρῶτα μὲν οὔνομα πάντων κάλλιστον ἔχει, ἰσονομίην κτλ. und schließlich: τίθεμαι ὦν γνώμην μετέντας ἡμέας μουναρχίην τὸ πλῆθος ἀέξειν· ἐν γὰρ τῷ πολλῷ ἔνι τὰ πάντα.“

fruchtbar die Meinung Solmsens (Glotta 2, 78 Anm.) mit der Modifizierung von Jacobsohn Χαρίτες Leo 451, daß hier alte Wurzelnomina *-dhēs*, *-dhis* vorliegen und also *plēbēs* 'Vollmachung' bedeute. Das weibliche Geschlecht weist entweder auf ein altes feminines Kollektivum zu πλῆθος, formell wie *sēdēs* : gr. ἕδος (so Schmidt Plur. 145 f.), mir weniger wahrscheinlich wegen des ersten *ē*, oder es repräsentiert im Lat. das gr. πλῆθος, vgl. im Verbum πληθύω und πληθύνω: genau wie aus **suādus* = gr. ἡδύς und lat. *suā(d)uis*, so entstand hier **plēdhuis*, daraus, gestützt durch *plēbs*, *plēps* wie osk. húrz : *hortus*, *damnas* (Verf. Gl. 9, 183), das als ntr. dem gr. πλῆθος parallel ging, ein *plēbis*, *plēbs* fem., s. *dōs* aus **dō-ti-s*. Instruktiv ist in dieser Hinsicht Liv. 3, 64: nach anfänglichem *victoriam tribunorum plebisque* (§ 1, 3), sagt er (§ 8), als er die alte Formel (*recitabat rogationis carmen*) bereits mit sich herumträgt: *tribunis plebi*, um schließlich aus der Formel (§ 10) „*tribunos plebei decem rogabo*" anzuführen; so kommt es, daß er selbst in den letzten eigenen Worten auch *plebei* als Gen. und Dat. verwendet (vgl. auch Fest. 293, 330 M.). Dies *plebei* ist wohl alter Gen. des *i*-Stammes, aus **plebeis* mit Ausfall des *s*, s. O./U. bei den *i*- und kons. Stämmen Gen. S. *-eis*, umbr. *es*, *-er*, vgl. aber auch den alten Dat. S. oder Lok. wie gr. hom. πόληι Brugmann-Thumb 268. Denn so erklärt sich erst das adj. *plebēius*, es sei denn daß man vom langen Lok. *plebēi* + *i̯o-* oder von *plebei* ausgeht. Man vergleiche für derartige Bildungen aus Kasus gr. ὀρεσί-τροφος, θυραῖος neben χαμαι-εύνης, ὁδοι-πόρος, im Lat. *Aequiculus* und dazu Schulze ZGLE. 557 trotz ib. 435 Anm. Schließlich darf der Nom. *plēbēs* sich dann an seinem Gegensatz *patrēs*, s. z.B. Fest. 372 Linds., entwickelt haben.

raudus. Dieses Wort scheint eine Gegeninstanz zu bilden, wenn man es mit Walde zur W. *(e)reudh-* 'rot' stellt. Ich glaube, die lautlichen Schwierigkeiten lösen sich, sobald man *raudus, rodus* mit *rūdera, rodus* 'Geröll, Schutt' zusammenstellt, dazu natürlich *rŭdis* 'unbearbeitet'. Besser als unsere modernen Spekulationen hilft hier das Material bei Fest. 265 M. und Paul. 264: „*rodus vel raudus significat rem rudem et imperfectam; nam saxum quoque raudus appellant poetae, ut Accius eqs.*"; man lese die Stelle mit dem Zitat aus Cincius de verbis

priscis selbst nach. Die drei Wörter gehören also sämtlich zur W. *ghreu* + *d-* 'zermalmen, zerschlagen'. So jetzt, wie ich nachträglich sehe, auch Sommer Krit. Erl. 22 (trotz ib. 52).

Meillet nahm also Assimilation an von *farba* zu *barba*; weitere Belege wußte er nicht beizubringen. Er stellte a. a. O. gegenüber *barba* mit seinem „*-b-* appuyé" *fiber* und *faber*, wo angeblich das intervokalische *b*, weil schwächer artikuliert, nicht dieselbe assimilierende Wirkung auszuüben imstande war. Dies war sicherlich unrichtig, denn *fiber* geht auf **bhe-bhru-* zurück und bedeutet das 'intensiv braune' oder das 'ganz braune Tier', und *faber* hat als Grf. *dhabhro-*, wie eben das angeführte arm. *darbin* 'Schmied' beweist, Meillet Esq. arm. class. 25.

Somit kann in diesen beiden Wörtern von „*b* intervocalique" nicht die Rede sein. Auch lat. *bibo* gegenüber ai. *pibāmi*, wo also Assimilation auch bei intervok. *b* eingetreten ist, läßt sich nicht so leicht aus dem Felde schaffen mit der Behauptung, daß *bi-* hier wahrscheinlich als Reduplikation gefühlt wurde (wann?), denn das Lateinische kennt überhaupt keine lebendige Präsensreduplikation mit *i* (etwa *sero*, *sisto*?).

Stellen wir nun die folgenden Fälle, bei denen die Grundformen sichergestellt sind, nebeneinander:

Lat.	*faba*	aus	*bha-bha*	A = I(a) + II[1])
	faber		*dha-bhro-*	B = I(a) + I(b)
	fiber		*bhe-bhru-*	C = I(a) + I(b)
	glaber		*ghla-dhro-*	D = I(ab) + I(b)
und[2])				
	barba		*bhar-dha*	E = I(a) + I.

Versuchen wir vorläufig aus diesen Entwicklungsgeschichten möglichst objektiv die Belehrung herauszuhören. Für *glaber* hat Walde IF. 19, 103 eine Grundform *ghladhro-* erwiesen, und es ist ihm gelungen, ein Gesetz für diese Aspiraten-

---

[1]) Über diese Zeichen s. u.

[2]) Wörter wie *fīdēs* bilden keine Gegeninstanz: sie sind Ia + II, also aus *bheid(h)-* entstanden.

dissimilation zu finden, dem er diese Form gibt: „in der Anlautgruppe Media aspirata + Konsonant tritt Wandel zu Media + Konsonant ein, wenn die nächste Silbe mit Aspirata anlautet"; beistimmend Collitz Schw. Prät. 122 Anm. Sommer Krit. Erl. 50—64 stellt sich im Gegensatz zu Walde auf den Standpunkt, daß es sich hier nur um eine Artikulationsänderung handelt, die er S. 55 als Assimilation anlautender stimmloser Spiranten an stimmhafte Liquiden oder Nasale umschreibt. Ich glaube, Walde hat recht, nur ist er nicht weit genug gegangen.

Wenn man die oben gegebenen Wörter, A—E, durchmustert und dabei die Möglichkeit einer Hauchdissimilation gegenwärtig hält, so ergibt sich, daß B und C sich in dieser Hinsicht negativ verhalten, D und E positiv, während im Falle A eine Entscheidung unmöglich ist, weil *-b-* idg. *b* oder *bh* sein kann. Welche Ursache waltet hier, wo doch nicht der Zufall sein Spiel treiben kann? Ich will die Antwort möglichst kurz fassen.

Juret hat in seinem Buche *Dominance et résistance dans la phonétique latine* die verschiedenen lateinischen Konsonanten auf ihre offensive und defensive Kraft hin untersucht, und gelangt dort zu dem Ergebnis, daß hier die Schicksale der Konsonanten von ihrer Stellung im Wort abhängig sind; diese Unterschiede beschreibt er dann in Übereinstimmung mit den von den Romanisten gesicherten Ergebnissen wie folgt (S. 10, 107), wobei ich ein wenig vereinfache:

I. Starke Stellung hat der Konsonant, der, selbst postkonsonantisch, eine neue Silbe beginnt: *t* in *cap-tus*, und in *tu* ("car la position à l'initiale du mot est une position après consonne", S. 107); ich notiere das letzte Ia. Auch im Falle von Muta cum Liquida haben wir Stellung I, weil aber in *apro* die Silbengrenze[1]) gerade in dem *p* fällt, indem nur die Explosion hier zur zweiten Silbe gehört, umschreibe ich Ib[1]).

---

[1]) Dies muß auch der Sinn sein, wenn Servius sagt (s. auch Lindsay Captivi S. 41): „*muta enim et liquida quotiens ponuntur, metrum iuvant, non accentum.*" Der quantitative Zuwachs der Silbe bestand also, war aber nicht stark genug, um die Stelle des Akzents zu ändern.

II. Halbstark sind intervokalische Konsonanten.

III. Halbschwach sind silbenschließende Konsonanten, *c* in *ac-tus*.

IV. Schwach sind die ersten Komponenten von Konsonantengruppen außer Muta cum Liquida im Silbenanfang, d. h. im Anlaut oder nach Konsonanten im Inlaut.

Man sieht es, wenn man diese Regeln, die von phonetischen Tatsachen ausgehend vollauf ihre Bestätigung im lateinischen Sprachmaterial finden, wie das Juret eingehend erörtert hat, auf die Frage, die uns beschäftigt, anwendet, so erhält sie sofort ihre Lösung (s. o.). In *barba* ist also schon in recht früher Zeit die Aspiration im Anlaut verloren gegangen.

Hier reihe ich die Glosse *bafer grossus, ferinus, agrestis* an, die bis jetzt noch ihrer Erklärung harrt. Es ist, glaube ich, dasselbe Wort, wie lat. *faber*, das aus einer Grf. *dhabhro-* dieselbe Bedeutungsentwicklung durchgemacht hat, wie gr. βάναυσος, anders gr. ἰδιώτης; hierzu vermutlich ai. *dabhrá-* 'wenig, gering, dürftig' und ab. *dobrŭ* 'passend, schicklich, gut', vgl. arm. *darbin* 'Schmied', s. auch Collitz Schw. Prät. 112 A. In den Dialekten erwartet man **fafer*, und hieraus *bafer* durch Dissimilation? Mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit läßt sich hier nun der EN. *Babrius* anreihen: daß es sich hier in dem isolierten Namen des griechischen Dichters um italienisches Namengut handelt, steht fest, s. Crusius Pauly-Wissowa II, 2657; daneben *Bafrius* CIL. VI, 1056, 4, 43, s. Ernout Elém. dial. 118. Daß wir es in *Babrius* mit einer Ableitung von *barba* zu tun hätten, wie Crusius zur Erwägung stellt, ist sehr unwahrscheinlich, denn die (späte?) Metathesis in *vespa* aus **u̯ebh + s-ā* (spät, denn sonst wäre **vēba* das Resultat gewesen), *viscus* : ἰξός usw. weist gerade in umgekehrte Richtung, wenn auch die lautlichen Bedingungen nicht vollkommen die gleiche sind.

Nur mit dem allergrößten Vorbehalt möchte ich jetzt, um mit der Geschichte von *barba* zu schließen, die Hesychglosse βορθαγορίσκεα· χοίρεια κρέα. καὶ μικροὶ χοῖροι βορθαγορίσκοι. Λάκωνες zur Besprechung bringen; als Männername wird es natürlich als ὅς ὄρθως ἀγορεύει 'der laut redet' gedeutet; sicher

ist dies aber schon für den Männernamen nicht, s. IF. 9, 298 und Thumb Gr. Dial. 107. Aber vom Schweine gesagt läßt es nur die Erklärung als Spitzname zu, ein Gebrauch, der aber nicht mit gr. ἀλέκτωρ 'Hahn'[1]) : ἀλέξω sich annehmlich machen läßt; es kommt hinzu, daß dieser Name sehr wenig geeignet scheint, das Schwein anzudeuten, es sei denn, daß man die antike Deutung *canis a non canendo* zu neuem Leben wecken wollte! Ist es vielleicht ein Äquivalent des lat. *saeti-ger* und demnach zusammengestellt aus βορθᾱ + γορ- : χοῖρος aus **bhordhā*, wobei dann dem γ statt χ eine volksetymologische Umdeutung oder Umbildung zu Grunde läge??

Es erübrigt sich jetzt noch kurz die scheinbar widersprechenden Fälle zu erörtern: *fragro*, *frendo*, *muger* und *taeter* dazu, zur Beleuchtung des erstgenannten Wortes. Über *bibo* an anderer Stelle.

fragro. Mit diesem Verbum ist es sonderbar bestellt. Walde notiert *ā*, aber aus Catull. 6, 8 geht deutlich hervor, daß das *a* kurz war und hier nur von Positionslänge die Rede sein kann; daß dies nicht unmöglich ist, zeigt Lindsay Ausgabe des Captivi S. 41. Erschüttert wird aber diese Folgerung wieder durch *suffragines* 'Hinterbug' bei Tieren, das mit *a*, nicht *e*, wohl auf langes *ā* weist, wenn es nicht vielmehr mit *suffrāgium* zu *frango* zu stellen ist; mit *bracc(h)ium* ist es unvereinbar. Von *fragrare* sind nicht wohl zu trennen an. *brók* 'Hose' aus ig. *-rāg* und ahd. *bracco* 'Spürhund' aus *-răg-nó-*. Solange germ. *b* nicht als Fortsetzung von ig. *g̯ʰh* gesichert ist (s. Streitberg UG. 123, Zupitza Germ. Gutt. 30 ff.), führt keine Brücke zu ai. *jí-ghrati* 'er riecht', *ghrāṇam* 'Geruch, Nase'. Mit einer Grf. **g̯ʰhrā-g̯ʰhrā-i̯o* ist es also nichts. *frag-ro* vom Subst. **frag-rā* wie *flagro* vom Subst. *flag-rā* zu gr. πεδία τὰ Φλέγραια.

frendo. Ags. *grindan* weist auf idg. *ghren-dho.* Aber damit ist das anl. *f* noch nicht erklärt; es durch Einfluß von *fricare* zu erklären, geht nicht an (diese Erklärung bei Walde IF. 19, 100), auch *fremo* liegt zu weit ab. Die spezielle Bed.

---

[1]) Zur Rechtfertigung dieser Deutung vgl. Fränkel Nom. Ag. I 154—157.

'die Zähne knirschen' ist trotz des verwandten *frenum* erst abgeleitet, ursprünglich bedeutete es 'zerreiben', s. Paul. 65 Linds.: *defrensam detritam atque detunsam.* Man kann aber Labiovelar annehmen und gr. χόνδρος 'Korn', adj. χονδ-ρός aus **g^{u}hrondh-ró-* herleiten; wo gr. φρ aus **g^{u}hro* entstand, wie in ἐλαφρός 'leicht, rasch' und νεφρός 'Niere' haben wir, wie schon der Akzent hinreichend deutlich beweist *-ró*-Bildungen einer selbständigen W. (s. Brugmann-Thumb 134): aus **g^{u}hondh-ro* mußte auch im Griechischen nach den obigen Darlegungen (I : Ib)[1]) χόνδρός entstehen, nachdem das erste *r* schon früh dissimiliert war; es ist also unnötig mit Sommer Krit. Erl. 51 eine Form *φόνδρός zu erwarten. In *frendo* ist also die Hauchdissimilation unterblieben, obwohl man nach der Form (Ia, b : I) erwarten konnte, daß das *dh* unberührt geblieben wäre. Und wenn

[1]) Wörter wie χρόμαδος 'Getöse', Ψ 688, zur W. *ghrem-* werden gewöhnlich als *d*-Ableitungen betrachtet, s. Brugmann Gr. ^{2}II, 1, 468. Beispiele sind ebd. χρόμαδος, χολάδες, χέραδος 'Geröll'. Daneben steht W. *grem-* γρόνθος 'Faust, Handvoll', und mit „prothetischem" α : ἀσπάλαθος, γόργαθος : γέρρον 'Flechtwerk', κάλαθος 'Körbchen', das sicher zu καλιά und lat. *cēlare, -culo* gehört. Das heißt also ganz einfach, daß hier das allbekannte Suffix *dh*, nicht *d* vorliegt, das schon vor dem Übergang gr. *dh* in *th* (θ) der Hauchdissimilation anheimfiel. Dieselbe Erscheinung haben wir in θρόμβος : τρόφις, W. *dhrebh-*, s. auch Fick III 203 und in ἀγαθός, denn in diesem Worte weist schon got. *gōds* auf W. *ghadh-*, in welcher Vermutung wir bestärkt werden durch Hes. χαία· ἀγαθή; χαῖος· ἀγαθός (aus *χασ-ιος mit lacon. σ aus θ); das Alter des γ geht schon aus dem „prothetischen" α hervor, das nur vor Medien und sonstigen Stimmtonlauten seine Stelle hat (ἀγάν und ἀγαπάω zu μέγας). In diesem -αδος, -αθος ist wahrscheinlich idg. *-n̥dho-* zu spüren, das im Lat. *-endo-* ergeben hat und so das Gerundivum aufhellt (teilweise schon so Lebreton MSL. 11, 145), eigentlich wohl alte 'Univerbierung' eines Akkusativs mit der W. *dhē-* 'machen, darstellen'. Und wenn dann im Griechischen Formen wie εἴργαθον, ἠμύναθον, ἐδιώκαθον (s. auch κλώθω, das ich zu lat. *colus* stelle, πέρ-θ-ω usw.) begegnen, so kann man sich nicht entschließen, das schwache Präteritum des Germanischen mit Collitz (Schw. Prät. passim) aus Personalendungen oder mit Brugmann (zuletzt PBB. 39, 84 f.) aus *-tō* Bildungen herzuleiten, sondern man kommt auch hier immer wieder zur W. *dhē-* zurück, wenn auch nicht mehr bewußte Komposition gerade im Urgermanischen stattgefunden zu haben braucht. Daß endlich im Griechischen sämtliche adverbiale Bildungen auf -δον, -δην, -ινδα (∼ Lat. Gerundium??) auch hierher zu ziehen sind, ist unbeweisbar (Material bei Kühner-Blass II 306).

dies auch tatsächlich sich erhalten hat und dennoch nicht *b*, also **frembo*, sondern *d* ergeben hat, so ist es leicht, die Ursache dessen einzusehen: das dentale *n* nach *e* hat die Verschiebung von *d* nach *b* unmöglich gemacht und so die historische Form ergeben, und dieses Endresultat, *d* aus *dh*, hat auch dem anl. *g^{u}h* seine Aspiration belassen. In *lumbus* aus **londh-(u)os* hat das gerundete *o* die Entwicklung nach *b* hin gefördert.

muger, Fest. 158 M.: „*dici solet a castrensibus hominibus quasi muccosus, is, qui talis male ludit.*" Bei Petron steht 58: *mufrius non magister;* wenn dies nicht zur schallnachahmenden Wz. *mu-* in *muttire* (und auch in gr. μῦθος : W. *dhē*) 'Muchsen' gehört, ist es wohl hierher zu stellen, aber nicht weiter mit *mufro* (s. o.) als 'Schafkopf' zu verbinden. Walde IF. 19, 102 will für *muger* keine Grf. *mug^{u}hr-* gelten lassen, weil *febris* und ital. *nefro-* 'Niere' hier die Vertretung *f/br* als lautgesetzlich erweisen. Nichts hindert uns aber hier dissimilierende Wirkung des vorhergehenden *u* anzunehmen, für die im Gr. wohlbekannte Parallelen vorliegen in βουκόλος : αἰπόλος; oder die Labialen können dazu mitgewirkt haben, wie das im Gr. für ἀρτοκόπος : ἔπεψα usw. nach Solmsens richtiger Deutung beobachtet wird, s. jetzt Brugmann-Thumb 137. Anders liegt die Sache bei *nefro-* in lanuv. *nebrundines*, pränest. *nefrones* in der allbekannten Stelle Fest. 162 M. (274 auch *nefrundines*), anders auch in *febris*, dessen Verwandtschaft mit ai. *dáhati* 'brennt', gr. τέφρα 'Asche', unverkennbar auf *dheg^{u}hri-* hinweist; weder für *u*-Dissimilation, noch für Hauchdissimilation besteht hier irgendwelcher Grund (Ia : Ib), genau wie oben in *faber*, *fiber*.

taeter. Daß dieses Wort mit *taedet* zusammengehört, liegt auf der Hand; aber woher das *-t-*? Einfluß des Komparativsuffixes *-t(e)r-* anzunehmen, wäre wohl völlig aus der Luft gegriffen. So bequemt man sich zur Annahme eines Wandels von inl. *tr* zu *dr*; aber sobald wir uns vor Augen halten, daß in den Dialekten gerade umgekehrt *pr* sich in *br*, *tr* in *dr* wandelt, *kn* in *gn* (auch im Lat. *dig-nus* : *decet*), wagen wir es nicht mehr das so bestimmt zu behaupten. Die Formel dieses Wortes ist wieder I(a) : Ib; hier hat sich also das gleiche

Prinzip für Stimmtonassimilation, aber natürlich in entgegengesetzter Richtung bewährt, so auch in dem abgeleiteten *tetricus*.

Aber wie steht es mit *bibo*? Denn bei derselben Betrachtungsweise würde man bei seinem I(a) : II entschieden *pipo* erwarten, das auch an *pōtare*, *pōculum* seine Stütze hätte. Die Dialekte helfen uns hier nicht weiter, denn falisk. *pipafo*, *pafo* 'bibam' Fut. (vgl. zuletzt BphW. 1911, 466) gibt die Form in dem vom Etruskischen beeinflußten Alphabet, in dem keine eigenen Zeichen für die Mediae bestanden, vgl. *cupat* 'cubat' Es ist dies um so eigentümlicher, als von den möglichen Kombinationen in einheitlichen Stämmen, also ohne Ableitungssuffixe, Med. + Vok. + Med. in Übereinstimmung mit der indogermanischen Grundsprache (s. Meillet Introd.[2] 146) fast nicht vorkommen, und wo dies der Fall zu sein scheint, in Wirklichkeit Med. + Vok. + Med.-Asp. vorliegt, Med. + Vok. + Ten. sich im Lat. auch fast nicht findet, was in sich schon einen Fingerzeig enthält, daß in den scheinbar sich ausnehmenden Fällen (ich fand nur *botulus*, *decet*, *dīco*, *gutta*) Ableitungssuffixe vorliegen: *dei* + *k*- ist offenbar das Causativum der W. *dei*-, gr. δέ(ι)ατο 'scheinen, sich offenbaren' usw. Die Verbindung Ten. + Vok. + Med. dagegen ist den italischen Sprachgewohnheiten vorzüglich angemessen (s. u.): es ist demnach nicht abzusehen, was denn gegen eine Form **pibo* von lautlicher Seite ins Feld geführt werden könnte. Ich glaube aber, daß diese Eigentümlichkeit uns für jetzt zu weit von unserem Thema abführen würde, weil eine Erklärung hier nur außerhalb der italischen Dialekten, sogar außerhalb des Indogermanischen sich gewinnen läßt.

Es erübrigt sich also noch einmal kurz zusammenzufassen, was oben angedeutet wurde. Ich behalte mir vor, es künftighin weiter auszubauen und fortzuführen.

I. Ig. *dh* gab im Italischen an und für sich einen Labial: *f*, *b*.

II. Die Aspiratendissimilation in derselben Sprache geht weiter, als Walde seinerzeit annahm, und richtet sich nach der Stellung der Konsonanten im Wortkörper.

III. Auch fürs Griechische ist die Hauchdissimilation weniger einförmig vor sich gegangen, als man bisher annahm.

Vermutlich hat man dort mit einer älteren Phase zu rechnen, in welcher diese Dissimilation statt einer Tenuis noch eine Media zeitigte.

Den Haag, Mai 1917. F. Muller Jzn.

Alte Probleme.

Zu einigen Streitfragen, die schon sehr verschiedene Lösungsversuche hervorgerufen haben, möchte ich mir erlauben ein paar neue Vermutungen zu äußern, in der Hoffnung, daß sie in dem einen oder andern Punkt der Wahrheit näher kommen. Beweise habe ich freilich nirgends in Händen.

1. ἐσθίω, ἔσθω.

Brugmann (IF. 32, 63 ff.) sieht in ἐσθίω eine auf den alten Imperativ εσθι gegründete Form. Das ist auch mir seit lange wahrscheinlich; doch hatte ich mir die Entwicklung anders, etwas weniger grammatisch gedacht. Brugmann läßt ἔσθιε nach dem Aorist πίε aus εσθι umgebildet sein und betrachtet ἔσθειν als ungenaue Schreibung für εσθι̯ειν. Mir scheinen die Verben aus der Kinderstube und Kindersprache zu stammen. Nichts stellt bekanntlich die Geduld der Mütter oder Pflegerinnen der dem Säuglingsalter entwachsenen Kinder auf eine härtere Probe, als sie essen zu machen, da sie bei dieser Tätigkeit unerträglich zu trödeln pflegen. 'Iß! iß!' ist daher die von den Kindern jenes Alters am häufigsten und eindringlichsten gehörte Form des Verbs. Ich glaube, daß ἐσθίειν und ἔσθειν nichts anderes sind als zwei verschiedene Versuche, den Imperativ εσθι in Flexion umzusetzen; sie bedeuten also eigentlich 'iß-machen', 'die mit 'iß!' bezeichnete Handlung vollziehen'.

Man kann daran denken, daß auch εὕδειν derselben Sphäre seinen Ursprung verdankt (vgl. Wood, Class. Philology 9, 148 f.). Gewisse Kinder sind nur 'lieb', wenn sie schlafen und so auch ihre Umgebung schlafen oder in Ruhe lassen. So könnte εὑδ- aus σεσῡδ- entstanden sein und, wie das transitive ved. *suṣūdima* 'wir haben schmackhaft gemacht', zu ἁνδάνειν √ *su̯ād*- gehören. Freilich sind Beispiele für gr. ῡ aus Kontraktion von *u̯* und

demjenigen Schwa, das im Griechischen als α erscheint, nicht leicht zu finden. Doch ist wohl εὖνις (aind. *ūnáḥ*) neben got. *wans* lat. *uacare uānus* (aus **u̯asnos* = air. *fann* kymr. *gwan* 'schwach'?) ein solches; sicher, wenn, wie wahrscheinlich, das Verb ἐᾶν dazugehört. Got. *sūtis* 'ἡσύχιος, ἐπιεικής' fügt sich dann sehr gut ein.

2. Griech. τι̯, θι̯.

Die Frage, warum intervokalisches τι̯ θι̯ in den griechischen Dialekten, die σσ nicht stets bewahren und in denen τσ nicht zu ττ geworden ist, zweierlei Gestalt angenommen hat, ist noch nicht befriedigend beantwortet. Die Tatsache ist bekanntlich die, daß in den isolierteren Wörtern das Attische und Ionische σ, aber in den Präsentien auf -ι̯ω, den Feminina auf -ι̯α und den Komparativen auf -ι̯ων jenes ττ, dieses σσ zeigt: Typus τόσος aus τοτι̯ος, μέσος aus μεθι̯ος gegen πάττω πάσσω aus πατι̯ω, ἐρέττω ἐρέσσω aus ερετι̯ω, πλάττω πλάσσω aus πλαθι̯ω, κορύττω κορύσσω aus κορυθι̯ω; κρείττων κρέσσων aus κρετι̯ων; μέλιττα μέλισσα aus μελιτι̯α. Die Auskunft, daß hier eine Vermischung mit Wörtern auf ursp. κι̯- χι̯- stattgefunden habe, ließe man sich wohl für die eine oder andere Klasse gefallen; aber daß sich zufällig bei allen dreien derselbe Vorgang vollzogen hätte, ist doch wenig glaublich.

Jedenfalls muß die Erklärung darauf fußen, daß die zweite Entwicklung sich nur in Klassensuffixen findet. Ich möchte daher die Frage aufwerfen, ob sich die drei Fälle nicht am leichtesten durch die Annahme vereinigen lassen, daß, nachdem bereits altes τι̯ und θι̯ zu τσ geworden waren, das ι̯ nach andern Mustern derselben Wortklasse restituiert worden ist, so daß ερετσω zu ερετσι̯ω, κρετσων zu κρετσι̯ων, μελιτσα zu μελιτσι̯α umgebildet wurde. Die Fälle würden also die bekannte Häufung desselben Suffixes darstellen, die wir in Ζῆ-ν-α, spätgr. μητέρ-α-ν, spätlat. *min-im-issimus* u. ähnl. beobachten[1]). Das würde allerdings voraussetzen, daß zur Zeit, als der Wandel

[1]) Die mittelalterliche Aussprache *justitsïa* für volksmäßiges *-itsa* (ital. *-ezza*), älteres *-itïa*, die zuerst Papirius (Papirianus?) bei Cassiodor (Keil VII 216) lehrt, bietet keine vollständige Parallele, weil sie gelehrtem Anschluß an das Schriftbild und an die Silbenzahl in älteren Gedichten ihren Ursprung verdankt.

von τι̯ ϑι̯ zu τσ schon vollzogen war, sich ι̯ in Parallelformen noch fand, etwa in κι̯ χι̯ — wie ja im Lateinischen *ti̯* eine geraume Zeit früher zu *ts* wurde, als die Affrizierung von *ci̯* stattfand — oder daß wenigstens andere Laute damals noch mouilliert wurden, etwa τεκταν΄ω oder -αν΄ν΄ω gesprochen wurde, so daß sich darnach ερετσω zu ερετσ΄ω (mit mouilliertem *s*) umgestalten konnte.

Leider muß ich freilich den strikten Beweis, daß τσι̯ (oder τσ΄) zu att. ττ ion. σσ wurde, schuldig bleiben. Das einzige, was ich beibringen kann, ist die alte, an sich nicht unwahrscheinliche, aber von vielen bestrittene Zurückführung von καττύω κασσύω (mit dem Substantiv καττύς) auf κατ-σι̯ῦ(ι̯)ω. Dabei muß ich selber bekennen, daß die gekürzte Präpositionsform κατ- statt κατα- vor einem Konsonanten namentlich im Attischen verwunderlich ist. Aber unwahrscheinlich wird darum der Lautwandel, der Zusammenfall von τσι̯ und κι̯, an sich nicht; jenes mochte eine intensivere Affrikata ergeben als bloßes τσ.

Daß die große Klasse der Feminina auf -ι̯α oder -΄α und der Komparative auf -ι̯ων oder -΄ων die Dentalstämme affizieren konnte, ist leicht verständlich[1]. Daß aber auch beim Verbum, wo seit alters viele Bildungen ohne ι̯ daneben lagen, nicht selten schon charakterisierte Präsensstämme aller Art durch ι̯ erweitert worden sind, ist wohl allgemein anerkannt. Ich erinnere nur an Fälle wie κλι-ν-ι̯ω lesb. κλίννω att. κλίνω, τιταν-ι̯ω τιταίνω, πλαγγ-ι̯ω πλάζω. Daß bei manchen Dentalstämmen eine schärfere Kennzeichnung des Präsens schon darum erwünscht sein mochte, weil das Futurum mit dem Präsens zusammenfiel, ist schon von anderer Seite betont worden. Denn πλαϑ-ι̯ω und πλαϑ-σω mußten ja dasselbe ergeben: urgr. πλατσω att. πλάσω; das konnte die Umbildung des Präsens πλατσω zu πλατσι̯ω (πλατσ΄ω) begünstigen.

Freilich dafür, daß das ι̯-Suffix auch sonst doppelt verwendet wurde, habe ich nur ein unsicheres Beispiel. Es ist

[1] Gleichzeitig mit der Umbildung von μελιτσα zu -τσι̯α (oder -τσ΄α) müßte natürlich auch τιϑεντσα zu τιϑεντσι̯α (-εντσ΄α) umgebildet worden sein; aber nach dem frühen Schwund von τ hinterließ das ι̯ oder die Mouillierung keine Spur.

οἰκτίρω lesb. οἰκτίρρω[1]) von οἰκτρός gegenüber ἐχθαίρω von ἐχθρός. Wir haben einige Fälle, in denen silbische Liquida + i̯ zu i + Liquida umgestellt erscheint. So sicher in μέδιμνος (μεδίμνος) 'Scheffel', das eine deutliche Weiterbildung des Neutrums *medmn̥ ist, das man in Ἀγα-μέμνων (für -μεδμων -μενμων) sieht; also ursp. *medm̥ni̯os* ist zu -ιμνος geworden. Die Konstruktion einer Grundform μεδι-μων bei Solmsen, Beitr. z. gr. Wortforschung 41 f. 67, steht in der Luft. Ebenso scheint mir μέριμνα am natürlichsten auf μερm̥νι̯α zurückzugehen. Die Parallele der gotischen Neutra *witubni fastubni waldufni* und der Feminina *wundufni fraistubni* (ursp. *-m̥ni̯o-*, *-m̥ni̯ā-*) liegt auf der Hand[2]). So könnte οικτr̥ι̯ω in alter Zeit zu οικτίρω geworden sein; οἰκτίρρω οἰκτίρω, die eine Grundform οικτιρι̯ω verlangen, würden dann dieselbe Umbildung zeigen, die wir bei πλατσι̯ω usw. annehmen[3]). Denn für ein Grundwort οικτι-ρος bietet die Überlieferung keine Grundlage.

Bei πτίττω πτίσσω halte ich die Annahme für die wahrscheinlichste, daß zu ἔπτισα (*ἔπτισσα) ein neues Präsens nach Mustern wie πλάττω πλάσσω zu ἔπλασα gebildet worden ist (Lagercrantz, Zur griech. Lautgeschichte 80 f.).

3. ἥματος.

Über die Art, wie die neutralen *n*-Stämme im Griechischen zu *t*-Stämmen geworden sind, herrscht keine Übereinstimmung[4]). Gegen die Gleichstellung des Genitivausgangs -τος mit dem adverbialen -τος in ἐντός u. ähnl. (Fick) bleibt der alte Einwand bestehen, daß jeder Nachweis fehlt, daß im Griechischen dieses Suffix von den adverbialen und pronominalen Stämmen auf das Nomen übergesprungen ist, wie im Altindischen und im Lateinischen. Gegen die Gleichung στρώματα — *stramenta*, daß sich ebensowenig beweisen läßt, daß das im Altindischen und Lateinischen übliche Substantivsuffix *-m̥tom* schon ur-

---

[1]) Vgl. Debrunner IF. 21, 205.

[2]) IF. 8, 208.

[3]) Etwas anders Prellwitz, KZ. 47, 298. Mit μάγειρος μάγιρος (Kretschmer, KZ. 31, 377) läßt sich nicht operieren, da es sich der Bedeutung nach zweifellos um ein Wanderwort handelt.

[4]) Zuletzt Brugmann-Thumb 283.

sprachlich lebendig war. Denn das einzige hiefür angeführte Beispiel **k̂léumn̥tom* aind. *śrómatam* ahd. *liumunt* ist ganz besonderer Art, weil sich hier offenbar das Wort für 'Hören, Gehörtes' (**k̂léumn̥* avest. *sraoma*) an **mn̥tóm* aind. *matám* 'Gedachtes, Meinung' angeschlossen hat. Auch daß etwa speziell im Griechischen substantivierte Neutra von Adjektiven wie ϑαυματός mit verschobenem Akzent einst eine Rolle gespielt haben, läßt sich nicht wahrscheinlich machen. Kretschmers Annahme (KZ. 31, 346), das Eindringen der vollen Suffixform -ϝεντ- an Stelle von -ϝατ- im Neutrum der Adjektive wie χαριϝεντ- falle später als der Abfall von -τ, so daß einst eine neutrale Flexion χαριϝα χαριϝατος das Muster abgeben konnte für ῥεῦμα ῥεύματος (wonach dann auch ἧπαρ ἥπατος), läßt sich gewiß hören. Vielleicht kann man dagegen sagen, daß, wenn dann eine so große Klasse von Wörtern auf -α -ατος vorhanden war, das völlige Verschwinden dieser Flexion beim Adjektiv etwas auffällig ist; namentlich aber liegen jene Adjektive und die Neutra auf -μα begrifflich ziemlich weit auseinander. So wird man immerhin andere Erklärungsversuche daneben stellen dürfen.

Vielleicht haben hier, wie so oft, kleine Ursachen große Wirkungen gehabt und ist die Erscheinung von wenigen, aber häufig gebrauchten Beispielen ausgegangen. Als solches möchte ich das alte griechische Wort für 'Tag', hom. ἦμαρ ansehen. Wie oft 'Tag' und 'Nacht' sich in der Flexion beeinflußt haben, ist bekannt; vgl. etwa Joh. Schmidt, Plur. der Neutra 207, Fränkel KZ. 43, 201. So möchte ich vermuten, daß urgriechisch nach νυκτός, νυκτί zu νύξ, wo -τος -τι als Endungen empfunden wurden, ἄματος ἄματι neben ἄμανος ἄμανι zu ἄμαρ gebildet worden sind. Denn wir werden wohl anzunehmen haben, daß, wie im Präsens κάμνω δάκνω neben ἁμαρτάνω, ληϑάνω λανϑάνω usw. stehen, so einst bei den nominalen *n*-Stämmen nach langer Silbe -αν-, nach kurzer -ν- erschien. Der Plural ἄματα usw. schloß sich dann von selbst an. Das Schwanken zwischen -ν- und -(α)τ-Bildung wäre dann auf andere *n*-Stämme übertragen und schließlich zu Ungunsten der ersteren beseitigt worden; wenn die Beispiele κάρηνα (aus καρασνα) IF. 18, 429, βέλεμνα 21, 176 richtig als Reste der

alten Flexion gedeutet sind, früher bei den langsilbigen mit ursp. -αν- als bei den kurzsilbigen mit -ν-.

4. Altindisch *dadáu*.

Die Erklärung des *-u* im Perfekt *dadáu dadháu tastháu* usw. hat man, glaub ich, zu weit gesucht[1]). Soviel ich sehe, hatte einfach jedes auslautende *-ō* im Indogermanischen eine Nebenform *-ōu*, wohl als lautliche Entwicklung in gewissen Stellungen, etwa in Pausa. So standen schon ursprachlich in der I. und III. Sg. **stestōu* und **stestō* regelrecht nebeneinander wie noch vedisch *papráu* und *paprā́* oder wie aind. *dadháu* neben av. *daδa*. Das *-ō* war das Kontraktionsprodukt des stammschließenden *ō* mit den Personalendungen *-a -e*.

Ebenso hat der vedische Dual Parallelformen auf *-au* und *-ā* (vgl. air. *dau* akymr. *dou*). Und auch hier ist die natürlichste Erklärung die, daß die Endung idg. *-ō -ōu* aus dem Stammauslaut *o* und der Dualendung *-e* (gr. -ε) kontrahiert war. Aber ich gebe zu, daß die, welche eine Dehnung des im Gen. ind. *-ōḥ* slav. *-u* erscheinenden Diphthongs darin sehen, nicht direkt zu widerlegen sind.

Daß auch in der I. Sg. Präs. Ind. und Konj. auf *-ō* eine Nebenform auf *-ōu* vorkam, scheint mir der gotische Konjunktiv *bindau* (**bhendhōu*) neben indikativischem *binda* (**bhendhō*) gāth. *spasyā* zu zeigen; ich halte ihn mit Bezzenberger (Beitr. 26, 152f.) für den alten Konjunktiv und sehe keinen Grund mehr, eine angetretene Partikel *-u* oder dergleichen anzusetzen. Daß man für den Konjunktiv vollere Formen gegenüber dem Indikativ bevorzugt, läßt sich verschiedentlich in den Sprachen beobachten.

Die Annahme, daß die Richtungsadverbien auf *-ō* wie gr. ἄνω ἔξω lat. *quō eō* eine vollere Endung *-ōu* hatten, erklärt wohl den Vokalismus von *hūc* aus **hōu-ce* (*istūc*, *illūc*), das von jenen loszureißen mir nicht statthaft scheint. Die Nebenformen wie *istōc illōc hōc* sind aber wohl durch die Formen ohne *-c* wie *istō illō* beeinflußt, stellen also nicht etwa die alten Dubletten auf bloßes *-ō* dar. Gegen die Entwick-

---

[1]) S. Brugmann, Grundr. II² 3, 457

lung von inlautendem *ōu* zu *ū* läßt sich nicht *bōs* anführen, das wohl nicht direkt auf **bōus* zurückgeht, sondern zum alten Akkusativ **bōm* umbr. bum aind. *gām* gebildet ist wie *diēs* zu **diēm diem*. Übrigens ließe sich auch Einfluß des *-ŏu̯-* der andern Kasus auf die Färbung des Nominativs annehmen. Altir. *dau*, *dō* 'zu ihm, hin' möchte ich wenigstens zweifelnd anführen, da es auf **tōu* weisen kann.

Dagegen trage ich Bedenken, umbr. *ulo* 'illuc' (neben *pue* 'quo' aus *pō + ī*) auf **ōlōu* zurückzuführen, so daß *-ōu* wie *-ŏu* behandelt wäre, vgl. Dat. *trifo* aus **trifŏu*. Es kommt darauf an, ob man in den Nominativen karu, tribḍiçu den Abfall eines *-f* annimmt oder nicht. Denn den alten Nominativausgang von *n*-Stämmen auf ursp. *-ōu* (neben *-ō*) glaub ich ziemlich sicher in den oskischen Formen wie úíttiuf fruktatiuf tríbarakkiuf (Abella-Nola), vielleicht statíf (Agnone) zu erkennen; *-i̯ōu* war wohl über *-i̯ūv* zu *-i̯ūf* (woraus dialektisch -íf?) geworden. Wenigstens verstehe ich nicht, wie man dieses -iuf immer wieder auf *-i̯ōns* zurückführen will, da doch der einzige sichere Fall für älteres *-ns* im Oskischen, der Akk. Plur. den Ausgang *-ss* gegen umbr. *-f* zeigt[1]. Leider ist ganz unsicher, ob osk. essuf *esuf* umbr. *esuf* 'selbst' in der Endung zu avest. *hāu* aind. *asáu* gestellt werden darf, was eine direkte Bestätigung des angenommenen Lautübergangs wäre, aber die Deutung von umbr. *ulo* aus **ōlōu* ohne weiteres beseitigen würde.

So finden wir überall, wo man in Wörtern, die in Pausa stehen können, theoretisch den Ausgang *-ō* ansetzen würde, Spuren einer Nebenform *-ōu*. Es ist anzunehmen, daß eine Sprache, die *-ō* in *-ōu* übergehen ließ, auch *-ē* in *-ēi* wandelte; aber dafür mangeln mir Belege.

5. Der altindische Dativ auf *-āya*.

Wie die Bildung des Dativs der alten *o*-Stämme, aind. *áśvāya dānáya* zu erklären ist, steht noch dahin. Denn die Vermutung, es sei *-a* der Rest einer Präposition, die sich an den Dativ auf ursp. *-ōi* avest. *-āi* angehängt habe, steht auf

[1]) Über das unsichere staíef|fud oder taíef|fud s. Buck IF. 12, 17.

allzu morschen Füßen und wird wohl allgemein nur als ein dürftiger Notbehelf empfunden. Mich will es immer bedünken, der Ausgang *-ya* des Dativs müsse mit dem *-ya* des Genitivs in irgend einem Zusammenhang stehen, etwa folgendermaßen. Da Formen wie n. *dānásya* und *nắmnaḥ* (vor *t-*: *nắmnas*), m. *jitásya* und *gojítaḥ* (*-jítas t-*) nebeneinander lagen, so konnte, wenn auch die Nominative *dānám* und *nắma*, *jitáḥ* und *gojít* sich nicht deckten (doch Akk. *jitám* und *gojítam*), leicht das Gefühl entstehen, als ob die ersten Formen gegenüber den zweiten das Plus eines *-ya* enthielten, und das mochte wohl dazu führen, auch andern Kasus des ersten Formensystems solche vollere Gestalt zu geben, also den kurzen Dativ auf *-āi* ähnlich zu erweitern. Beim Pronomen, wo der Dativ *tásmai* neben *tásya* durch das *sm*-Suffix gewichtigere Gestalt hatte und mit dem Genitiv gleichsilbig war, lag das weniger nahe.

Den Weg, auf dem *-āya* zustande kam, kann man sich auf verschiedene Weise ausdenken. Es könnte zur Zeit, als für *-e* noch *-ai* gesprochen wurde, nach dem Verhältnisse der Genitive auf *-as* und *-asya* für das *-āi* der konsonantischen Stämme ein *-aiya -ayya* bei den *a*-Stämmen eingeführt worden sein. Daß indisches *-āy-* zum Teil auf *-ayy-* zurückgeht, zeigt die vedische Flexion: *rayíḥ*, *rayím*, *rayíbhiḥ*, *rayīṇám*, aber bei vokalisch anlautender Endung: *rāyáḥ*, *rāyé*, *rāyắ* (N. Pl. *rắyaḥ*), in der überall, wo man *-ayy-* erwartet, *-āy-* dafür eingetreten ist[1]). Allein hier handelt es sich um keinen indischen Vorgang, sondern um einen sehr viel älteren. Das zeigt nicht nur der avestische Gen. *rāyō* (neben Akk. *raēm* = ind. *rayím*), sondern namentlich auch die italische Stammform lat. *rē-* umbr. *rē- rī-* aus *rēi̯-*. Im Indischen selber wird **-aiya-* vielmehr zu *-eya-* : *somapéyam*, *āditeyáḥ* usw.

Darum wird eher anzunehmen sein, daß das verlängernde *-ya* sich an den alten Dativ der *a*-Stämme auf *-āi* angehängt

---

[1]) Lanman, Noun-Inflexion in the Veda 431. Auf diese Beobachtung, die meist von denen übersehen wird, die von der Flexion von lat. *rēs* handeln, hat mich vor Jahren Wackernagel aufmerksam gemacht. Der spätere Akk. *rắm* tritt erst einmal im 10. Buch des Rigveda (X 111, 7) auf, kann also mit lat. *rem* nicht direkt identifiziert werden.

hat, *-āya* also aus *-āyya* entstanden ist. Gegen die vorauszusetzende Vereinfachung von *-yy-* hinter langem Vokal spricht, soviel ich sehe, kein Beispiel; in Wörtern mit *-āyya-* wie *śravā́yyaḥ vidā́yyaḥ* handelt es sich überall um erst nachvedische Umgestaltung von dreisilbigem *-āyiya-*, so daß sie für die frühere Periode, in der der Dativ auf *-āya* entstand, nichts aussagen. Weniger nahe liegt eine dritte Möglichkeit, daß von Anfang an die Dativendung *-āi* im Anschluß an das genitivische *-ya* einfach um *-a* erweitert worden ist.

Es ist anzunehmen, daß zu der Zeit, als der Dativ auf *-āi-ya -āyya* zunächst als Nebenform zum alten *-āi* entstand, auch andere Singularkasus der *a*-Stämme solche Erweiterung erfahren konnten. Vielleicht geht in jene Zeit die Nebenform der Absolutive ved. *hatvā́ya hitvā́ya* neben *hatvā́ hitvā́* zurück. Sie gehören ja freilich nicht zu *a*-Stämmen, könnten aber leicht darauf beruhen, daß es einst bei diesen Instrumentale wie **hatā́ya* neben **hatā́*, **mahitvā́ya* neben *mahitvā́* gegeben hat. Als der Dativ sich zu *-āya* entwickelte, wäre die nun zweideutige Form bei den *a*-Stämmen durch das pronominale *-ena* abgelöst worden, während die außerhalb der Flexion stehenden Absolutive noch eine Zeitlang erhalten blieben.

6. Lat. *paullisper.*

Die künstliche Erklärung von Brugmann IF. 27, 244 f., der *paulli-sper* trennen will und so diese Wörter auf *-isper* von *parum-per sem-per* losreißt, wird nicht viele überzeugt haben. Mir scheint *paucis* den Ausgangspunkt zu bilden. Dieser Dat.-Abl. von *pauca* (*uerba*) wurde im Altlatein offenbar viel gebraucht; vgl. *paucis te uolo* Ter. Andr. 29, (*philosophari est mihi necesse*) *paucis, nam omnino haud placet* Ennius (Vahlen) Scen. 376. Er scheint in solchen Redewendungen seinen Kasuscharakter etwas eingebüßt zu haben, da Terenz Andr. 536 sagen kann: *ausculta paucis*, obschon *auscultare* in der Bedeutung 'hören' in jener Zeit mit dem Akkusativ, nicht mit dem Dativ verbunden wird[1]). *Paucis* hatte sich offenbar der Bedeutung 'ein bißchen, auf kurze Zeit' genähert. Ich

[1]) S. Bennett, Syntax of Early Latin II 118.

vermute, daß darnach *paullis-per* für **paullum-per*, dann *pauxillisper*, *tantisper*, *quantisper*, *aliquantisper* gebildet wurde. Frägt man, weshalb dann *parumper* unverändert geblieben ist, so ist darauf zu antworten, daß *paullis tantis* immer noch mögliche Kasusformen waren, wenn auch nicht in die Konstruktion passende, während man *parum* nicht flektieren konnte, da man es ja nicht mehr als Neutrum von *paruos* fühlte.

7. Lat. *hic*, *iste*.

Ich habe Rhein. Mus. 43, 352 die neutralen Pronomen umbr. este *este*, osk. ekík paelign. *ecic* als aus **estid* **ekid-k*(*e*) entstanden gedeutet, und einige sind mir darin gefolgt. Doch möchte ich heute este und ekík in der Endung nicht mehr von den maskulinen lateinischen Formen *iste hĭc* (jünger *hicc*) trennen. Der fast völlige Untergang des gebräuchlichsten indogermanischen Demonstrativpronomens *so sā to- tā-* im Italischen bis auf wenige adverbiale Formen wie *tum*, *tam*, *topper* und ein paar altlateinische Reste wie *sum sam sos* erklärt sich wohl am besten so, daß einst Begriffe wie 'dieser' durch eine Verbindung dieses Pronomens mit unflektierten, etwa 'hier' bedeutenden Partikeln ausgedrückt wurden. Stand jenes proklitisch vor einem Substantiv, so hingen sie sich enklitisch an dieses an, wie in altir. *in fer sa, in fer sin,* frz. *ce livre-ci*, *ce livre-là* usw. In solchen Verbindungen kann der erste Teil überflüssig und unterdrückt werden, wie in neufrz. *pas* für *ne . . pas*. Ich denke, daß *hi*[*ce*], *eki*[*ke*][1]), wohl auch *este* (*iste*) solche deiktische Adverbien waren, die, als sie auf diese Weise zur vollen Bedeutung von Demonstrativpronomen gelangten, dann auch volle Flexion annahmen[2]). Doch blieb die alte Form als Nominativ Sg. bestehen, im Lateinischen als maskuliner. Im Oskisch-Umbrischen sind sie als neutrale Akkusative (und damit auch als Nominative) bezeugt. Ob aber der maskuline Nominativ dort verschieden gebildet oder vom Neutrum ungeschieden war, dafür fehlen

---

[1]) Das enklitische *-ke* trat natürlich erst fest an, als die vorhergehenden Bestandteile vollbetonte Pronomen sein konnten.

[2]) Ähnlich, doch in Einzelheiten abweichend, Brugmann, Demonstrativpron. 69. Vgl. Meillet, MSL. 19, 50.

einstweilen Belege. Doch läßt die Endung in osk. *iz-ic* wie *id-ic*, umbr. er-ek wie eḍ-ek eher vermuten, daß ekík auch maskulin war.

Etymologisch wird freilich damit nicht viel gewonnen. Der Hinweis auf gr. οὐ-χί ναί-χι aind. *na-hí* fördert wenig, da lat. *hi-c* in der Bedeutung weit abliegt.

8. Lat. *disco*, *mitto*.

In *disco* neben *doceo* sehen viele ein redupliziertes **di-dk-skō* oder ähnlich. Da aber die Verbindung der Präsensreduplikation mit dem *sk*-Suffix eine ausschließlich griechische Neuerung ist, geht das nicht an, und Brugmann (Grundr. II² 3, 361) wirft daher von neuem die Frage auf, ob *disco* nicht eher zur √ *deiḱ-* 'weisen, zeigen' gehört (also **dik-skō*). Mir scheint es von *docere* nicht zu trennen. Ich möchte ein redupliziertes Präsens **di-dk-ō* **ditkō* (wie *gigno*) für ursprünglich halten, das sich im Lateinischen regelrecht zu **diccō* hätte entwickeln müssen, das aber auf Grund der inchoativen Bedeutung, die die Präsentien auf *-scō* hier angenommen hatten, zu *discō* umgestaltet wurde. Daß gr. διδάσκω nicht dazu gehört, sondern zu δαῆναι δέδαε, wie man früher allgemein angenommen hat, haben W. Schulze (KZ. 43, 185) und Ehrlich (Zur idg. Sprachgesch. 35) mit Recht hervorgehoben. Denn daß die Formen mit auslautendem Guttural wie hom. ἐδίδαξα δεδιδάχθαι und späteres διδαχή hysterogen und aus dem Präsens abgeleitet sind, zeigt ja die Reduplikation mit ι so deutlich wie möglich. Auch von vornherein ist es gar nicht wahrscheinlich, daß zwei verschiedene Sprachen dieselbe eigentümliche Spezialisierung der Bedeutung von *deḱ-* 'annehmen' vollzogen haben.

Das Präsens *mitto* zu *meissei* (*mīsī*) *missus* ist sonderbar. Denn weder kann man es mit dem ziemlich späten Übergang von *leiterae* (d. i. *līterae*) zu *lĭtterae* in Parallele setzen, noch trägt, was Brugmann Grundr. II² 3, 366 damit zusammenstellt, wesentlich zu seiner Aufhellung bei. Vielleicht löst die Duenos-Inschrift das Rätsel. In dem Relativsatz [*iouesat deiuos* 'es schwört bei den Göttern'?] *qoi med mitat* rät sowohl die lateinische Syntax als das schließende *-t* (neben *sie-d fece-d*) in *mitat* eine indikativische Form zu sehen. Ich möchte

daher annehmen, daß es neben dem gewöhnlichen Präsens (*meitō?) eine Form der I. Konjugation *mititō (oder eher -etō) gab, gebildet wie *agito coquito meditor*. Zwischen den beiden *t* fiel der kurze Vokal aus: *mittō* *mittāt (geschrieben *mitat*)[1], und durch Kreuzung beider Formen entstand später *mittō mittit*, wozu der Gleichklang der Endung der I. Sg. einladen mochte.

Das ist vielleicht ein Fingerzeig, daß ähnlich *nītor* zunächst aus *gnīu'tōr *gnīu̯itōr[2]) entstanden ist. Es mochte ein primitives Präsens *gnīu̯ōr (vgl. *cōnīueō*) neben sich haben, so daß *nītitur* eine Kreuzung von *(g)nītātur und *(g)nīuitur darstellt.

Etwas ähnliches hat sich wohl auch später ereignet. Plinius, n. h. 18, 98. 99 hat das Verb *euallĕre* 'ausworfeln' (*euallantur*, *eualli*) für älteres *euannere* (Varro u. a.). Neben dem primären *uanno* aus *u̯atnō, das wohl zu gr. ἀετμόν· τὸ πνεῦμα Hes., ἀυτμή, ἀυτμήν 'Hauch usw.', ἄωτος ἄωτον 'Flocke' gehört, stand vermutlich ein von *uallus*, Demin. zu *uannus*, abgeleitetes *e-uallare*; vielleicht liegt dieses tatsächlich in den Belegstellen bei Nonius 102 mit der Bedeutung 'hinauswerfen' vor, da Pomponius (bei Non. 19) auch *euannetur* im Sinne von 'er wird hinausgeworfen werden' braucht; freilich ist die Herleitung jenes *euallare* von *uallum* 'Wall' (so Nonius) an sich nicht unmöglich. Das Plinianische *euallere* wäre eine Kreuzung von *euannere* und *euallare*; das liegt wohl näher als eine direkte Umbildung von *euannere* nach dem Substantiv *uallus*.

9. Zur lateinischen fünften Deklination.

Nachdem Sommer (Indogerm. *iā-* und *io*-Stämme im Baltischen) gezeigt hat, daß sich lit. *-ė* und lat. *-iē-s* nicht in

[1]) Vgl. *cottidie*, wenn zu aind. *katitháḥ*; altlat. *adgretus egretus* Paul. ep. 6. 78, wenn es mit Recht als *-grettus* aus *-graditos gefaßt wird; *mattus* aus *maditos, *cette* aus *ce-date.

[2]) Nach meiner Ansicht sind Formen wie *ditior uita* aus *dīuit-* (*deiuet-*) usw. nicht durch Ausfall des *u̯*, sondern des dahinter stehenden kurzen Vokals zu erklären, entsprechend *gaudium audeo* aus *gāuidium *auideo. Trotz des schwer zu deutenden *lātrīna lābrum* für zu erwartendes *lautrina *laubrum (vgl. *polūbrum*) glaube ich an Ausfall von *u̯* in vollbetonten Wörtern nicht (außer natürlich unmittelbar neben *u, o*).

einer indogermanischen Grundform -*i̯ē*- vereinigen, indem jenes vielmehr auf -*i̯ā* zurückgeht, ist die Frage, wie im Lateinischen Feminina auf -*iā*- Nebenformen auf -*iē*- erzeugt haben, von neuem akut geworden. Sommer selber greift Handb.[2] 395 auf die Vermutung von Osthoff (Gesch. d. Perf. 338) zurück, der von den Feminina auf gr. -*ιᾰ* ausgeht. Deren Akkusativ auf ursp. -*i̯əm* oder -*ii̯m̥* habe lateinisch -*iĕm* ergeben und darnach sei der Nominativ auf -*iēs* gebildet worden, weil zu *diĕm* der Nominativ *diēs* gehörte. Das hätte also erst sehr spät geschehen können, als lange Vokale vor -*m* gekürzt worden waren und altes **diēm* zu *diĕm* geworden war. Diese Kürzung ist aber erst nach der Umfärbung der schwachbetonten *ă* eingetreten, da altes -*ām* als -*ăm*, nicht als -*ĕm* erscheint; allerdings wohl vor dem 3. Jahrh. v. Chr., wo altes -*ōm* (Gen. Pl.) mit altem -*ŏm* in -*um* zusammenrinnt. Bis dahin hätte also der Nominativ noch -*ī* gelautet? Die Feminina auf altes -*ī* erscheinen aber sonst im Lateinischen in anderer Gestalt, als -*i*- oder -*īc*-Stämme. Wenn man die Spuren der oskischen *ē*-Flexion anerkennt, müßten also die italischen Dialekte sie selbständig aus dem Akkusativ auf -*em* entwickelt haben. Das ist alles wenig wahrscheinlich, und es erhebt sich die Frage, ob nicht doch eher -*iā*- unter gewissen Bedingungen zu -*iē*- geworden ist (vgl. Lindsay, The Lat. Lang. 344 f.).

Darum möchte ich wenigstens auf einen Fall aufmerksam machen, wo dies sicher eingetreten zu sein scheint. Es ist *triens* neben *quadrans sextans*, 'ein Drittel, Viertel, Sechstel des zwölfteiligen Ganzen'. Wie diese Partizipien, eigentlich 'die Dreizahl, Vierzahl, Sechszahl[1]) (der Teile) voll machend', ihre Bedeutung gewonnen haben, hat Sethe GGA. 1916, S. 488 besprochen. Man kann nicht wohl annehmen, daß *triens* im Gegensatz zu den beiden andern von einem *ē*-Verb **triēre* gebildet sei, sondern *ē* wird auf dem vorhergehenden *i* beruhen, *trient*- auf **triant*- oder vielmehr älteres **triēnt*- auf **triānt*- zurückgehen. So möchte auch bei den weiblichen *iā*-Stämmen das *ā* in gewissen Kasus in *ē* übergegangen sein. Standen sich einst Kasus mit -*iā*- (etwa Nom. Sg.) und -*iē*- (etwa

---

[1]) *Sextans* ist offenbar aus **sexans* nach *sexta pars* umgebildet.

Akk. *-iēm*) gegenüber, so konnte der Anschluß an die übrigen *ā*-Stämme der *ā*-Flexion zum völligen Sieg verhelfen, aber auch die *-iē*-Flexion sich weiter ausdehnen. Der Vorgang ist alt, wenn die Erklärung des Dativs osk. Kerrí Keri marrucin. *Cerie Iouia* (Planta Nr. 274) als *ē*-Kasus (*-iēi*) desselben Stammes, der im umbrischen adjektivischen Gen. *Śerfiar* Vok. *Śerfia* (Dat. Çerfie *Śerfie*) *ā*-Flexion zeigt, das Richtige trifft[1]).

Ja, man ist versucht, bis ins Italokeltische hinaufzusteigen, wenn man in der Ogom-Inschrift von Eglwys Cymmun (Wales) zum lateinischen Nominativ *Auitoria* den Gen. *Avittoriges* (= *-ii̯ēs*?) liest[2]). Hatten im Keltischen die alten *iā*-Stämme im Nominativ *-iā*, in obliquen Kasus *-iē-*, so verstände sich leicht, daß im Irischen auch die andern *ā*-Stämme einen Akkusativ auf *-en* (aus *-ēm*) und vielleicht auch einen Genitiv auf *-ēs* bildeten, wie air. *túath* Akk. *túaith* Gen. *túa(i)the* vorauszusetzen scheint. Doch sind das einstweilen mehr aufgeworfene als beantwortete Fragen.

10. *Permitiēs*,

die Nebenform des etymologisch durchsichtigen *pernicies* (s. Marx zu Lucil. 77), dürfte daraus umgestaltet sein unter dem Einfluß des gegensätzlichen *almities* 'αὔξησις, εὐπρέπεια' (die Belege im Thes. Ling. Lat.).

Bonn. R. Thurneysen.

Homerica.

I. Βαῖνον Α 437, ο 399, Hymn. Apoll. 505.

Α 430 ff. αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς
ἐς Χρύσην ἵκανεν ἄγων ἱερὴν ἑκατόμβην.
οἱ δ᾽ ὅτε δὴ λιμένος πολυβενθέος ἐντὸς ἵκοντο,
ἱστία μὲν στείλαντο, θέσαν δ᾽ ἐν νηὶ μελαίνῃ,
ἱστὸν δ᾽ ἱστοδόκῃ πέλασαν προτόνοισιν ὑφέντες

[1]) Im pälignischen *Anaceta Cerria* (*Ceria*) Planta 246 a. c. und *Anceta Cerri* 256 ist bekanntlich die Kasusform fraglich.

[2]) Handb. d. Altir. 180. Die Bilingue lautet lat. AVITORIA FILIA CVNIGNI, Ogom: *Avittoriges* | *inigena Cunigni*.

435 καρπαλίμως, τὴν δ' εἰς ὅρμον προέρεσσαν ἐρετμοῖς.
ἐκ δ' εὐνὰς ἔβαλον, κατὰ δὲ πρυμνήσι' ἔδησαν·
ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βαῖνον ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης.
ἐκ δ' ἑκατόμβην βῆσαν ἑκηβόλῳ Ἀπόλλωνι·
ἐκ δὲ Χρυσηῒς νηὸς βῆ ποντοπόροιο.

ο 495 ff. οἱ δ' ἐπὶ χέρσου
Τηλεμάχου ἕταροι λύον ἱστία, κὰδ δ' ἕλον ἱστὸν
497 = A 435
498 = A 436
499 = A 437
500 δεῖπνόν τ' ἐντύνοντο κερῶντό τε αἴθοπα οἶνον.

Hymn. Apoll. 503 ff. (Ap. Pyth. 325 ff.)
ἱστία μὲν πρῶτον κάθεσαν, λῦσαν δὲ βοείας,
504 = A 434
505 = A 437 (βῆσαν M statt βαῖνον)
506 ἐκ δ' ἁλὸς ἤπειρόνδε θοὴν ἀνὰ νῆ' ἐρύσαντο
ὑψοῦ ἐπὶ ψαμάθοις, ὑπὸ δ' ἕρματα μακρὰ τάνυσσαν·
καὶ βωμὸν ποίησαν ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης.

Das Imperfektum βαῖνον ist dem scharfen Auge B. Delbrücks nicht entgangen: „Wenn es z. B. A 437 heißt: ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βαῖνον .... ἐκ δὲ Χρυσηῒς βῆ, so können wir wohl einsehen, daß es dem Dichter nahe lag, βῆσαν zu sagen[1]), denn er brauchte eine Form mit kausativem Sinn, warum aber das Aussteigen der Mannschaft geschildert, das der Chryseis konstatiert wird, vermögen wir nicht zu sagen. Man muß sich eben mit der Erwägung begnügen, daß es einem Schriftsteller bald gut schien, zu konstatieren, bald zu erzählen, ohne daß wir uns seine Motive immer klar machen könnten" (Vergleichende Synt. II = Brugmann-Delbrücks Grundriß IV S. 304). Wenn F. Hartmann (KZ. 48, 1918, S. 19) diese Äußerung als den völligen Verzicht auf die Erklärung des Unterschieds zwischen Aor. und Imperf. auffaßt, so geht er entschieden zu weit, denn die subjektive Wahlfreiheit des Sprechenden oder Schreibenden besteht tatsächlich bei den Aktionsarten wie bei andern syntaktischen Unterschieden in weitgehendem

[1]) Nämlich in vs. 438.

Maß. Aber Hartmann hat insofern recht, als er eine plausiblere Auslegung dieser Homerstelle verlangt. Freilich seine eigene Deutung (a. a. O. S. 20 f.) ist nichts weniger als klar und läuft eigentlich auf dasselbe wie bei Delbrück hinaus. Wir suchen also die Lösung anderweitig, und wir finden sie meines Erachtens auf dem Gebiet der homerischen Verstechnik.

Der Vers A 437 = o 499 = Hymn. Ap. 505 heißt in der 1. Person Plur.

ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βῆμεν ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης (ι 150, 547, μ 6), also mit dem zu erwartenden Aorist. Der Vers mit βαῖνον darf also gewiß als metrisch gleichwertige Umsetzung des Verses mit βῆμεν betrachtet werden; allenfalls geht es noch an, beide als Umbildungen eines nicht erhaltenen Urbildes anzusehen, aber man wird ohne Not lieber nicht mit einer Unbekannten rechnen; jedenfalls kommt Umsetzung des aktionsartlich glatten βῆμεν aus dem schwer verständlichen βαῖνον nicht in Betracht.

Aber warum ist βῆμεν nicht in βῆσαν umgesetzt worden, das ja in der Bedeutung „sie gingen" Homer keineswegs fremd[1]) und prosodisch mit βῆμεν (und βαῖνον) völlig gleichwertig ist? Die richtige Erklärung kennt schon Nägelsbach (zu A 437), aber er versieht sie mit Fragezeichen: „βαῖνον unter lauter Aoristen, hier weil offenbar [?] zur Unterscheidung des Intransitivums von dem folgenden Transitivum βῆσαν, wie λ 4 ἐν δὲ τὰ μῆλα λαβόντες ἐβήσαμεν, ἂν δὲ καὶ αὐτοὶ βαίνομεν ἀχνύμενοι."

Zu dem Fragezeichen war Nägelsbach nur deshalb gezwungen, weil er die Zwangsjacke des Metrums nicht in Betracht zog. Die Vermeidung von βῆσαν hätte tatsächlich für sich allein zur Verwendung von βάν ἔβαν führen müssen, und nur weil diese beiden Formen als Ersatz für βῆμεν metrisch unbrauchbar waren, nahm der Dichter seine Zuflucht zu βαῖνον[2]). Die Probe auf diese Erklärung ist ihre Geltung für das von Nägelsbach beigebrachte Parallelbeispiel: das Imperfekt βαί-

---

[1]) βῆσαν 3mal, ἔβησαν 17mal, dazu Hymn. Ven. 162, Cer. 127; daneben viel häufiger βάν ἔβαν.

[2]) Dadurch wird F. Hartmanns Einwand (N. Jahrb. 43, 1919, S. 334) hinfällig.

νομεν λ 5 muß neben dem Bestreben, den Gleichklang mit dem transitiven ἐβήσαμεν von vs. 4 zu vermeiden, noch eine metrische Ursache haben, die βῆμεν oder ἔβημεν ausschloß. In der Tat steht βαίνομεν ebenfalls in einem formelhaften Vers:

λ 5 βαίνομεν
κ 570 ᾔομεν
λ 466 ἕσταμεν
μ 12 θάπτομεν } ἀχνύμενοι θαλερὸν κατὰ δάκρυ χέοντες.

Der daktylische (oder spondeische) Rhythmus des Anfangswortes war also Verszwang.

Bei der Einschätzung dieser dichterischen Freiheit darf eins nicht vergessen werden: Die unter dem Druck des Metrums eintretenden Veränderungen[1]) sind in der Regel nicht direkte Sprachwidrigkeiten, sondern lediglich Bevorzugungen wirklicher sprachlicher Möglichkeiten, die nur etwas weiter vom Weg abliegen. Auch in A 437 und λ 5 war das Imperf. von βαίνειν nicht absolut ausgeschlossen; daß ein das Schreiten malendes Imperf. durchaus denkbar ist, zeigt schon der mehrfach wiederkehrende Formelvers οἱ δ' αἶψ' εἴσβαινον καὶ ἐπὶ κληῖσι καθῖζον (z. B. ι 103) „sie fingen an (αἶψα), sich mit dem Einsteigen zu beschäftigen (Imperf.)“ (vgl. über ἔφευγε Meltzer IF XII, 1901, 348). Also Dichter und Hörer konnten sich bei βαῖνον A 437 und βαίνομεν λ 5 etwas Richtiges denken, nur wäre eben ohne das Metrum die Dauervorstellung unterblieben (jedenfalls A 437, wo βαῖνον von so vielen Aoristen umgeben ist).

Wir haben bisher nur A 437 ins Auge gefaßt. Paßt unsere Auffassung auch für ο 499 und Hymn. Ap. 505? G. Hinrichs hat im Hermes 17 (1882), S. 65 ff. den Nachweis versucht[2]), daß der Verfasser der Chryseisepisode es liebe, Stellen zu kombinieren, die einen Vers gemeinschaftlich haben, daß z. B. A 432—439 zusammengesetzt sei aus π 324 f.,

---

[1]) Sie betreffen gewöhnlich die Laute, die Formen oder die Wortbildung, hier einmal die Syntax, wie z. B. noch bei der Verwendung des Mediums statt des Aktivs, oder des Plur. statt des Sing. (Witte P.-W. XVI 2230, 2232, 2240 f.; Witte Sing. und Plur., Leipzig 1907, 39 ff.)

[2]) E. Bethe, Homer I. Ilias, Leipzig 1914, S. 176 ff., pflichtet ihm bei.

Hymn. Ap. 503—507 und ο 496—500, und daß im besondern Α 437 aus Hymn. vs. 505 stamme (weil ἐκ δ' Α 438 = Hymn. vs. 506!). Dem würde unsere Erklärung von βαῖνον widersprechen, denn nur Α 437 tritt die Vermeidung des Gleichklangs mit dem transitiven βῆσαν (vs. 438) in ihre Rechte. Ich unterlasse die Prüfung der Gründe von Hinrichs, da sie nur im Zusammenhang der ganzen Chryseisepisode geschehen könnte. Dagegen ist zu beachten, daß für Hymn. Ap. 503 ff. Gemoll in seiner Ausgabe der Hymnen (Leipzig 1886) S. 178 Entlehnung aus Α annimmt[1]); neben sachlichen Gründen macht er geltend, daß auch vs. 505 des Hymnus aus Α stammt, aber aus einer spätern Partie (486); er entscheidet sich also für diese Stelle unter den beiden grundsätzlich ebensogut denkbaren Möglichkeiten: Vereinigung zerstreuter Formelverse und Auswahl einzelner Verse oder Versgruppen aus einer Sammlung von Formelversen, für das erste. Unsre Auffassung von βαῖνον fügt Gemolls Argumenten ein weiteres an, da so das βαῖνον nur aus 437, nicht aus Hymn. 505 erklärbar ist. Auch sachlich wäre noch hervorzuheben, daß καὶ αὐτοί nur Α 437 als Gegensatz zu dem unmittelbar vorher (435 f.) erzählten Anlegen des Schiffs berechtigt ist[2]); im Hymnus wird die Landung erst im folgenden Vers berichtet, so daß καὶ αὐτοί nur einen Sinn hat, wenn es heißt „sowohl sie selber"; das wird aber ausgeschlossen durch die Regel „καί — καί = et — et, sowohl — als auch ab omni sermone epicorum alienum est" (Ebeling Lex. Hom. I, 618).

Bleibt noch ο 499. Auch da trifft unsre Erklärung von βαῖνον nicht zu. Ist sie für Α 437 doch richtig, so fällt sie für die Annahme einer Abhängigkeit von ο gegenüber Α schwer ins Gewicht. Die Übereinstimmung der ganzen Versgruppe ο 497 bis 499 = Α 435—437 ist meines Erachtens stark genug, um den Gedanken an direkte Entlehnung nahe zu legen und die Möglichkeit gemeinsamer Rückführung auf eine dritte unbekannte Stelle auszuschließen. Daß die verschiedenen Hantierungen bei einer Landung mehrmals im gleichen Formel-

[1]) Ebenso, aber weniger zuversichtlich, Allen und Sikes in ihrer Ausgabe der Hymnen (London 1904).

[2]) Ebenso in den Versen mit βῆμεν (ι 150, 547, μ 6).

verskomplex erzählt wurden, ist ja sachlich sehr wahrscheinlich; aber gerade daß sich die Erwähnung einer Ausschiffung wie A 438 (und auf das βῆσαν kommt es für uns ja eben an!) anschloß, ist nicht so selbstverständlich. So würden wir von unserm Standpunkt aus auf Entlehnung von o 497—499 aus A 435—437 schließen. Die Einordnung in den weitern literarhistorischen Rahmen überlasse ich der höhern Homerkritik.

Greifswald (jetzt Bern). A. Debrunner.

Der elliptische Dual mit Ergänzungswort.

In verschiedenen indogermanischen Sprachen kann zu einem Dual die eine Person, die in diesem einbegriffen ist, der Deutlichkeit halber appositionell hinzugefügt werden, während die andere, die dem Sprechenden selbstverständlicher ist, unausgesprochen bleibt.

Dabei können wir zwei Arten der Anfügung unterscheiden, eine ohne 'und' und eine mit 'und'. Als Beispiel der ersten Art nenne ich ae. *wit Scillinȝ sonȝ áhófon* 'wir beide, ich und Sc., erhoben den Sang', als Beispiel der zweiten Art ai. *á yád ruhāva varuṇaśca nā́vam* 'wenn wir beide, ich und Varuṇa, das Schiff besteigen', wo das Subjekt 'wir beide' lediglich durchs Verb ausgedrückt ist, oder aus Pindar ἀμφοῖν Πυθέᾳ τε = ἀμφοτέροις ὑμῖν, σοί τε καὶ Πυθέᾳ. Im übrigen verweise ich jetzt auf Brugmann Grundr. 2², 459f.

Es dürfte für den Indogermanisten nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß Parallelen zu dieser Konstruktion im melanesischen und polynesischen Sprachgebiet vorkommen.

Die erste Art ohne 'und' fand ich im Tumleo, das zum Melanesischen zählt. Die Stelle lautet: *lamá kāpál: lañiék, a͡uéo malól, ed ālóu lúa̧t tamén tāmieíj, kānán ea̧u napí la͡um* Leonh. Schultze Zur Kenntnis der melanes. Sprache von der Insel Tumleo (Jena 1911) Texte S. 66. Ich erkläre die Stelle zum besseren Verständnis: *lamá* 'Mensch', *kāpál* 3. Sg. Präs. von *napál* 'ich sage', *lañié-k* 'mein Bruder' (*-k* = mein); zu *lañié-n* 'sein Bruder' und einfach 'Bruder', *a͡uéo* betont. Personale 'ich', *malól* 'Ort Malol', *ed* 'wir' (unbetonte Form),

ālóu 'beide' (hinter dem Plur. des Personalpronomens), *lúat* 'Luat-Schildkröte', *tamén* 'weibliches Wesen', *tāmieij* 1. Plur. Präs. von *namieij* 'ich komme', *kānán* 3. Sing. Präs. von *nanán* 'ich gebäre, setze ab', *equ* unbetontes Pron. pers. 1. Person 'ich, mich', *napú* 1. Sing. Präs. 'ich bleibe', *lâum* 'Hütte, Haus'. Wörtlich übersetzt lautet die Stelle also: 'Der Mann er spricht: Mein Bruder, ich [bin aus] Malol, wir beide, die Schildkröte weibliche, wir kommen, sie setzt ab mich, ich bleibe [in der] Hütte' = '. . . Wir beide, ich und das Schildkrötenweibchen kommen miteinander in die Hütte.'

Die zweite Art ist in dem zum Melanesischen rechnenden Samoanischen anzutreffen. '*o lomāua taofi ma Auimatagi*' O. Stübel Samoanische Texte, herausg. v. F. W. K. Müller, Berlin 1896 S. 200 Z. 12. *l-o-māua* 'unser-beider', Possessivpronomen der 1. Dual. exclusivus, '*o* emphatische Partikel, die vor dem bestimmten Artikel *le* und dem damit zusammengesetzten Pron. poss. steht, *taofi* 'Meinung, Ansicht', *ma* 'und', *Auimatagi* Eigenname. Wörtlich übersetzt lautet die Stelle also: '[es ist] unser beider Ansicht und [von] Auimatagi' = 'es ist unser beider Ansicht, [die] von mir und A.' Finck Die samoanischen Personal- und Possessivpronomina (Sitzungsber. der K. preuß. Akademie der Wissensch. phil.-histor. Klasse 37, 1907) S. 15 hat diese Konstruktion wohl nicht ganz verstanden; er hilft sich mit der 'wörtlichen' Übersetzung 'unser beider Ansicht einschließlich A.'

München. E. Kieckers.

Zu A. Hillebrandt, Der freiwillige Feuertod in Indien.

Bei der Lektüre dieser kleinen Schrift fiel mir die Schilderung von Brynhilds Ende in der Edda (Sigurþarkviþa en skamma) ein. Nachdem Sigurd an Gudruns Seite im Schlafe ermordet worden ist, ist Brynhilds Rachegelüst gestillt; nun will sie selber nicht mehr leben, sondern freiwillig dem heimlich Geliebten in den Tod folgen; sie stößt sich den Stahl in die Brust und befiehlt, sie an Siegfrieds Seite zu verbrennen (Str. 48 und 66). Beide werden dann miteinander ins Jenseits

einziehen (Str. 69); ob in Walhall oder in das Reich der Hel, ist fraglich; vgl. Gerings Übersetzung, p. 237, Anm. 2. Ob sie noch lebend verbrannt wird, ist nicht zu ersehen, da das Lied abbricht. Jedenfalls aber steht dreierlei fest: sie folgt freiwillig dem Geliebten in den Tod, sie will mit ihm verbrannt werden, und der Zweck ihres Handelns ist ihre Vereinigung mit ihm im Jenseits. Möglicherweise könnte man auf griechischem Boden in dem Tode des Herakles ebenfalls eine Parallele zu der indischen Sitte finden. Vielleicht regen diese Zeilen andere an, Lesefrüchte zu veröffentlichen, die andere und bessere Parallelen zeigen, damit das Alter und die Verbreitung dieser Sitte festgestellt werden können; dann ist ihr Zweck erreicht.

Hirschberg. W. Preusler.

Avestisch *srifa-*.

Bartholomae bemerkt Air. Wb. 1646 s. v. „(jungav. *srifa-* m. ʻNüsternʼ) weist auf ar. **śripha-*, womit ich ai. *śiprā-* f. ʻNaseʼ (im Nir.) nicht zu vereinigen weiß“. Scheftelowitz ZDMG. 59, 709 wollte verkehrterweise die beiden Wörter trennen. Die urar. Grundform ist **śiprā̆-* (ai. *śiprā*), woraus av. zunächst **sifra-* und durch Metathese des *r* weiter *srifa*. Also urar. Tenuis aspirata ist dafür nicht nötig. Über idg. Verwandte von ai. *śiprā* handelt, teilweise sehr unwahrscheinlich, Charpentier KZ. 46, 26—35.

München. Manu Leumann.

Zur lateinischen Sprachgeschichte.

1. Passivisches *amantissimus*.

J. B. Hofmann hat in dieser Zeitschrift 38, 183—190 die verschiedenartigen Fälle von passivem Gebrauch aktiver Partizipia scharf und glücklich von *amantissimus* getrennt. Aber als Erklärung für dieses, d. h. für „vulgäre Entstehung“ seines passiven Gebrauches zieht er sehr weitgehend eine an sich kaum glaubliche „allgemeine Unsicherheit dieser Bevölkerungskreise in der Verwendung einer ihnen nicht sonderlich ver-

trauten Form" heran: der richtige Gebrauch des aktiven (und passiven) Partizipiums ist auch im Vulgärlat. durchaus bewahrt, was die Peregr. Aetheriae und Reste der roman. Sprachen lehren. Besonders aber ist aktives Partizipium *amans* bei Plautus 80mal gebraucht, wovon der Thes. 29 Stellen als Adjektiv bzw. Substantiv faßt. — Die als Analoga von H. angeführten Beispiele sind einmalige Augenblicksentgleisungen, während bei (*amans* und) *amantissimus* eine durchaus solenne Anwendung vorliegt, die regelmäßigen Gebrauch in ununterbrochener Tradition voraussetzt. Wenn nach H. im Kampf zwischen *amatus* und *amans* die weniger geläufige Form unterlegen ist, so ist doch zu betonen, daß weder *amans* gleich *amatus* ist, noch daß *amatus* nur dichterisch ist; das lehren mehr als Plaut. Most. 200; Catull 67, 34; 87, 1; Verg. Aen. 10, 189; Hor. epod. 17, 20 usw. die Formel Gell. 1, 12, 14 *sacerdotem Vestalem . . .: ita te, amata, capio* (dazu 1, 12, 19; andere Etymologie bei Walde), CIL. VI 24400 *amata a suis*, XIII 2102. 2153 und die Eigennamen *Amatus* und *Amata*.

Für den Bedeutungsumschlag ist zunächst zu erwägen, ob denn notwendig und ausschließlich die Alternative aktiv — passiv besteht, oder ob nicht eine allmähliche Überleitung vom einen zum andern führen konnte, die nur eben bei *amare* besonders begünstigt war. Zum Begriffsinhalt des Liebens als Ausdruck der Beziehung zwischen nahen Verwandten oder Freunden gehört in besonderem Maß die Gegenseitigkeit der Betätigung und Wirkung. Zum Vergleich mit dem Adjektiv *amans* sei an gr. φίλος erinnert, das (wie ai. *priyá-* und noch weitergehend als d. *lieb* in *ein lieber Mensch* 'ein freundlicher Mensch') zu seiner gewöhnlichen „passiven" Bedeutung die aktive von *amans* hinzuerwarb, etwa Hom. Ω 775 neben ἤπιος, Soph. Aias 1359 πολλοὶ νῦν φίλοι καὖθις πικροί; in Wirklichkeit ist hier speziell aktiver Gebrauch aus dem mehr passiven herausgewachsen über den die ganze Gegenseitigkeit dieses Verhältnisses umfassenden: Plato Lysis 212a ἐπειδάν τίς τινα φιλῇ, πότερος ποτέρου φίλος γίγνεται; Hom. α 313 οἷα φίλοι ξεῖνοι ξείνοισι διδοῦσιν. Als schlagendste Erläuterung zu *amans* nenne ich d. *Freund* (got. *frijonds* zu *frijon* 'lieben', wäre lat.

**prians*; ähnlich *Feind*, got. *fijands* zu *fijan* 'hassen'), aus einem aktiven Part. zu einem, überspannt ausgedrückt, passiven Subst. geworden: *Freund* ist wie *amicus* für das jetzige Sprachgefühl jedenfalls eher 'der, den man gern hat', also „passiv" 'geliebt', als aktiv 'liebend' (*der Minister ist mein Freund* 'er hat mich gern'): üblicherweise ist es aber Ausdruck der Reziprozität der Beziehungen: *wir sind Freunde* begreift in sich 'wir haben uns gegenseitig gern' und 'wir werden voneinander gegenseitig geliebt'.

Den gleichen Weg ist *amans*[1]) gegangen: als vielgebrauchtes Wort schon bei Plautus zum Adjektiv geworden[2]), wurde es bei seiner Beliebtheit selbstverständlich nicht als Flexionsform des Paradigmas *amare*, sondern als zärtliches Beiwort der nächsten Verwandtschaftsgrade *uxor frater* usw. von Geschlecht zu Geschlecht überliefert; und nur der besonders häufige, vom Verbum ganz losgelöste Superlativ schliff dabei seine Bedeutung ab von 'liebend' zu 'hold, lieb'.

Ich vergleiche den „passiven" Gebrauch des Superlativs *amantissimus* mit seinem aktiven. Cicero hat den Ausdruck in den Inschriften vergleichbaren Wendungen (also abgesehen von *amantissimus patriae* usw.) 8mal mit Gen. *sui, nostri* und 8mal ohne Zusatz, aber auch da meist nach dem Gedankengang bewußt aktiv. Aber Cicero hat diese Formeln *vir optimus nostrique -us, frater carissimus atque -us* nicht selbst geprägt,

[1]) Von Plautus an bezeichnet es auch als Adj. und Subst. den Liebhaber; von „ihr" zur Kennzeichnung ihrer Gefühle findet sich *amans* nur in partizipialer Verwendung. Jedoch 'Liebhaber und Geliebte' heißt nicht *amans et amata*, sondern, als Dual-Plural a potiori, *amantes* (der Thes. sondert diese Stellen nicht): Asin. 642 *vobis est suave amantibus complexos fabulari*. 665 *ne nos diiunge amantis*. Mil. 139. Pseud. 66; Ter. Andr. 555; Catull. 64, 335; Lucr. 5, 962; Tib. 3, 12, 7; Prop. 1, 10, 15; 2, 7, 3; 2, 26b, 33. Ov. ars 2, 703 *duos accepit lectus amantes*. Petron. 114, 9 und oft. Ganz ebenso d. *die Liebenden*, was freilich Lehnübersetzung (viell. aus dem Ital.) sein könnte. Bei Auflösung dieses Duals bezeichnet auch *amans* die liebende Geliebte: Plaut. Pers. 775 *ut amantem amanti decet*, sc. *donum donare*. Pseud. 1259 *ubi amans complexust amantem*. Ov. epist. 11, 126. CIL. XIII 3081. Sonst wird sie *amica* genannt.

[2]) wie etwa *prudens, diligens*; alle drei als Superlative nebeneinander Cic. epist. 1, 8, 1.

sondern der Umgangssprache entnommen; sie begegnen ganz ebenso auf Grabschriften, freilich einige im Gegensatz zu Cic. offenkundig als nicht-aktiv.

Konjetzny hat ALL. 15, 347 f. aus dem 6. Band (Stadt Rom) des CIL. alle 55 Belege von *amantissimus* angegeben, das mit zwei Ausnahmen nur dem Verstorbenen, nicht dem Überlebenden beigelegt wird. Es finden sich darin[1]) gegenüber 14 Stellen mit *sui, mei* und 29 Stellen ohne Zusatz, noch 10 Stellen einer 3. Art mit Dat. *suis, sibi*[2]), die hiernach als „passiv“ in Anspruch genommen werden, und 2 durch *ab* als passiv gekennzeichnete.

Ich gebe einige Reihen (röm. Zahlen bedeuten CIL.-Bände):

a) 1. Cic. *frater, homo -us nostri.* I 2² 1345 *have, mei -e!*
 2. VI 9450 (nach 68 p. Chr.) *amico -o.*
 3. I 2² 1366 *Asclepias heic sepulta est -a suis* eqs.

b) 1. Cic. *vir optimus nostrique -us.* XI 4647 *optimo et -o sui patrono.*
 2. Cic. *frater -us et optimus.* II 4368 *uxori optim. et -e.*
 3. IX 3922 *patrono optimo suis -o.*

c) 1. XIII 2216 *coniugi karissimae suique -(ae).*
 2. Cic. *frater carissimus atque -us.* VI 27268 *coniugi carissimae et -ae.*
 3. VI 28138 *f(ilio) . . . karissimo sibique -o.*

d) 1. VI 12056 *maritae dulcissimae . . . suique -ae.*
 2. VI 22912 *coniugi dulcissimae et -ae.*
 3. VI 17430 *coniugi dulcissimae et sibi -ae.*
 4. VI 26850 *filiae dulcissimae ab omnibus -eque.*

Man kann also den 1. aktiven und den 3. „passiven“ Gebrauch nicht scharf trennen; die häufigste Form 2. bildet die Brücke. Man sieht auch, mit wie geringem Recht Konj. deren sämtliche Beispiele „secundum totum enuntiati sensum“

---

[1]) Nur Band VI hat dieses ideale Verhältnis. In Band VIII z. B. finden sich 3 *suorum -us* und 62 *-us* ohne Zusatz (darunter mindestens 8 sicher aktiv), keine Stelle mit Dat. oder *ab*; im Band XII die beiden ältesten mit Genetiv (4593. 5075), 9 ohne Ergänzung, keine mit Dat. oder *ab*.

[2]) Einmal schon *suis* I 2² 1366 = VI 24525; dazu 8999 *omnibus* und 27088 = I 2² 1393 *familiae*, das Konj. freilich als Genetiv wie *sui* faßt.

als passiv in Anspruch nimmt: wenn Cicero es sagt, ist es aktiv, dasselbe auf Inschriften passiv!

Amantissimus war also dem Sprachgefühl in der 2. ergänzungslosen[1]) Form letzten Endes bedeutungsgleich geworden mit dem in Grabschriften unendlich häufigen *carissimus*; das kann auf den Positiv zurückgewirkt haben. Nur läßt es sich bei den Positiven *amans* und *carus* weniger gut zeigen, weil die Grabschriften den Superlativ durchaus bevorzugen, während die wenigen Positive hauptsächlich auf alte metrische Inschriften beschränkt sind. So bilden also XI 4605 *filium . . . carum et amantem* und II 1504 *uxor cara viro monumentum fecit amanti* 'die liebe Gattin ihrem lieben Manne' keinen Beweis. Beim Superlativ ist nur aus dieser Bedeutungsangleichung, nicht aus passiver Bedeutung heraus der allein üblich gewordene Dativ *sibi*, *suis*[2]) verständlich; dem Passiv stände er erst zu, wenn auch die Passivform zum Adjektiv herabgesunken war; statt dessen tritt er schon in republikanischer Zeit auf, während die beiden einzigen Stellen mit *ab* aus den Zeiten schlimmster Verwilderung und mißratenen literarischen Ehrgeizes stammen.

2. *ossua.*

Bréal[3]) MSL. 10, 67 faßt *ossua* als Analogiebildung nach *genua* und schließt daran auch *artua*. Diese Erklärungsweise halte ich im Prinzip für richtig im Gegensatz zu der von Sommer Hb.[2] 405 vorgetragenen Verbindung mit ὀστέϝον, av. *astavo*. Aber nach der zeitlichen Folge der Formen war die Reihenfolge der Assoziationen etwas anders, als bei Bréal dargestellt. Das Mask. *artus* bildet ein einziges Mal einen vulgären neutralen Plural bei Plaut. Men. 855 *ut ego huius membra atque ossa atque artua comminuam*. In dieser engen Berührung mit

[1]) Sogar Form 1 war zur Formel erstarrt: XIII 3836 (christl.) *hic conditus Genesis . . .; coniux semper -a sui adque obsequentissima didicavit.* Nach gramm. Auffassung steht *sui* für *eius* (VI 31665 *alumno . . . -o sui . . . parens -us eius*), während tatsächlich die Formel unverstanden aus Grabschriften wie *coniugi -ae sui* unverändert übernommen ist.

[2]) Für *carus* mit Dat. nenne ich I 2[2] 1222 *cara sueis.* VI 35887 *cara mieis vixi.* 20370 *omnibus cára fui viva, cárissuma mátri.*

[3]) und andere, s. Walde Et. Wb. s. v.

membra, ossa war also *artūs* zuerst zu *artua* umgebogen worden. Aus dieser, wahrscheinlich im Volksmund sehr häufigen, Verbindung *ossa atque artua* entstand weiter als Rückwirkung die so nicht belegte Umgestaltung **ossua et artua*. Auf den Inschriften seit republikanischer Zeit belegt, ist *ossua* Plurale tantum[1]), und — in Grabschriften — natürlich beschränkt auf die Totengebeine. — Dazu findet sich *ossucula* inschriftlich und Petron, Cena 65, 11. Von *ossua* stammen auch Veg. mulom. 2, 13, 4 *in locis ossuosis* und, viel häufiger, *ossuarium*, das seinerseits bemerkenswert ist als Vorbild für *bustuarium* (sogar Cic.) statt **bustarium*.

3. Lat. *cei* > *iī*.

Sommer Hb.[2] S. 351 § 201 Anm. 2[2]) und S. 419 erklärt alle Schreibungen von *iei* für zu erwartendes *eī* aus *cei* entweder in MIEIS, ABIEGNIEIS, IEIS als „falsche graphische Auflösung“ von einsilbigem *ī* bezw. als „bloß graphische Varianten“, oder aushilfsweise, aber richtiger, in *iei*(*s*), gesprochen *iī*(*s*), als eine „vor dem Kontraktionsprozeß zunächst vollzogene Assimilation“ von *eī* zu *iī*, geschrieben *iei*. Diese zweite, schon von Thurneysen KZ. 30, 500 vertretene Auffassung soll hier gestützt werden.

Zunächst ist festzustellen, daß auf alten Inschriften *iei* ganz zweifellos in zweisilbiger Messung vorkommt, etwa *petiei*. Für *mieis* (Sommer S. 416 § 271 Anm.) gibt es fünf sichere Zeugnisse, die sich, ohne daß je das Metrum den Ausschlag geben könnte, gegenseitig stützen. In der jüngsten Scipioneninschrift steht *virtutes generis mieis moribus accumulavi*. Da Sommers Auffassung in der Hauptsache auf der Einsil-

[1]) sing. *ossu* wohl nur Audollent 135 a7, b3, was zudem vielleicht als *ossum* zu fassen ist.

[2]) „MIEIS ... (einsilbig!) deutet ... nicht notwendig auf eine der Kontraktion vorausgehende assimilierte Form **mīīs*, sondern *meīs* ist direkt zu **mīs* geworden und MIEIS kann eine falsche graphische Auflösung für einsilbiges *-īs* sein“. Aber *iei* als umgekehrte Schreibung für *ī* ist im Gegensatz zu mehrmaligem *mieis* sehr selten: CIL. I 2[2], 1624 *lymphieis*. VI 19419 *meritieis*. Das Vorbild wird in Formen von *-io-*, *-ia*-Stämmen liegen. — Belege für alle Fälle bei Kent, Transactions and proc. Am phil. ass. 43, 1912, 46—50.

bigkeit dieses *mieis* beruht, so sei zu zweisilbiger Messung folgendes bemerkt: Die aus den Skenikern bekannte Synizese *eō, uā* usw. (Jachmann Stud. prosod. 33, 39), die auch in den Hexametern des Ennius (Vollmer Glotta 8, 134) und der Inschriften auftritt (Mummius-Inschrift *visum animo suo perfecit tua pace rogans te*, CIL. I 2², 1861 *plourume que fecit populo soveis gaudia nuges*; s. Skutsch, Kl. Schr. 260), setzt immer Zweisilbigkeit voraus; sie ist zwar teilweise Vorstufe durchgeführter Einsilbigkeit, aber doch etwas ganz anderes als einsilbige Messung im Sinne Sommers. Diese Synizese ist für *mieis* ebenso möglich und notwendig wie für das obige *soveis*. — In der alten Inschrift CIL. VI 35887 *cara meis vixi* (Anfang eines Senars) ist *meis* aus *mieis* verbessert; das war kein Steinmetzversehen, sondern Spur einer alten Vorlage, wenn nicht überhaupt die Tilgung des *i* erst einer späteren Zeit angehört, als die Aufzeichnung der Inschrift. Das dritte inschriftliche Zeugnis, in Prosa, steht CIL. I 2², 1401. — Handschriftlich steht *mieis* bei Plaut. Men. 202 in BCD. Und ebenso berichtet Velius Longus, vermutlich aus Varro (Götz-Schöll Frg. inc. 70 S. 208) *miis* für Terenz Haut. 699. Zweisilbige Messung, nötigenfalls mit Synizese, ist an allen Stellen das Gegebene. — Weiteres bei Neue II³ 366.

Im Gesetz zum Mauerbau von Puteoli (CIL. I 2², 698) v. J. 105 v. Chr., eingehauen in der Kaiserzeit, steht 2, 1 und 9 *abiegnieis* und *aesculnieis* gegenüber 2, 4 *abiegnea*; doch auch Gen. Sg. *ostiei*.

Beim Pronomen *is* besteht eine feste und zeitweise alleingültige Schreibung Nom. Pl. *iei*, *ieis*, Dat. Abl. Pl. *ieis*. Das SC. de Bacch. v. J. 186 hat 3 *eeis*, je einmal als Nom. Dat. Abl. Das SC. de Tiburt. (CIL. I 2², 586) v. J. 159 hat *eieis*. Die Lex Anton. de Term. (CIL. I 2², 589) v. J. 71 v. Chr. hat 17 *iei*(*s*) und nur ein *in eisdem rebus*, aber auch *portorieis*; das ist keine falsche graphische Auflösung, sondern gute Tradition. Die Lex Rubria zwischen 49 und 42 hat 5 *iei*(*s*), 1 *ei*; ferner 2 Dat. Sg. *iei*, auch etwa *iudicieis*. Die Lex Jul. munic. v. J. 45 hat durcheinander *isdem* ... *diebus, iisdem*, *eis*, *iei*, *in ieis vieis*, Dat. Sg. *alei*. Die Lex Urson. v. J. 44 hat zu

etwa gleichen Teilen *ii*(*s*) und *ei*(*s*), einmal noch *iei*. Spätere Zeugnisse sind zwecklos[1]).

Wenn nach Sommer S. 73 das Lautzeichen *ei* zu Plautus' und Terenz' Zeiten geschlossenes *ẹ* bezeichnete, das bis auf Accius im allgemeinen in *ī* übergegangen war, so ist nach den oben vorgeführten Schreibungen *eei*, gesprochen *ẹẹ̄*, des SC. de Bacch. durch die Stufen *ẹẹ̄* (SC. Tiburt. *eieis*), *iẹ̄* (*mieis* der Sc. Inschr.) *iī* (inschr. *iei*) in *ī* übergegangen. Die von Sommer angesetzte Kontraktion *meis* fällt mit der Einsilbigkeit von *mieis*. — *i* aus *e* beruht auf Assimilation, nicht wie Brugmann Dissimil. 156[1] annimmt, auf Dissimilation.

Von weniger Sicherem nur dies: ein umstrittenes Formgebiet ist das Perfekt von *īre*; Sommer S. 567 erklärt „**eįai* ..., woraus **eei*, assimiliert *iī* wie *mihi* aus *mehei*"; das entspräche also dem Pronomen *ii*; auch 2. Sg. inschr. *interieisti* 3. Sg. *redieit* ältere Mummius-Inschr., *obieit* CIL. X 1935 kurz vor Chr. Geb. Im Plural könnte man Ausgleichung annehmen in *iimus*, *ierunt* statt **eimus *eerunt*; doch ist zu bemerken, daß lautgesetzliches *e* an anderer Stelle sich ununterbrochen gehalten hat in *eo*, *eunt*, *eam*, *euntis*, *eundum*. Mit abweichenden Auffassungen setzt sich Sommer S. 567, 588 und Krit. Erl. S. 166 auseinander.

München. Manu Leumann.

Umbrisch *purditom*.

Umbr. *purditom* „porrectum", purtiius „porrexeris", purtifele „porricibilem" mit dem bedeutungsgleichen *purdovitu*, purtuvitu, -tuvetu, -tuetu „porricito", purtuvies „porricies" zu vermitteln, hat Brugmann IF. 18, 531f. keinen Weg gesehen, und auch Herbig IF. 32, 82 vermag keine Erklärung zu geben, wenngleich er sich nicht wie Brugmann zur gänzlichen Trennung beider Reihen entschließen möchte. Die Vereinigung gelingt, wenn man eine mit der lateinischen überein-

[1]) Eine Wiederholung der gleichen Entwicklung in späterer Zeit könnte man aus den Schreibungen für den Dat. Sg. *eei eiei iei* herauslesen; ich verweise auf Maurenbrecher Parerga 1916, 10 ff. und Sommer 418, 446 und Krit. Erl. 188.

stimmende Betonungsweise des Umbrischen und außerdem Wandel von *du̯* zu umbr. *d* voraussetzt, für den umbr. *difue* „bifidum" ein bisher nicht allseits anerkannter Beleg ist. Das Partizip **pur-dovītom*, das Adj. **purdovīf(e)li-* und das Fut. II **purdovī-us(t)* wurden durch Synkope des vortonigen *o* zu **pur-du̯ītom* usw., woraus durch Wandel von *du̯* zu *d* die überlieferten Formen. Im Imperativ *purdovītu*, der sich dem Einfluß des Indikativs nicht entziehen konnte, unterblieb nach dem Ind. **púrdovīt* die Synkope, und im Futur *purtúvies* war der Wurzelvokal durch den Akzent geschützt.

Das in seiner Bed. („er gebe"?) ohnedies nicht gesicherte umbr. *dia*, für das man bei Verwandtschaft mit den obigen Worten **dovia* zu erwarten hätte, wird man dann um so entschiedener von ihnen abrücken dürfen.

Innsbruck. A. Walde.

Die Herkunft des irischen Artikels.

Im Anschlusse an eine alte Erklärung Windischs sieht Thurneysen (Handbuch § 462) im zweiten Teil der für die meisten Formen des Artikels anzusetzenden Urform *sindo-*, *sindā* den idg. Pronominalstamm *to-*, *tā-*, der schon vor der Zusammenrückung, etwa in vortoniger Stellung, zu *do-*, *dā* geworden wäre. Der erste Bestandteil *sin-* soll im Nom. Akk. Sg. des Neutrums *(s)a*ⁿ vorliegen.

Diese Erklärung, die außerdem den ersten Bestandteil und dessen Verhältnis zum Demonstrativpronomen *sin* unerklärt läßt, ist jedoch lautlich recht unwahrscheinlich.

Aus Beispielen, wie *int athir* < **ind-h-athir* < **sindos + athēr* „der Vater" geht nämlich klar hervor, daß die Zusammenrückung von *sin + dos* spätestens vor der Synkope erfolgt sein muß; andrerseits aber ist es nicht wahrscheinlich, daß schon damals auch vortoniges *to-* zu *do-* geworden wäre, weil nach dem Zeugnis von Adomnáns Vita Columbae dieser Wandel erst um 700 herum stattgefunden haben kann. Man wird also die Idee, im irischen Artikel den Pronominalstamm *to-*, *tā* zu suchen, aufgeben müssen und Pedersen (Vgl. Gramm. II,

§ 504) recht geben, der bemerkt, daß im Keltischen eben die mit *t*- anlautenden Formen zu Gunsten des anlautenden *s*- ausgemerzt worden seien.

Pedersens Deutung des Artikels ist noch weniger glaublich (Vgl. Gramm. II, S. 193/194): Mit Hinblick auf gall. Neutr. σο-σιν, das er als **so*(*d*) *sendha* „das dort“ analysiert und auf asl. *tạda* ʿillacʾ sowie griech. (ἐν)-θα setzt er eine Grundform **so sendha*, *sā sendha*, *so sendha* an, die dann zu **sosendhos*, *sosendhā*, *sosendha* umgebildet worden wäre; das *o* sei später zwischen den beiden *s* des proklitischen Wortes geschwunden (!); nach Wirken der Hebungsgesetze sei dann das im Gen. u. Dat. Sing. sowie im Nom. Plur. Mask. berechtigte *i* im ganzen Paradigma verallgemeinert worden.

Wieso altes *sendha* im Gallischen schon damals zu σιν geworden sein kann, will mir durchaus nicht einleuchten. Aber auch die Form *sod sendha* scheint mir nicht so erklärt werden zu können, wie es P. will. Die Anknüpfung dieser Form an irisch *sin*, *sund*, cymr. *hwnn*, *hwnnw* usw., für die Pedersen ein inselkeltisches Pronomen **sondo-s* postuliert, und das wohl nicht gut vom Artikel getrennt werden kann, ist allzu phantastisch und gewiß als mißlungen zu betrachten.

Schließlich hat Morris-Jones (Welsh Grammar S. 299) für den irischen Artikel eine Grundform **sendos* angesetzt, die aus dem Adverb **sende* < idg. **sem-dhe*, wozu er ai. *sa-há* (< idg. **sm̥-dhe* ʿam gleichen Orte zusammenʾ) vergleicht, abgeleitet worden sein soll. In etymologischer Beziehung haben wir hier zweifellos die bisher beste Erklärung vor uns, doch vermag auch sie nicht, das gallische σιν zu erklären; auch ist M.-J. der Zusammenhang mit den verwandten irischen und britischen Demonstrativformen nicht klar geworden.

Eine richtige Erklärung kann nur die sein, die uns gleichzeitig die verwandten gallischen, britischen und irischen Formen aufhellt.

Ich führe daher das Neutrum des Artikels auf ein dehnstufiges idg. **sēm* zurück, dessen Ansatz im Hinblick auf ags. *séman* ʿvergleichenʾ, ai. *sāmam* ʿGleichheitʾ, asl. *samъ* ʿipse, solus, unusʾ (der ungedehnte Vokal in griech. εἷς ʿeinʾ < **sem-s*, mit Abtönung ir. *som* ʿerʾ, griech. ὁμός, got. *sama* ʿderselbeʾ

usw.) ganz unbedenklich ist. Diese Form *sēm ist regelrecht gallisch zu *sin* geworden; das ī wurde vor dem silbenschließenden Nasal erst dann gekürzt, nachdem der Wandel ē > ī vorüber war, wie ir. *mí* 'Monat' < *mins < *mīns < *mēns erweist. *sin* ergab dann altirisch im Vorton *(s)a*ⁿ.

Die übrigen Formen des Artikels sind durch Übertragung der Endflexion an eine Adverbialform **sinde* (< idg. **sēm+d(h)e*) entstanden. Den zweiten Bestandteil kann man mit Rücksicht auf ai. *sa-há* (< idg. **sm̥-dhe*) als *dhe* ansetzen, ebensogut aber ist der Ansatz *de* möglich, da auch *suide* 'dieser' höchstwahrscheinlich *de* und nicht, wie Pedersen (II S. 194) will, **idhe* 'hier' enthält; ich sehe nämlich nicht ein, wieso **so*+ *idhe* zu *suide* geführt haben sollte; seine Erklärung ist recht gesucht. Da liegt es doch weitaus näher, *suide* durch Annahme der Übertragung der *jo*-Flexion aus idg. **so* + *de* herzuleiten, das genau griech. ὅ-δε entsprechen würde.

Der Ansatz **sindo-* erspart uns die Mühe, das durchgängige *i* im Irischen durch Analogiebildung zu erklären, weil *i* vor *nd* und *nn* niemals durch Senkung zu *e* werden kann.

Das Demonstrativum ir. *sin*, cymr. *hynn* 'dieses' geht ebenfalls auf den Stamm **sindo-* zurück, während aber der irische Artikel die proklitische Entwicklung darstellt, haben wir hier die irische enklitische Form vor uns; *hynn* läßt sich auf **sindon* zurückführen, während das irische palatale *n* auf die Verallgemeinerung des Gen. Sg. Mask. Neutr. oder des Nom. Plur. Mask. hinweist. Wegen irisch *som* 'er' < **somo-* wird man für irisch *sund* 'hier', cymrisch *hwnn* 'dieser' am besten eine Grundform **son-do-* voraussetzen, die aus idg. **som-d(h)e* in gleicher Weise wie **sindo-* umgebildet worden ist.

Wegen gall., voririsch *sin* wird man sogar annehmen müssen, daß *sindo-* erst hieraus nach dem Muster des älteren *sondo-* geschaffen worden sei. Irisch *sund* ist natürlich ein lokativisch verwendeter betonter Dativ; mcymr. *hwnn*, fem. *honn* sind ganz lautgesetzlich, ebenso wie der Plural *hynn* < **sondī*. Der neutr. Sing. *hynn* braucht nicht, wie Pedersen (II S. 193) meint, eine Pluralform sein, sondern wird auf **sindon* zurückgehen; die Existenz eines alten, gemeinkeltischen Neutrums *sin* < idg. **sēm* genügt vollkommen, um das Ein-

dringen der Form mit *i* in den cymr. neutr. Sing. zu erklären.

Sämtliche besprochenen Formen lassen sich also auf die Ablautstufen idg. **sēm* und **som* der Wurzel *sem* 'ein' zurückführen, teilweise vermehrt um eine Partikel *de* oder **dhe*.

Berlin. Julius Pokorny.

Zu altir. *fitir*.

Im Anzeiger dieser Zeitschrift 38/9 S. 10 bemerkt Pokorny, altir. *fitir* mkymr. *gwyr* 'er weiß' stelle den Rest einer deponentialen Flexion dar und sei dadurch zustande gekommen, daß aus einer III. Pl. Perf. med. *vividrai* (= ai. *vividre*) irgendwie eine III. Pl. Präs. mit gleicher Endung, aber ohne Reduplikation erwachsen sei. Es sei gestattet, zwei Bedenken zu äußern.

1. Im Rigveda ist *vividré* (nebst daraus erweitertem *vividrire*) allerdings als III. Pl. Perf. med. belegt, aber nur als solche von *vid-* 'finden'. Für das Verbum des Wissens, auf das es hier allein ankommt (unbeschadet der eventuellen vorgeschichtlichen Identität beider Verba), kennt das Indische, wie das Awestische und das Griechische, nur aktive Flexion des Perfekts und des daraus erwachsenen Präsens[1]); gAw. *vaēdəmna-* *vaēdamna-* (mit falschem *aē* st. *i*): griech. ἰδόμενος und das griechische Futurum εἴσομαι beweisen für mediale Perfektflexion natürlich nichts. Der Rigveda bietet nur ein Gegenbeispiel: 7, 56, 2 *nákir hy èṣām janū́ṃṣi veda, té angá vidre mithó janítram* (von den Maruts) 'keiner weiß ihre Herkunft; sie nur wissen gegenseitig ihre Abstammung'. Und dieses vedische *vidre* beweist wiederum nur, daß auch ausschließlich aktive Verba zum Ausdruck der Reziprozität mediale Flexion erhalten können. Die Stelle ist der schönste indische Beleg für diese wohlbekannte

---

[1]) Nicht darf man sich auf das von Whitney Roots S. 159 angeführte *vidmahe* berufen. Es findet sich nur als unübersetzbarer Buchstabenkomplex in der Spruchreihe Maitr. Saṃh. II 9, 1 (119, 7 fl.) = Kāṭh. XVII 11 (253, 20); das *vidmahe*, das man in Raghuv. 19, 31 hat lesen wollen, ist, auch gemäß der einheimischen Erklärung, als *vidma he* zu verstehen.

Funktion des Mediums (Delbrück Vergl. Synt. II 430 ff.). — Wenn also *fitir* einer alten Verbalform mit *r* entsprechen soll, kommt ausschließlich das aktive ai. *viduḥ* 'sie wissen' in Betracht.

2. Nicht äußert sich P. über die Singularbedeutung von *fitir*, die zu der Pluralität der verglichnen indischen *r*-Formen, sei es nun *viduḥ* oder *vividre*, nicht stimmt.

Aber obwohl eine Anzahl von Forschern, die sich mit *fitir* beschäftigt haben, an diesem Numeruswechsel keinen Anstoß genommen haben, erscheint er mir als etwas bedenklich; gern hätte man Parallelen dazu. Zwar hat längst schon O. Hoffmann unter allgemeinem Beifall ion.-att. ἦεν, ἦν 'erat' als eine alte, dem ai. *āsan* 'erant' entsprechende III. Pl. gefaßt, die in den Singular hinübergeführt worden sei. Diese Hypothese ist zwar weit besser als Schmidts Erklärung der Form als einer alten III. Sg. Perfekti: das -ν, das aus ἦεν auf den Aor. I. (ἔδοξεν usw.) übergegangen ist, spricht gegen Schmidt; ebenso der Umstand, daß es in der Grundsprache kein Perfekt aus Wurzel *es-* gegeben hat: indoir. *āsa* ist eine Neubildung, die noch im klassischen Sanskrit nicht anerkannt ist. Aber eine Hypothese ist Hoffmanns Erklärung eben doch, der man den Glauben so lange versagen muß, bis eine analoge Numerusverschiebung nachgewiesen und die Unmöglichkeit einer andern Erklärung von ἦεν dargetan ist. (Ist es gleich apers. *āha* 'war'??) Kann man übrigens schon der Grundsprache *ē-* im Anlaut der Pluralformen des Imperfektums zutrauen, da es doch nur im Singular ursprünglich sein kann? Man beachte äol. ἔον 'erant', worin ἐ- Augment sein muß, -ον dem von Meillet richtig erklärten -ον homerischer Formen wie ἐζεύγνυον entspricht.

Freilich glaubte man sich für den Numeruswechsel auf eine evidente Parallele aus dem Griechischen selbst berufen zu können: ἐντι für ἐστι in dorischen Denkmälern. Wie weit man den Beispielen hierfür bei den Bukolikern Glauben zu schenken hat, ist gleichgültig. Durch die zahlreichen Beispiele bei Archimedes (über dessen Gebrauch bes. Heiberg Jahrbücher 13, 562) und den Pythagoreern, und vor allem das freilich spärliche Zeugnis der Inschriften wird jeder Zweifel an der

Tatsächlichkeit der Erscheinung ausgeschlossen. Unter den inschriftlichen Belegen sind sicher z. B. Ialysos (IG. XII 1, 677, 10) ἃ οὐχ ὅσιόν ἐντι ἐσφέρειν und Pisidien (Kaibel Hermes 23, 543 Z. 12) εὐπατρίδας τῆνος καὶ ἐλεύθερος ἀτρεκές ἐντι, während die sizilischen Belege (IG. XIV 765. 432, 2) ἐντι bei neutralem Subjekt zeigen, also mehrdeutig sind. Aber dieses ἐντι 'ist' beweist absolut nichts. Belegt ist es ausschließlich in der Zeit, da sich das Dorische mit der Gemeinsprache kreuzte (so schon Ahrens I 282). Da entnahm auch, wer sein Idiom dorisch färbte, der Gemeinsprache nicht bloß fast sein ganzes Lexikon und seinen Satzbau, sondern auch manche Flexionsform. So stellte Archimedes im Sinne von 'erat' das gemeinsprachliche ἦν neben sein heimisches ἦς (Belege bei Heiberg a. a. O. 564). Jenes ἦν bedeutete dorisch 'erant'; er brauchte also eine Form, die für seine gesprochene Sprache pluralisch war, als Schriftsteller singularisch! Was war natürlicher, als daß er nun auch im Präsens das dorisch dem ἦν entsprechende pluralische ἐντι neben das dem ἦς entsprechende echt singularische ἐστι stellte?

Nicht einen plebeischen Irrtum, sondern eine pure Künstelei stellen die Formen auf -αται -ατο mit singularischer Bedeutung dar, die sich in der Überlieferung des Homer und Hippokrates und bei hellenistischen Dichtern infolge falscher Beurteilung des -ατο finden (Lobeck zu Buttmann ²II 8. 497; Meineke Anal. Alex. 158; Maaß zu Arat. 817), und kritisch zweifelhaft sind die vereinzelten III. Sg. dor. βίβαντι (Poll. 4, 102) und ἀναδείκνυντι (Blass zu Collitz nº 5169, 20).

Über die ganz besondern Bedingungen, unter denen im neugriechischen Imperfektum die III. Sg. mit der III. Pl. zusammengefallen ist, sehe man W. Meyer-Lübke Simon Portius 198 und Buck Classical Philology 13 (1914), 93 ff.

Außerhalb des Griechischen kann ich nur einen Fall nennen: in neupersischen Dialekten soll *en* 'sind' auch im Sinne von 'ist' vorkommen; in welchem Zusammenhang dies hineingehört, weiß ich nicht.

Daß sonst allerdings Pluralformen Singularbedeutung annehmen, ist bekannt; z. B. in der ersten Person aus bekannten Gründen, wohin schließlich *j'équions* 'ich war' u. dgl.

im alten Pariser Argot (Sayce Science of language ²I 311) gehört. Und sicher bezeugt ist das Umgekehrte: pluralische Verwendung der III. Sg. des Verbums. Ich erinnere an die baltischen Sprachen (in Bezug auf welche die Erscheinung zuletzt von Meillet Rocznik slav. 5, 163 und Trautmann Altpreuß. Sprachdenkm. 219 besprochen worden ist) und an das Afghanische (Geiger Grundr. d. iran. Phil. I 2, 220). Aber hier war durch die Verbindung singularischen Verbums mit Subjekt in neutralem Plural und durch das Schema Pindaricum in dem weiten Sinne, wie es Delbrück Vergl. Synt. III, 232 ff. faßt [1]) und erklärt, eine breite Vorstufe geboten. Eine solche Vorstufe gibt es für singularische Verwendung pluralischen Verbums nicht. Die Pluralkonstruktion singularer Kollektiva (Pedersen Vergleich. Gramm. der kelt. Sprachen II 406) spielt eine zu geringe Rolle, und wie sich aus einem ἴσασι 'man weiß' ein 'er weiß' hätte entwickeln sollen (Vendryes Revue celt. 34, 141), sieht man nur schwer.

Ich leugne nicht unbedingt die Möglichkeit derartiger Umwertung, aber sichre Nachweise tatsächlichen Vorkommens und eine einleuchtende Erklärung vermißt man noch.

3. Ein positives Urteil über die Herkunft von *fitir* abzugeben, liegt außerhalb meiner Kompetenz. Nur möchte ich auf griech. ἴδρις 'wissend', das gewiß ein Erbwort ist, aufmerksam machen: an Stellen, wie Odyssee η 108 Φαίηκες περὶ πάντων ἴδριες ἀνδρῶν νῆα ἐλαυνέμεν und Aesch. Ag. 446 εὖ λέγοντες ἄνδρα τὸν μὲν ὡς μάχης ἴδρις, dient es ohne Beisatz des Verbum substantivum als Prädikat.

Basel. J. Wackernagel.

---

[1]) Den mannigfachen Belegen, die Delbrück bringt, sei das neuäolische ἔστι für εἰσι beigefügt, das Bechtel Aeolica 7 f. 62 bespricht; vgl. διαδεδίκασται αἰ δίκαι auf einer äolischen Inschrift des 2. Jahrh. in Milet (nº 152, 20). Dagegen ΕΣ auf Z. 35 der bekannten Inschrift von Naupaktos (Inscript. Gr. IX 1, 334 = 1478 Coll.) im Sinne von ἦσαν zu fassen, nach dem von Brugmann (IF. 38, 138) gebilligten Vorschlage B. Keils (IF. 36, 236 f.), geht nicht an; wie kann man aus einer kritisch verzweifelten Stelle eine solche Folgerung ziehen wollen!

Zu der altpersischen Stelle in Aristophanes' Acharnern (oben S. 93 ff.).

In der reichhaltigen Literaturübersicht, die J. Friedrich seiner Deutung von Aristoph. Ach. 100 vorausgeschickt hat, vermißt man besonders einen Hinweis auf den kurzen Artikel von E. Kuhn KZ. 31, 323 f. Kuhn verzeichnet noch weitere von Friedrich nicht angeführte Deutungsversuche und schließt sich selbst grundsätzlich der von vornherein wahrscheinlichen Ansicht Westphals an, daß der Vers zwar altpersisches Sprachgut enthalte, aber darin solche Worte, die etwa ein Grieche aus persischem Munde öfter hören mochte, zusammenhangslos aneinander gereiht seien. Das einzelne möge man an der angeführten Stelle einsehen; man wird schwerlich darüber hinauskommen.

Jedenfalls ist an Friedrichs Deutung (*hy' artamanā Xarxas abiy Yaunā xšaʳā* 'der frommgesinnte X. an das attische Reich') sehr vieles anstößig, ganz abgesehen von der an der überlieferten Textform geübten Gewaltsamkeit. Einmal die Annahme, daß in dem überlieferten απι ein persisches *abiy* stecken könne. Die Griechen geben persisches *b* teils durch β, teils durch μ wieder; das π wäre um so merkwürdiger, als nun feststeht, daß die altpersischen Laute, die man *b d g* zu schreiben pflegt, Spiranten waren (so Andreas, vgl. Meillet Grammaire du vieux perse 66). Ferner kommt ein undenkbarer persischer Text heraus. Die unpersönliche Bezeichnung des Adressaten durch das Wort 'Reich' widerspricht allen stilistischen Gewohnheiten, und ganz seltsam ist die vorausgesetzte Wortstellung; nur X. *hya artamanā* entspräche persischem Gebrauch (vgl. Meillet S. 197 f.); Beispiele aus dem jüngern Awesta sind ohne Beweiskraft.

Basel. J. Wackernagel.

Die 2. Pers. Sg. Perf. st. Flexion im Westgermanischen.

Nachdem schon J. Grimm Gesch. d. d. Spr. S. 487 in dem Auftauchen des Vokals *-i* (*-e*) in der 2. Pers. Sg. Perf. der starken Verba im As., Ahd., Ags., Afries. einen Übergriff der

Flexion des Konj. in den Ind. gesehen hatte, hat Scherer ZGddSpr.[1] 194 die Auffassung, daß hier in der Tat eine Optativform an die Stelle der echten Indikativform auf *-t* getreten sei, näher begründet und zu erklären versucht.

Er hat dafür zunächst allgemeine Zustimmung gefunden, und einzelne Gelehrte sind wohl bis heute bei seiner Ansicht geblieben: so Kluge Urgermanisch[3] (1913), S. 188 (§ 199) und besonders nachdrücklich van Helten PBB. 17, 554. 28, 545 f. Im allgemeinen aber hat sich die Hypothese durchgesetzt, welche v. Fierlinger KZ. 27, 430 ff. aufgestellt hat und wonach es sich bei jener dem Westgerm. eigentümlichen Neuerung vielmehr um die Aufnahme einer Aoristform in das Paradigma des Perfektums handle. Mit eigener Formulierung vertritt wesentlich die gleiche Auffassung Brugmann Grdr. II 1261; Streitberg Urgerm. Gramm. S. 324 f. gibt v. Fierlingers Erklärung jedenfalls den Vorzug vor derjenigen Scherers, fügt aber ausdrücklich hinzu: „für endgültig bewiesen kann diese Theorie freilich noch nicht gelten"; am entschiedensten treten auf v. Fierlingers Seite Wilmanns D. Gr. III 1, S. 31 (§ 19) und R. Löwe, Germ. Sprachwissenschaft[3] II 85, der einzige der, soviel ich sehe, ein neues Moment in die Wagschale zu werfen versuchte, indem er die Bewahrung des *-t* bei den Präteritopräsentien heranzog: „die präsent. Bedeutung hinderte hier das Eindringen einer Aoristform".

Ich sehe es nicht als einen Mangel der scharfsinnigen Hypothese v. Fierlingers an, daß sie die Herausbildung der neuen westgerm. Formen auf drei Stadien verteilen muß, wohl aber, daß sie schließlich doch nicht auskommt, ohne den Optativ heranzuziehen.

Als lautgesetzlich korrekte Aoristformen können zunächst nur die kurzstämmigen mit Schwundstufenvokal angesprochen werden, also die Typen: as. *biti* (< **bitiz*), *bugi* (< **bugiz*).

In dem Typus as. *hulpi*, *bundi* haben wir freilich die für den Aorist verlangte Schwundstufe, aber die Bewahrung des *-i* widerspricht dem Sieversschen Synkopierungsgesetz, kann also nur aus Analogie der beiden ersten Klassen erklärt werden.

Die letzte Gruppe schließlich: as. *nâmi*, *gâbi*; *fôri*; *slêpi* stellt überhaupt keine Aoristformen dar: es sind sichere Optative: **nêmîz*, **gêbîz*; **fôrîz*; **slêpîz*, und ihr Eindringen in das Paradigma wird uns damit erklärt, daß die erste und zweite Gruppe formell als Optative gedeutet werden konnten, nachdem sich auch **bitîz*, **bugîz*; **hulpîz*, **bundîz* zu *biti*, *bugi*; *hulpi*, *bundi* entwickelt hatten.

Den Vorgang an sich halte ich nicht für unwahrscheinlich, aber wenn es möglich war, die Formen *biti*, *bugi*; *hulpi*, *bundi* innerhalb des Indikativ-Paradigmas als Optative zu deuten, da sie nur so die echten Optative *nêmi*, *gêbi; fôri; slêpi* angezogen haben können, so lenkt dies doch unsere Aufmerksamkeit wieder auf die alte Scherersche Hypothese zurück und drängt uns die Frage auf: wenn wir einmal den Optativ zur Erklärung nicht umgehen können, welche Nötigung liegt dann vor, die sonst nirgends für das Germanische bezeugten Aoristformen für diesen einen Fall zu konstruieren?

v. Fierlinger hat nachdrücklich und offenbar mit starker Wirkung betont: „die Annahme eines spontanen Übertritts einer Optativform in den Indikativ wäre doch zu sehr gegen unsere Erfahrung, um glaublich zu erscheinen.“ Diesen Einwand, nicht nur den stärksten, sondern eigentlich den einzigen den er selbst erhoben hat, glaube ich beseitigen zu können, indem ich auf die funktionelle Berechtigung des Opt. gerade an dieser Stelle des Paradigmas hinweise.

Es handelt sich um die zweite Person! Das ist die Person in erster Linie nicht des Aussage-, sondern des Fragesatzes; aus dem Fragesatz stammen die westgermanischen Formen, es sind echte Optative: aus der Sphäre des Optativus dubitativus oder potentialis. Ich behaupte nicht, daß der Optativ von Hause aus der einzige Modus des direkten Fragesatzes gewesen sei, es hat gewiß daneben eine bestimmte Frageform gegeben, und diese hat in den meisten Sprachen gesiegt. Im Westgermanischen aber muß es zeitweise anders gelegen haben: da hat die Form der unbestimmten Frage die der bestimmten soweit verdrängt, daß sie schließlich auch in die Aussage übernommen wurde. Ich möchte also für die Geschichte unseres Prozesses drei Stadien ansetzen:

	Aussage:	Frage:
I.	*þu gaft*	*gaft þu?* und *gêbi þu?*
II.	*þu gaft*	*gêbi þu?*
III.	*þu gêbi*	*gêbi þu?*

Daß eine in der Inversion, im Fragesatz zur Ausbildung gelangte Form der 2. Pers. Sing. in die normale Wortstellung übernommen wird, wiederholt sich bekanntlich im spätern Westgerm. vor unsern Augen im Ind. Präs.: es genügt die ahd. Entwicklungsreihe vorzuführen: *gibis du?* — *gibistu?* — *gibist du?* — *du gibist!*

Was freilich den Optativ im direkten Fragesatze betrifft, so ist das Material nicht so reichlich und nicht so eindrucksvoll, wie ich wünschen möchte, um meine Neubegründung der alten Ansicht über die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit zu erheben. Das liegt zum großen Teil an der Natur unserer literarischen Überlieferung, welche die Sprache des täglichen Umgangs, des sprachlichen Verkehrs zwischen Eltern und Kindern, Herrn und Diener, Richter und Angeklagten, von Ehegatten, Kriegskameraden, Arbeitsgenossen untereinander mit ihren tausend Möglichkeiten der zweifelnden Frage gar nicht zur Geltung kommen läßt. So unbestritten fest die Tatsache steht, daß wir selbst täglich und fast stündlich die zweite Person im Fragesatz gebrauchen, während Tage vergehn können, ohne daß wir eine Aussage in der zweiten Person Prät. machen — den Versuch, das aus Beowulf, Heliand und Otfrid zu bestätigen, erkannte ich bald als aussichtslos. Auf jüngeren Sprachstufen aber ist der Optativ resp. Konjunktiv längst geschwunden und wird entweder durch Partikeln ('wohl', 'vielleicht', 'etwa') oder durch eine kondizionale Ausdrucksweise ersetzt: 'wärest du (etwa)...?', 'hättest du (wohl)...?', 'solltest du (vielleicht)...?'. — In anderen Fällen des Konjunktivgebrauches handelt es sich deutlich um eine elliptische Ausdrucksweise: Sätze wie 'was würdest du tun?', 'was hättest du getan?' haben mit dem was uns hier interessiert, gar nichts zu tun.

Gleichwohl kann darüber, daß auf älteren Sprachstufen der Optativ (und in seiner Ersetzung der Konjunktiv) zum Ausdruck der zweifelnden direkten Frage in weiterem Umfang

angewendet wurde, trotz der angedeuteten Ungunst der Überlieferung kein Zweifel bestehen. Ohne eigene Orientierung auf fremdem Gebiete verweise ich nur kurz auf Speijer Sanskrit Syntax S. 264; Kühner-Gerth Ausführl. Gr. d. griech. Spr. II³ 1, S. 130; Kühner Ausführl. Gr. d. lat. Spr. II 1, S. 137 (Conjunctivus deliberativus: fast ganz auf die erste Person beschränkt); Delbrück Vergleich. Syntax II S. 372. 394 und wende mich dem Germanischen zu.

Für das Nordische belegt Nygaard Norrøn Syntax § 186 den erwägenden und zweifelnden 'Konjunktiv' im direkten Fragesatze, z. B. *hvat mege fótr fœte veita?* Havam. 13, 3; ferner liegt der kondizionale Gebrauch § 187 Anm. 1. — Den ziemlich umfangreichen Gebrauch, den das Gotische vom Optativ in der direkten Frage macht, haben A. Köhler Germanist. Stud. I S. 93 ff. und besonders C. Schirmer Über den syntakt. Gebrauch des Optativs im Gotischen (Marb. Diss. 1874) S. 17—22 nachgewiesen: er gibt hier das griech. Futurum, den griech. Konjunktiv und den griech. Indikativ wieder, seine Anwendung geht also weit über das Griechische hinaus. Belege für den Opt. Prät. sind freilich in der Minderzahl, aber ein Fall wie *aiþþau in namin Pawlus daupidai weseiþ?* I Kor. 1, 13 = ἢ εἰς τὸ ὄνομα Παύλου ἐβαπτίσθητε; ('oder etwa') ist doch sehr charakteristisch.

Innerhalb des Westgermanischen fehlte es mir lange ganz an Belegen für den 'Konjunktiv' in der direkten Frage, bis ich durch O. Henk Die Frage in der altengl. Dichtung (1904, Kieler Stud. z. engl. Phil. Heft 5) S. 12 f auf die ags. Übersetzung der Metra des Boethius in allit. Langversen aufmerksam wurde, aus denen hier 12 gesicherte Fälle aufgeführt werden. Nun steht diese stabreimende Version der Metra in einem sehr engen Verhältnis zu der unter König Aelfreds Namen überlieferten Übersetzung der ganzen Consolatio Philosophiae in Prosa [1]): sie ist unzweifelhaft auf Grund eben dieser Prosabearbeitung in Verse umgegossen, ob von Aelfred selbst, wie das Prooemium meldet, oder von einem anderen, darüber

[1]) Ich zitiere nach der Ausgabe von Sedgefield: King Alfreds old english version of Boethius (Oxford 1899), die S. 1—194 die vollständige Prosa, S. 151—204 die Stabreimfassung der Metra bietet.

wird seit Jahrzehnten in Dissertationen gestritten. Ich selbst habe nicht Zeit gehabt und besitze im Augenblick auch nicht das Rüstzeug, um die Frage zu entscheiden, aber auf Grund des eigentümlichen Verhaltens im Punkte der Fragesätze wäre ich geneigt, sie zu Gunsten des königlichen Schriftstellers zu bejahen, wie ten Brink Gesch. d. engl. Lit. I, 101. Die beiden Versionen zeigen nämlich die gleiche Neigung zur Verwendung des Konjunktivs in der direkten Frage[1]), und zwar auch dann, wenn sie im Ausdruck voneinander abweichen: in 8 von den 12 Fällen treffen wir den Konjunktiv auf beiden Seiten; ich beschränke mich auf ein paar charakteristische Belege.

Pr. 46, 8. 9 *hwi ge wilnigen . . .?*
odđe hwi ge seon on swa idelan geswince . . .?
M. X 18 f *. . . hwi eow a lyste?*
hwy ge ymb đæt unnet ealnig swincen?
Pr. 73, 24. 25 *Hwæđer ge nu secan gold on treowum?*
27. 28 *Hwæđer ge nu settan . . .?*
29. 30 *Hwæđer ge nu eower hundas . . . lædon . . .?*
M. XIX 5 *hwæđer ge willen on wuda secan . . .?*
10 *hwy ge nu ne settan on sume dune . . .?*
15 *hwæđer ge nu willen wæþan mit hundum . . .?*

Damit dürfte auch für das Westgermanische, auf das es uns besonders ankommt, der Gebrauch des alten Optativs im direkten Fragesatz ausreichend gesichert sein. Dieser Gebrauch aber gab die Grundlage ab für das Eindringen der Optativform der 2. Pers. Sing. in das Paradigma des Ind. Prät. Daß die Präteritopräsentien diesen Prozeß nicht mitmachten, dafür kann ich denselben Grund anführen, den R. Löwe nur als Bestätigung für das Aufkommen der Aoristform geltend machen wollte: es handelte sich eben um eine Optativform des Perfektums, die ihren Tempuswert beibehalten hatte und somit für die Präteritopräsentien nicht zu brauchen war.

Göttingen. Edward Schröder.

---

[1]) Weitere Belege gibt Wülfing Die Syntax in den Werken Alfreds d. Gr. II (1897) S. 71 f.

Zu IF. 39, 130.

Zu Brugmanns Erklärung schreibt mir Edw. Schröder: „In den Fällen *gadróbe* und *patérr* konkurriert mit dem Schwund durch Ferndissimilation ebenso wie bei *Gedrút* (ZfdA. 58, 95) ein anderes Prinzip: die Erleichterung der vortonigen Silbe. Wenn in *Magrétchen* die Dissimilation nahe liegt und in *attillerie* (*attollerie*) wenigstens nicht ausgeschlossen erscheint, steht die Sache bei dem von mir im Felde immer wieder gehörten *mameláde* und besonders dem weitverbreiteten *katóffel, katúffel* deutlich anders. Auch in *osterluzei* aus *aristolochia* ist das *r* geschwunden, ehe die Akzentverschiebung eintrat und demnächst die 'Volksetymologie' wirkte. Das Bewußtsein, daß in vortoniger Silbe durch nachlässige Artikulation leicht etwas ausfällt, führt dann zu falschen Restitutionen: *kantúffel* (Holstein) setzt *katúffel* voraus, wie die ganz üblichen Vulgärformen *kartún* und *kantún* für *kattún*. Ich erinnere mich, auch schon *Manthilde* gehört zu haben für den Frauennamen, und vermute, daß dem ein *matilje* (für *mantilla*) gegenübersteht.“ [1])

W. Str.

Zu IF. 39, 72: ae. *bēocere*.

Ae. *bēocere* 'bee-keeper' ist schon einmal gedeutet worden, freilich an versteckter Stelle: von A. Pogatscher in einer Besprechung im AfdA. 25, 6. Seine Erklärung stimmt mit der von Holthausen gegebenen überein. — Ndl. Mundarten haben eine ähnliche Form: *bijker;* vgl. J. Franck und N. van Wijk Etym. Woordenboek der nederlandsche Taal S. 274. Das germ. Wort ist als *bigre* ins Französische entlehnt worden; vgl. D. Behrens, Beiträge zur frz. Wortgeschichte und Grammatik, Halle 1910, S. 291 f. und Verf., Z. f. frz. Spr. u. Litt. 35[2], 108.

Gießen. Wilhelm Horn.

[1]) Daß anderseits der Akzentmangel zur Wirkung der Ferndissimilation nicht notwendig ist, zeigte ein Hinweis von Lessiak ZfdA. 58, 240 E. S.

Zu IF. 39, 67: got. *wit* 'wir beide'.

Seit J. Grimm Deutsche Grammatik I[1], 343 nimmt man im Hinblick auf litauisches *vè-du*, *jù-du* an, daß in den Dualen got. ae. as. *wit*, an. *vit* 'wir beide' und ae. as. *git*, an. *it*, ahd. *ëz* 'ihr beide' das Zahlwort 'zwei' steckt. Aber die lautliche Erklärung der germ. Formen macht Schwierigkeiten, vgl. Streitberg in der Festschrift für Windisch, Leipzig 1914, S. 224 ff. und neuerdings H. Hirt Geschichte der deutschen Sprache, München 1919, S. 71. Holthausen IF. 39, 67 hat schließlich „aus lautlichen Gründen" die Gleichung *wit* = *vèdu* aufgegeben. Er möchte vielmehr in *wit* eine Zusammensetzung von *we* mit der Partikel δε sehen. Das würde zwar die Form erklären, nicht aber die Dualfunktion. Ich weise deshalb darauf hin, daß ich mich neuerdings mit *wit* beschäftigt habe im Zusammenhang mit der Frage der Abhängigkeit des Sprachkörpers von der Funktion; vgl. meine Abhandlung über „Sprachkörper und Sprachfunktion" (Palästra 135), Berlin 1921, § 51 und Nachträge.

Gießen. Wilhelm Horn.

Nachträge zu IF. 39, S. 93 ff. und 102 ff.

S. 94, Z. 11 von unten lies: S. 96, Anm. 2.

S. 97, Z. 15 lies: S. 96, Anm. 1.

S. 99 ist am Ende hinzuzufügen, daß auch im Altpersischen Voranstellung des Relativs vor sein Beziehungswort vorkommt, z. B.: *hyā amāxam taumā* 'unsere Familie' Bh. I § 3.

S. 102, Z. 1 von unten lies: קרת חדשת. (Für Belege ist statt auf Schröder besser auf Lidzbarski Handbuch der nordsemitischen Epigraphik, Weimar 1898, S. 365 zu verweisen.)

S. 103, Z. 14 lies: קרם, auf derselben Zeile lies: Hauchlaut. Z. 15 lies: חנבעל. In Anm. 1 sind die Belege aus Lidzbarski Kanaan. Inschr. und Schröder besser durch Hinweis auf das schon oben angeführte Lidzbarski Handbuch der nordsem. Epigr. S. 277 zu ersetzen.

Zu S. 104, Z. 12 ist zu bemerken, daß JG VII 2407 das dorische Καρχαδόνιον inschriftlich belegt ist.

Borna b. Leipzig. J. Friedrich.

Lat. *cuprum*, griech. Κύπρος und idg. **ajos*.

Hüsing hat auf Grund eines elamischen *čupar* 'Kupfer' eine kaukasische Grundform **kupar* erschlossen und davon Κύπρος und *cuprum* abgeleitet (zuerst Memnon 1, 213). Pokorny hat dies (KZ. 49, 126 ff.) übernommen und die Gleichung aufgestellt: *cuprum* : **kupar* = idg. **ajes-* : *Ajasja* 'Kypern'. So verlockend diese Gleichungen klingen: man darf nicht übersehen, daß ihre orientalischen Voraussetzungen teilweise auf schwachen Füßen stehen.

El. *čupar*, jünger *süpar*, neben *čapar* soll die Quelle des assyrischen *siparru* 'Kupfer' sein; daß die el. und ass. Worte zusammenhängen, liegt auf der Hand, fraglich ist nur, in welcher Richtung die Entlehnung gegangen ist. Die Entscheidung liefert das Sumerische: hier heißt *zabar* 'Kupfer' (Delitzsch Sum. Glossar 219); das Verhältnis *zabār*: *sipárru* mit dem Ersatz der Medien durch Tenues und der Schwächung des vortonigen *a* zu *i* entspricht vollkommen den sonstigen bab.-ass. Vertretungen der sumerischen Laute in den ältesten Entlehnungen (zahlreiche Beispiele bei Leander D. sum. Lehnw. im Ass. S. 58, 63, 66). Darnach ist es schon lautlich so gut wie sicher, daß ass. *siparru* aus sum. *zabar* unmittelbar entlehnt ist. In Betracht käme nur Entlehnung des sum. *zabar* aus dem Elamischen. Dagegen sprechen erstens allgemeine Gründe; denn älter als die Beziehungen zwischen Sumerern und Elamitern sind nach Ausweis der Funde die zwischen Babyloniern und Elamitern. Ferner, el. *čupar* ist selten und spät überliefert, viel häufiger ist *sah̬i* 'Kupfer', das bereits ein und ein halbes Jahrtausend früher in den protoelam. Inschriften erscheint (Frank Z. Entziff. d. altel. Inschr. 29). So spricht die Überlieferung dafür, daß *sah̬i* das einheimische Wort für Kupfer war und *čupar* erst gegen Ende des 2. vorchristl. Jahrtausends aus *siparru* entlehnt ist, als altelam. *u* bereits zu *ü* oder *i* geworden war. Entschieden wird die Frage endlich dadurch, daß *zabar* außer 'Kupfer' auch 'glänzend' bedeutet und eine durchsichtige sum. Etymologie besitzt; es besteht, wie Delitzsch erkannt hat, aus *zà* 'Stein, Edelstein' und *bar* 'hellsein', hauptsächlich von Sonne und Feuer gebraucht. Durch einige ebenso

gebildete Zusammensetzungen wie *zagín* zu *gín* 'hell, glänzend' usw. wird diese Deutung über jeden Zweifel erhoben. Damit erweist sich *zabar* als uraltes sum. Wort einer Zeit, da die Sumerer ein Volk mit Steinkultur waren und das Kupfer noch als seltnen Schmuck einem Edelstein gleich achteten. Das führt mindestens ins 5. vorchr. Jahrtausend. Von den Sumerern haben dann Babylonier und Elamiter das Wort übernommen; el. *č*, meist nach Weißbach und Foy *z* geschrieben, gibt in Eigennamen und Lehnwörtern apers. *z* außer vor Konsonant, *č*, *ǰ*, bab. *z*, *ṣ* wieder und dürfte palatales *s* bedeuten[1]). Also besteht auch keine Schwierigkeit el. *č* (*z*) zu rechtfertigen. Damit fällt die Verknüpfung von Κύπρος mit *čupar* (phonet. etwa *šüpar* oder *žübar*). Denn daran ist nicht zu denken, daß *zabar* wie zu den Babyloniern und Elamitern so auch an die syrische oder kilikische Küste gewandert sei: weder *siparru* noch *zabar* (d. i. *ẓebār*) konnten jemals Κύπρος mit velarem κυ und Synkope der langen (Ton-) Silbe ergeben.

Κύπρος hat also mit der besprochenen Wortgruppe nichts zu tun (noch weniger natürlich *cuprum*, das erst spätlat. ist und die bekannte adjektivische Verwendung von Ortsnamen im Lat. zeigt). Wie Κύπρος zu deuten ist, läßt sich nicht sagen, da wir die einheimische Sprache nicht kennen; nur soviel steht fest: von den Phönikern kann es nicht stammen, denn die Griechen waren bereits Jahrhunderte vor diesen auf der Insel.

Die Ablehnung der Deutung von Κύπρος und *cuprum* aus dem Kaukasischen besagt natürlich nichts gegen die Etymologie idg. **aios* aus *Ajasja* 'Kypern'. Man dürfte diese wohl für sehr wahrscheinlich halten, wenn nur *Ajasja* sicher stünde. Überliefert ist in den Amarna-Tafeln um 1375 für Kypern der Name *Alašia* (s. Knudzton El. Am.-T. bsd. II, 1077). Die Ägypter geben das mit *ỉɜ-rɜ-šɜ* oder *ỉɜ-rw-šɜ* wieder, was als *ɜ-l-š* zu lesen ist; die Vokale bleiben dabei unbezeichnet. Ein Jahrhundert eher tritt daneben ein andrer Name für Kypern auf, der auch in der Folgezeit häufiger ist als *Alašia*:

[1]) Durchs El. wird, nebenbei gesagt, auch die gewöhnliche Auffassung der iran. *č* und *ǰ* als *tš*-Laute wenigstens fürs Apers. widerlegt; sie müssen einfache palatale Zischlaute gewesen sein.

ỉ-*swj-j* d. i. ꜣ-*s-j*. Aus der Ähnlichkeit mit ꜣ-*l-ś* und weil es unwahrscheinlich sei, daß zwei Namen für Kypern gleichzeitig zu den Ägyptern kamen, hat Hüsing (Or. Lit. Z. 1907 Sp. 27) geschlossen, daß dies als ꜣ*iasja* (*Ajasja*) zu lesen sei, was die jüngere Form von *Alašia* darstelle. Das ist allerdings eine bloße Möglichkeit, zudem in dieser Form nicht haltbar: erstens widerspricht sie der Überlieferung, in der ꜣ-*s-j* die ältere, ꜣ-*l-ś* die jüngere Form ist; zweitens hat sich *Alašia* in Kypern bis in griechische Zeit erhalten, da ein Apollon auf einer griech.-phönik. Bilingue des 4. Jahrhunderts als Αλασιωτας erscheint; ja vielleicht lebt der Name im heutigen *Alassos* und *Ailasyka* fort. Dennoch dürfte Hüsings Lesung *Ajasja* das Richtige treffen. Als Beweis betrachte ich einige Schreibungen des 12. Jhdts. (Lepsius Denkm. III 229 c u. Burchardt Altkanaan. Fremdworte II 7 no. 111), die ỉꜣ-*jr*ꜣ-*ś*ꜣ zeigen. Das kann nur *Ajlasia* oder *Ajasia* meinen. Auch die Nichtschreibung des Endungs-*ia* in ꜣ-*r-ś* gegenüber *Alašia* mag darauf hindeuten, daß wir ꜣ-*s-j* zu Recht als ꜣ*ia-s-ja* lesen dürfen.

Darnach lautete der einheimische Name für Kypern etwa **Aⁱl'aśia*; die Palatalisierung könnte im heutigen *Ailasyka* fortleben. Die Ägypter hörten dies als *Aiasja* und schrieben daher ꜣ-*s-j*; nur während ihrer syrischen Herrschaft übernahmen sie wie bei anderen asiatischen Namen die keilschriftliche Schreibung *Alašia* (ꜣ-*r-ś*). Das kypr. Griechisch dagegen kannte ein mouilliertes *l'* und schrieb daher Αλασ-. Ja man darf wohl vermuten, daß die lange Erhaltung des urgr. *l'* im Kypr. den Vorgriechen zuzuschreiben ist, denen *l'* geläufig war. Die Indogermanen gaben dagegen *Aⁱl'aś*[*ia*] durch **ai̯os* wieder, offenbar, weil sie eher *i̯* als *l* hörten: aus der Geschichte des idg. **l̥* und aus anderen einzelsprachlichen Entwicklungen läßt sich vermuten, daß idg. **l* im allgemeinen velar ausgesprochen wurde und daher zur Wiedergabe von *l'* ungeeignet war. Bei dieser Annahme verschwindet zugleich eine Schwierigkeit, die bisher die zeitlichen Ansätze machten: wäre *Ajasja* die jüngere Form des Inselnamens seit etwa 1500 (höher dürfte man nicht hinaufgehen), so könnte **ai̯os* erst in der zweiten Hälfte des zweiten vorchr. Jahrtausends entlehnt sein; zu einer Zeit, da bei allen idg. Stämmen die Bronzekultur längst bestand und

im Widerspruch zur bekannten Tatsache, daß **ai̯os* der älteste idg. Metallname ist, wie das sächliche Geschlecht fast aller einzelsprachlichen Metallnamen beweist; sie wurden darnach gebildet, weil sie häufig als Apposition zu **ai̯os* traten. Darum konnten sie leicht als Adjektive empfunden werden: daraus erklärt sich die auffällige Tatsache, daß einige alte idg. Metallnamen fremder Herkunft volksetymologisch zu Farbenadjektiven umgedeutet und darnach lautlich verändert wurden.

Am sichersten scheint das nachweisbar an der Gruppe ai. *lōhá-ḥ*, abulg. *ruda*, aisl. *raude* 'Kupfer' aus **roudhos* anscheinend zu idg. **reudh-* 'rot'. Aber daneben steht lat. *raudus*, *rodus*, *rudus* und *rudis* mit abweichendem *d* und fremdartigem Vokalismus und ahd. *aruzzi* aus vorgerm. **orud-* wieder mit *d*, unerklärlichem Vokal und mit Vorschlags-*o*, das germ. unerhört ist. Falls auch die Sippe mir. *lūaide*, ags. *lēad* . . . daher gehört, die auch in *lōhá-ḥ* vorliegen könnte (Hirt PBrB. XXIII 355), so kommt noch der dem Idg. fremde Wechsel von *l* und *r* hinzu. Jedenfalls zeigen die abweichenden Formen durch ihr Schwanken, daß die Wortsippe entlehnt ist; die etymologisch undurchsichtigen Wörter müssen das Ursprüngliche bewahrt haben: das drängt auf einen Ansatz **orūd-* oder ähnlich. Damit bestätigt sich Hommels Ableitung der idg. Wörter aus dem sum. *urud* (phonet. etwa *örūd*), die sachlich so ansprechend ist, lautlich bisher verlockend, nun auch gerechtfertigt erscheint. Ähnlich liegen die Dinge bei dem Silbernamen kelt. **arganto-*, lat. *argentum*, ἄργυρος, arm. *arcatʿ*, av. *ərəzata-*, ai. *rajatam*. Hier macht kelt-lat. *ar* Schwierigkeiten (was sich freilich bei lat. *arguo* wiederholt; aber ist dessen Zugehörigkeit so sicher?); Griech. weicht im Suffix ab, das durch phyrg. γλουρεα 'Gold' als alt erwiesen wird und eher auf das 'kleinasiat.' Suffix -υρος weist, als auf *-ro* Ableitung aus einem *u*-Stamm. Ebenso fällt arm. *arcatʿ* statt **arcantʿ* aus der Reihe, mit einem Suffix, das auch *erkatʿ* 'Eisen' zeigt; dieses stammt nachweislich aus dem Kaukasischen, doch ohne daß eine Beeinflussung von *arcatʿ* durch *erkatʿ* sprachlich nachweisbar oder sachlich wahrscheinlich wäre. Schrader hat aus kulturgeschichtlichen Gründen schon lange (Reall.[1] 764 ff.) zu erweisen gesucht, daß das Silber von Armenien aus zu

den anderen Idg. gewandert und dort nach dem Vorbild von *arcatʿ* mit dem entsprechenden Adjektivum genannt worden sei. Dann ist aber das arm. Wort nach der Parallelbildung *erkatʿ* sicher auch ein kleinasiat. Wort — wenn es auch noch in keiner kleinasiatischen Sprache nachgewiesen ist —, das auf seiner Wanderung an das Farbenadjektiv **r̥g-n̥tóm* oder **arg-n̥tóm*? 'glänzend, hell' angeschlossen und umgedeutet wurde; ἄργυρος könnte somit selbständige Entlehnung aus einer kleinasiat. Sprache sein. Weitere Vermutungen drängen sich auf, lassen sich aber gegenwärtig nicht beweisen.

Jedenfalls genügt schon das eine Beispiel sum. *urud*: idg. **roudho-* usw., um das Alter von idg. **ai̯os* zu erweisen. Denn diese Entlehnung läßt sich zeitlich ungefähr festlegen: sie muß spätestens zu Beginn des dritten Jahrtausends stattgefunden haben, bevor nämlich auslaut.- *d* im Sum. geschwunden war; und sie ist älter als die Entlehnung ins Bab.-Ass., dessen *erū* 'Kupfer' auf ein jüngersum. *uru* zurückgeht. Damals muß idg. **ai̯os* also bereits bestanden haben; es mag nach dem Gesagten spätestens um 3000 v. Chr. von Kypros übernommen sein. Das ist nicht nur sachlich sehr ansprechend, sondern stimmt ausgezeichnet auch zu den Zeitansätzen der Vorgeschichte.

Leipzig. Gunther Ipsen.

Sachverzeichnis.

Wortverzeichnis.

I. Indogermanische Sprachen.

II. Nichtindogermanische Sprachen.

W. Porzig.

ANZEIGER

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG

ACHTUNDDREISSIGSTER UND NEUNUNDDREISSIGSTER BAND

1920
BERLIN UND LEIPZIG
VEREINIGUNG WISSENSCHAFTLICHER VERLEGER
WALTER DE CRUYTER & CO.
vormals G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG; J. GUTTENTAG, VERLAGSBUCHHANDLUNG; GEORG REIMER; KARL J. TRÜBNER; VEIT & COMP.

C. A. Wagner Buchdruckerei A.-G., Freiburg i. B.

Inhalt.

Bücherbesprechungen: Seite



ANZEIGER
FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN
HERAUSGEGEBEN
VON
WILHELM STREITBERG.

38. UND 39. BAND.

Windisch E. Geschichte der Sanskrit-Philologie und Indischen Altertumskunde. I. (Grundriß der Indo-Arischen Philologie und Altertumskunde 1. Band, I Heft B.) Straßburg. Karl J. Trübner. 1917. VII + 208 S. Subskriptionspreis 10.50 Mk., Einzelpreis 12.50 Mk.

Dieser erste Teil führt die Geschichte der Indischen Philologie und Altertumskunde von ihren Anfängen (Abraham Roger, 1651) bis zu Christian Lassen. Diesem, "der in höherem Grade, als es seinen Vorgängern möglich war, die Ergebnisse der Philologie mit denen der Altertumskunde, der europäischen und der angloindischen Gelehrsamkeit vereinigte", und besonders seiner Indischen Altertumskunde (1847—1873), in der er "das damals vorhandene Wissen von Indien in weitgehender Vollständigkeit zusammengefaßt hat", ist, als Abschluß einer ersten Periode, etwa ein Fünftel des Bandes gewidmet.

Zwei Methoden sind bei einer historischen Darstellung der Philologie (im Boeckhschen Sinne gefaßt) möglich. Die eine sondert den heterogenen Stoff nach Disziplinen (Grammatik, Literatur, Geschichte usw.) und behandelt den Fortschritt innerhalb jeder einzelnen in zusammenhängender Darstellung. Unglücklicherweise geht dabei der Überblick über die Gesamtentwicklung verloren. Um diesen schwerwiegenden Nachteil zu vermeiden und den Blick fortgesetzt aufs Ganze gerichtet zu halten, hat der Verfasser die andere Methode gewählt und gibt, nach Perioden geordnet, einen Überblick über den jeweiligen Stand der gesamten indischen Philologie und Altertumskunde: "Mein Streben war, nach Möglichkeit die sachlichen und persönlichen Zusammenhänge in der Entwicklung erkennen zu lassen ... Einzelne bedeutende Gelehrte sind es gewesen, die unter dem Einfluß äußerer Verhältnisse den Gang der Forschung bestimmt haben. Die Entwicklung ist nicht systematisch, sondern scheinbar zufällig hier oder da ansetzend, oft sprungartig vor sich gegangen ... Besonders an den Werken, in denen ein Querdurchschnitt des Wissens einer Zeit gegeben ist, läßt sich der Fortschritt der Wissenschaft beobachten ... Die vorhandenen Werke dieser Art erleichtern den Überblick über die Entwicklung in hohem Grade ... Aus diesem Grunde habe ich sie eingehend analysiert, wie überhaupt die Werke derer, in denen das Bild des Ganzen besonders lebendig gewesen ist". Zwar hat diese Art der Behandlung den Nachteil, daß Zusammengehöriges getrennt wird. Man ist z. B. gezwungen, Material und Charakterisierung der Hauptarbeiten auf dem Ge-

biete der Sanskritgrammatik an verschiedenen Stellen zusammenzusuchen[1]) (Paulinus a Sancto Bartholomaeo, S. 20; Colebrooke, S. 28, 53, 64; Carey, S. 53; Wilkins, S. 23, 53, 64, 72, 90; Forster, S. 53, 72; Frank, S. 64—65; Bopp, S. 71—72, 76—77). Aber das ist jedenfalls das kleinere Übel, dem durch gute Register leicht abzuhelfen ist.

Der Inhalt des ersten Bandes gliedert sich wie folgt: I. Vorgeschichte der Sanskritphilologie; II. C. Wilkins und W. Jones, Gründung der Asiatic Society zu Calcutta; III. H. T. Colebrooke, der Begründer der Sanskritphilologie; IV. H. H. Wilson; V. Übersetzungen, Anquetil Duperron, Galanos, Ram Mohun Roy; VI. Die Romantik, F. Schlegel, Robertson, Heeren; VII. O. Frank; VIII. F. Bopp und die vergleichende Sprachwissenschaft; IX. Paris, A. L. de Chézy, G. C. Haughton, Śakuntalā, Mānavadharmaśāstra; X. Bonn, A. W. v. Schlegel; XI. Berlin, W. v. Humboldt; XII. P. v. Bohlen; XIII. Rückert, Holtzmann, Rosen, Poley und andere Schüler Bopps, Adelung; XIV. Die Asiatic Society in Calcutta; J. Prinsep und die Asoka-Inschriften; XV. Münzen und Monumente, Geschichtsschreibung, Wilson, Masson und Norris, Wilford, Upham, Turnour, Hodgson, Fergusson, Jacquet; XVI. Paris, die beiden Burnouf, E. Burnoufs Pāli- und Purāṇa-Studien; XVII. E. Burnoufs Buddhistische Studien; XVIII. Chézys Schüler, Burnoufs Freunde und Schüler, G. Gorresio; XIX. J. T. Reinaud; XX. C. Lassen; XXI. Benfeys Indien; XXII—XXVI. Lassens Indische Altertumskunde.

In großen Zügen, ohne den Leser durch Minutien zu verwirren und abzulenken, hat der Verfasser das Bild, "wie das Wissen von Indiens Literatur und Kultur allmählich erwachsen ist" vortrefflich gezeichnet. Ein warmer Ton der Teilnahme an den Bestrebungen und Leistungen der Vorgänger durchdringt die Darstellung. Ohne Fehler und Mängel zu bemänteln, sieht sie ihre Hauptaufgabe darin, den positiven Gewinn ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit ins helle Licht zu stellen: "In unserer Geschichte soll gezeigt werden, . . . wieviel unsere Vorgänger schon gewußt haben. Wenn wir auch jetzt eine weitere Umschau halten können, haben wir doch keine Veranlassung, auf unsere Vorgänger herabzusehen. Wir können in den großen Gesichtspunkten noch mancherlei von ihnen lernen". Eine eingehende Würdigung des groß angelegten Werkes muß dem nächsten Bande vorbehalten bleiben.

München. Hanns Oertel.

Brugmann K. und B. Delbrück. Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. 2. Band: Lehre von den Wortformen und ihrem Gebrauch, von **Karl Brugmann**, 3. Teil, zweite Lieferung. **Zweite Bearbeitung**. Straßburg, Karl J. Trübner, 1916. Gr. 8°. XI S. und S. 497—1052. 20 Mk.

Über den Fortgang der Neubearbeitung dieses Grundrisses habe ich zuletzt im Anzeiger 33 S. 1f. berichtet. Die vorliegende Schlußlieferung des 3. Teils des II. Bandes entspricht inhaltlich im wesentlichen den S. 1263—1434 des zweiten Bandes der 1. Auflage und dem zweiten Band

1) Ein kurzer Hinweis auf Schlegels, Lassens und Wilsons Würdigung der älteren Grammatiker (Wackernagel, Altind. Gr. LXXIII) wäre willkommen.

von Delbrücks dreibändiger Vergleichender Syntax der idg. Sprachen. Sie behandelt demnach die zusammengesetzten (periphrastischen) Tempusbildungen, die Modusbildungen, die Personalendungen, den Gebrauch der einzelnen Tempora und Modi des Verbum finitum, den Gebrauch der Formen des Verbum infinitum und die Partikeln im einfachen Satz.

In der Hoffnung, daß Delbrück eine neue Auflage des III. Bandes seiner Vergleichenden Syntax selber übernehmen werde, hatte ich gewünscht, daß im Titel der zweiten Bearbeitung des Grundrisses der Name meines Partners neben meinem Namen verbleibe. Leider hat sich diese Hoffnung zerschlagen, was niemand mehr bedauern kann, als ich es bedaure, und so behalte ich mir vor, auch von diesem Schlußband, dessen Themata zum großen Teil sprachpsychologischer Art und in den letzten Jahren viel, wenn auch nur selten vom sprachvergleichenden Standpunkt aus behandelt worden sind, und die ich selbst schon in meiner kurzen vergleichenden Grammatik S. 623—705 in aller Kürze mehr bloß programmatisch vorgeführt als bearbeitet habe, eine Neubearbeitung erscheinen zu lassen. Ich bemerke das darum, weil H. Güntert in seiner Besprechung dieser zweiten Lieferung Woch. für klass. Phil. 1917, Sp. 569 ff. sich so ausgedrückt hat, als habe ich mit dieser letzten Lieferung des II. Bandes von meinem Werk, das mich seit dem Anfang der achtziger Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts beinahe unausgesetzt beschäftigt hat, endgiltig und für immer Abschied genommen. Diese Meinung mag in meinem jungen Kollegen und Freunde durch gewisse Stimmungen hervorgerufen worden sein, in deren Bann ich zeitweilig in diesen Kriegsjahren gestanden habe, und von denen er durch meine Briefe an ihn Kenntnis hatte.

Neue Deutungen bringt die vorliegende Lieferung wohl in geringerer Zahl als die meisten vorausgegangenen. Die Liebhaber von Erklärungsversuchen solcher einzelsprachlicher Formen, die fertig aus vorhistorischen Zeitläufen überkommen waren, möcht' ich auf die neue Deutung des im idg. Sprachgebiet isoliert stehenden italo-keltischen ā-Konjunktivs auf S. 539 ff. aufmerksam machen, eine Hypothese, zu deren Gunsten sich noch mehr sagen läßt, als ich angeführt habe; größeres Gewicht hätte ich vor allem auf die aksl. 1. Sg. auf -ą legen sollen, die ich schon Morph. Unt. 1, 145 mit den lat. Formen wie *reham* zusammengebracht hatte, und die, irre ich nicht, nur durch meine Hypothese eine nach allen Richtungen hin einwandfreie Erklärung findet.

Leipzig. K. Brugmann.

Emile Boisacq. Dictionnaire étymologique de la langue grecque, étudiée dans ses rapports avec les autres langues indo-européennes. Heidelberg, Carl Winter und Paris, C. Klincksieck, 1916. XXX und 1123 S. Gr. 8. 28 Mk.

Das Werk ist seit 1907 in Lieferungen von durchschnittlich etwa 100 Seiten ausgegeben worden. Sein langsames Fortschreiten stellte an die Geduld der Interessenten nicht geringe Anforderungen. Als der Krieg ausbrach, lagen dem Publikum etwa drei Viertel des Ganzen vor, und da der Verf. Universitätsprofessor in Brüssel ist und den Verlag seines Buches gemeinsam eine deutsche und eine französische Firma über-

nommen haben (gedruckt ist es in Deutschland und zwar, wenn ich nicht irre, in Straßburg i. E.), so war damals kaum mehr Aussicht auf baldigen glücklichen Abschluß. Wenn nun das Werk dennoch im dritten Kriegsjahr fertig geworden ist, so mag das wohl als einer der gewiß äußerst seltenen Fälle von Aufrechterhaltung wenigstens wissenschaftlicher internationaler Betätigung in dem so schweren Konflikt der Völker angesehen werden. Möchte das für wissenschaftliche Unternehmungen ähnlicher Art, in deren Fortgang der Krieg mit rauher Hand eingegriffen hat, ein günstiges Omen sein!

Wir dürfen uns dieses Abschlusses des Buches in der Kriegszeit umsomehr freuen, als die Sprachwissenschaft in Boisacqs Dictionnaire nunmehr ohne Zweifel das in jeder Hinsicht beste, den Anforderungen der Gegenwart am vollkommensten gerecht werdende zusammenfassende Werk auf dem Gebiet der griechischen Etymologie besitzt. G. Curtius' Grundzüge der griech. Etym. sind längst völlig veraltet und heute wohl nur noch für gewisse ältere klassische Philologen maßgebend, die sich immer noch nicht ins Neue seit Curtius hineinzuleben vermocht haben. Das Etymologische Wörterbuch von Prellwitz brachte zwar manche geistvolle Kombinationen und glückliche Funde, die Prellwitz selbst zum Ganzen beisteuerte, war aber als Zusammenfassung des Ertrags der bisherigen etymologischen Forschung, die es sein wollte, in der ersten Auflage (1892) recht wenig befriedigend, sowohl wegen des gänzlichen Fehlens orientierender Literaturnachweise als auch wegen zahlreicher sachlicher Mängel im einzelnen, besonders wegen der laxen Praxis, der Prellwitz in lautgeschichtlicher und teilweise auch in semasiologischer Hinsicht huldigte (s. IF. Anz. 4, 27ff.). Die zweite Auflage des Buchs (1905) brachte eine große Reihe von Verbesserungen, namentlich dadurch, daß sie Verweise auf die wissenschaftliche Literatur gab, blieb aber doch hinter dem, was die Wissenschaft zu verlangen hat, in den meisten Beziehungen mehr oder weniger weit zurück (a. a. O. 19, 64ff.). Leo Meyers vierbändiges Handbuch der griech. Etym. (1901—1902) gibt zwar bequeme und diesem und jenem vielleicht willkommne Zusammenstellungen über das Vorkommen der griechischen Wörter in der griechischen Literatur, doch ist das, was man dem Titel des Buches nach erwartet, Aufklärung über die Herkunft der Wörter, so dürftig, und das in dieser Richtung Gebotene war schon beim Erscheinen des Werkes so veraltet, daß diese letzte Veröffentlichung des verdienten Gelehrten allgemeinster Ablehnung verfiel (s. IF. Anz. 19, 23ff.). Von F. Solmsen erhoffte man mehrere Jahre hindurch Ausfüllung der Lücke, und niemand war besser als er dazu vorbereitet, der Sprachwissenschaft und der Philologie ein wortgeschichtliches Lexikon des Griechischen in großem Stil und in allseitig genügender Ausführung zu schenken, aber ein früher Tod hat den vortrefflichen Forscher mitten in emsigstem Schaffen dahingerafft; nur einige wenige Vorarbeiten und Einzelbeiträge zu dem von ihm geplanten Unternehmen hat er uns hinterlassen. Nun ersetzt B.s Buch nur teilweise das, was man von Solmsen erwarten durfte, aber wir können uns dessen was B bietet, dieses als Ganzes betrachtet und gewürdigt, gleichwohl nur freuen.

Was B. in dem vorliegenden Werk nicht leistet und was ein allseitig orientierendes, auch die Ansprüche der Philologen genügend berücksichtigendes etymologisches Wörterbuch leisten müßte, was der Verf. übrigens, wie man deutlich sieht, weit weniger wegen mangelnder Be-

fähigung dazu als mit Rücksicht auf die äußeren Grenzen, die dem Buch von vornherein gesteckt waren, vermutlich zugleich im Hinblick auf seine ihn stetig bedrängenden amtlichen Pflichten (s. Vorwort p. X) nicht hat leisten können, ist zweierlei. Erstens hat er nur ausnahmsweise etwas näher dargelegt, wie sich zwei verglichene Wörter, seien es Wörter verschiedener Sprachen oder auch Wörter des Griechischen selbst, hinsichtlich ihrer Bedeutung zueinander verhalten, wie also die Sinnesentwicklung bei ihnen verlaufen ist. Eine solche Darlegung ist freilich in vielen Fällen, z. B. bei ἵπποϲ = lat. *equos*, ai. *áśva-ḥ* usw., ja überflüssig, aber in ebenso vielen oder noch mehr Fällen hat sie die Berechtigung der etymologischen Gleichsetzung mit zu erweisen. Für die der Sache Fernerstehenden, die wohl nur ganz selten einmal die zitierte Literatur, auf die der Leser verwiesen wird, auch nachschlagen, wären solche Mitteilungen besonders erwünscht gewesen. Das andere ist die Verfolgung der Geschichte des Wortes in der historischen Zeit bis zu einem gewissen Zeitpunkt, soweit wenigstens, daß die wesentlichsten Punkte der Entwicklung der Form und ihres Sinnes in den verschiedenen Dialekten und den mannigfachen Literaturgattungen der älteren Gräzität einigermaßen zu übersehen sind. Daß durch die Anordnung des Stoffes in den einzelnen Artikeln in beiden Beziehungen vom Verf. oft zweckdienliche Winke gegeben sind, soll dabei ausdrücklich anerkannt sein. Nur erscheinen eben solche Winke meistens nicht in ausreichendem Maß gegeben, wenn man bedenkt, daß das Buch sich nicht lediglich an die Fachgenossen im engeren Sinne des Wortes wendet.

Beurteilen wir das Buch nach dem, was der Verfasser hat geben wollen und nach dem von vornherein abgesteckten Rahmen hat geben können, so verdient die Leistung, wie gesagt, durchaus Anerkennung.

Zunächst ist die neuere sprachwissenschaftliche Literatur über die einzelnen Wörter ziemlich vollständig ausgenutzt, soweit es auf die Verknüpfung des griechischen Wortes mit dem außergriechischen Wortmaterial ankommt. Daß dem Verf. nicht alle Zeitschriften, Programme, Dissertationen usw. zur Verfügung gestanden haben, die ihm hätten förderlich sein können und deren brauchbarer Inhalt zu zitieren gewesen wäre, bedauert er selbst im Vorwort. Indessen betrifft dieser Mangel, so viel ich sehe, in weit höherem Maß die innergriechische Geschichte der Wörter und deren semasiologische Seite als die geschichtlichen Beziehungen nach außen hin. Sollte dem Buch, wie wir hoffen, eine deutsche Übersetzung beschieden sein, die dann zugleich eine Verbesserung und Vervollständigung sein müßte, so wäre dem Verf. vielleicht zu empfehlen, einen deutschen Sprachforscher heranzuziehen, der dann auch die ältere, vor Curtius in Deutschland erschienene Literatur durchsähe. Nach meinen Erfahrungen sind in dieser weit mehr Goldkörner für die Zwecke der etymologischen Forschung noch zu finden, als man jetzt gewöhnlich annimmt; ich denke dabei u. a. an das Partikelwesen des Griechischen und an das im engeren Wortsinn Kulturgeschichtliche.

Erfreulich ist ferner, daß bei B. auch der dialektische Wortschatz größere (freilich wohl immer noch nicht ganz ausreichende) Berücksichtigung erfahren hat, was sowohl nach der laut- und formgeschichtlichen als auch nach der bedeutungsgeschichtlichen Seite hin nützlich wirkt. Im Hinblick auf die große Mehrzahl der Benutzer eines solchen Werkes kann in ihm nicht oft genug vor Augen gestellt werden, daß bei

der Frage der Herkunft eines Wortes die Fahrt ins Vorgeschichtliche nicht eher angetreten werden soll und darf, als bis man sein Leben in sämtlichen Mundarten, in denen es begegnet, überschaut.

Eine schwierige Frage ist, wie weit im Vorführen der außergriechischen verwandten Wörter zu gehen ist, wenn das Wort in allen oder doch in mehreren idg. Sprachen zugleich begegnet. An sich ist es erwünscht, daß hier Vollständigkeit in dem Sinne geboten wird, daß man keinen der idg. Sprachzweige, die das Wort haben, übergeht. Hiernach ist B. verfahren. Er hat jedoch m. E. zu viel getan dadurch, daß er sich bei der Anführung von verwandten Wörtern aus andern Sprachzweigen nicht beschränkt hat auf éine Sprache als Vertreter der ganzen betreffenden Sprachgruppe, sondern oft die in mehreren Schwesterdialekten gleicherweise auftretenden der griechischen Form entsprechenden Formen aufzählt. So hätte s. v. τίθημι, statt ai. *dádhāti* aw. *daδāⁱti* apers. *adadā* zu nennen, die Erwähnung der ai. Form genügt. (Ausgenommen sollte nur der Fall sein, daß jede von solchen mehrfachen Entsprechungen in einem andern Sprachzweig irgendwie ein ganz besonderes Licht auf das griechische Wort wirft, z. B. die altiranische neben der altindischen Entsprechung.) Dadurch wäre viel Platz frei geworden für Wichtigeres. Die Nennung aller solcher Formen nebeneinander ist dem gemeinsamidg. etymologischen Wörterbuch, das grundsätzlich keinen Sprachzweig vor dem andern zu bevorzugen hat, zu überlassen, und selbst hier dürfte unter bestimmten Gesichtspunkten noch Beschränkung geboten erscheinen.

Bekannt ist, eine wie große Rolle auf dem Gebiet der etymologischen Forschung die Subjektivität des Beurteilers spielt, nach Lage der Dinge spielen muß und immer wird spielen müssen; es liegen ja nur selten die Verhältnisse so klar wie z. B. bei πατήρ = lat. *pater* usw., ἄγω = lat. *ago* usw. Daher ist von vornherein auch einleuchtend, daß der Verf. eines etymologischen Werkes es nicht allen kann recht gemacht haben. Unser Verf. hat häufig mit dem Vermerk 'Étym. obscure' auch da, wo mehrere Erklärungsversuche vorliegen, auf Vorführung jedes von diesen Versuchen verzichtet. Und umgekehrt hat er oft nur éine Ansicht unter mehreren veröffentlichten und natürlich diejenige, für die er sich als die ihm plausibelste entschieden hat, angeführt. Verhältnismäßig nur selten, viel seltner als es Walde in seinem vorzüglichen lateinischen etymologischen Werk tut, stellt er mehrere Auffassungen zur Auswahl, sei es, daß er dabei seinerseits sich für keine entscheidet oder so, daß er zwar eine von ihnen als die ihm wahrscheinlichste bezeichnet, darüber aber andere als daneben wenigstens erwägens- und beachtenswert vorführt. Wie weit bei diesen Arten der Urteilsfällung im einzelnen bei B. der Umstand von Einfluß gewesen ist, daß ihm bei der Ausarbeitung nicht alle bisher veröffentlichten Deutungsversuche aller Wörter bekannt geworden sind, ist natürlich nicht zu wissen. Im allgemeinen habe ich nun, unbeschadet dessen, daß ich das Urteil des Verfassers im ganzen als besonnen, vorsichtig, von angemessener Zurückhaltung gern anerkenne, doch den Eindruck gewonnen, daß es mit Rücksicht auf den für das Buch zu erwartenden Leserkreis zweckmäßig gewesen wäre, wenn er sich in vielen Einzelfällen weniger bestimmt über die Herkunft eines Wortes ausgesprochen und endgiltige Entscheidungen nicht selber getroffen hätte. Dem nachdenkenden Leser hätte m. E. viel öfter als geschehen ist Gelegenheit dazu geboten werden sollen, in strittigen Fragen sich selber

ein Urteil bilden zu können, auf die Art und Weise eben, wie es in Waldes Buch geschehen ist. Um es wenigstens für eine von den verschiedenen Arten von B.'s Stellungnahme zu den etymologischen Problemen an einem Beispiel zu erläutern: Unter ἐνιαυτός, das verschieden erklärt wird, wird einzig die Deutung erwähnt und demgemäß gebilligt, die Referent IF. 15, 87ff. 17, 319f. vorgelegt hat, die Anknüpfung an ἐν-ιαύω, ἐν-ιαυθμός (ἐνιαυτός : ἐνιαυθμός = κωκῦτός : ὠρῦθμός), wonach der ursprüngliche Sinn die Ruhe-, Raststation im Kreislauf der Sonne, Solstitium war (ὅπου ὁ ἥλιος κοιμᾶται, wie es bei Pytheas heißt). Vorher hatte Prellwitz in einer besonderen Schrift (Schulprogramm) und im Et. Wtb. das Wort auf eine Verbindung ἐνὶ αὐτῷ = ἐν τῷ αὐτῷ ('wenn der Kreislauf wieder an demselben Punkt angelangt ist') zurückgeführt, und Bechtel hatte in seiner Anzeige der Prellwitz'schen Schrift (Gött. gel. Anz. 1895, S. 663) von dieser Erklärung von ἐνιαυτός gesagt, sie sei so einfach, daß man sich über die Blindheit wundern könnte, mit der man bisher an der Lösung des Problems vorübergegangen sei [1]). Wäre es da nicht am Platz gewesen, auch diesen Versuch neben dem meinigen zu nennen, um den Leser selbst urteilend an der Frage beteiligen zu können? Dabei konnte B. immerhin meine Hypothese als die bezeichnen, die ihm einzig wahrscheinlich sei.

Wie weit ein etymologisches Lexikon, das für Gelehrte, nicht etwa für Gymnasiasten verfaßt ist, außer dem Hauptwort, das als Vertreter seiner ganzen Sippe genannt zu werden pflegt (z. B. ἄγω, μέγας, πᾶς), auch noch andere Glieder der Sippe aufzuführen habe, darüber kann man oft im Einzelfall zweifelhaft sein. Im allgemeinen ist es ja nur zu billigen und muß es die Regel sein, daß bloß solches wurzelhaft Zugehöriges noch besonders genannt wird, was durch innergriechische lautgeschichtliche Veränderungen in höherem Maße von der Lemmaform abgerückt und ihr unähnlich geworden ist (z. B. θέσσασθαι : πόθος, θείνω : ἔπεφνον), oder was eine eigenartige und nicht geläufige und darum nicht durchsichtige Bildungsweise hat, zumal wenn damit auch noch eine größere Bedeutungsverschiebung verbunden ist. Daran knüpft sich dann noch die Frage, wie weit solche wurzelverwandte Wörter in demselben Artikel, der das Hauptwort als Lemma hat, unterzubringen oder als besondere Artikel aufzuführen sind. Der Verf. ist in diesen Beziehungen ganz besonders sorgfältig verfahren, ich meine jedoch, er habe gar zu oft Sonderfo men hereingezogen, die nicht ins etymologische Wörterbuch, sondern ins gewöhnliche Wörterbuch oder in die Grammatik gehören. Dahin rechne ich z. B. παντᾷ als eignen Artikel (neben πᾶς), in dem nun auch noch in acht Zeilen πανταχῇ -χόθεν usw., πάντοσε, παντοῖος u. dgl. aufgeführt sind. Daß das alles etymologisch zu πᾶς παντός gehört, sieht ein jeder, der griechisch kann, und es darf nicht Aufgabe des etymologischen Wörterbuchs sein, in ihm derlei rein formantische Erscheinungen zu behandeln.

In den zahlreichen Besprechungen, die B.'s Buch schon erfahren hat, sind viele Etymologien, die es bietet, beanstandet worden — sehr

---

1) Bezeichnend ist, daß, wie Boisacq die Prellwitzsche Aufstellung ganz unberücksichtigt läßt, so im Gegenteil jetzt Bechtel in seinem 1914 erschienenen Lexilogus S. 125 (ohne etwas Neues beizubringen, das die Streitfrage entscheiden könnte) Prellwitz' Etymologie vorlegt und über die meinige wiederum mit Schweigen hinweggeht.

natürlich, aus der Natur des Gegenstands ohne weiteres begreiflich. Auch meinerseits könnte ich nach dieser Richtung hin eine längere Liste von Ausstellungen hier anbringen, darunter auch solche Fälle, in denen ich glaube, daß der Verf. besser einem andern Etymologen als mir gefolgt wäre (dies diem docet) oder die von mir herrührende Deutung wenigstens minder zuversichtlich vorgetragen hätte. —

Was ich gegen B. vorgebracht habe, betrifft allgemeineres und zwar solches, was in dem Buch nach meinem Dafürhalten entbehrliches Beiwerk ist, Beiwerk, durch dessen Beiseitelassung Raum genug wäre gewonnen worden, um solches, was zur Aufgabe eines einzelsprachlichen etymologischen Lexikons gehört und zu knapp berücksichtigt ist, in der wünschenswerten Weise einbeziehen zu können. Und dieses habe ich zur Erwägung gestellt, weil ich hoffe, diesem zurzeit besten und empfehlenswertesten Werk über die Herkunft und Entwicklungsgeschichte des griechischen Wortschatzes werde bald eine neue Auflage beschieden sein. Eine Neubearbeitung in deutschem Gewand, die doppelt erwünscht käme, war, so viel ich weiß, schon lange vor Kriegsausbruch geplant.

Leipzig. Karl Brugmann.

Alois Walde: Über älteste sprachliche Beziehungen zwischen Kelten und Italikern. Rektoratsschrift. Innsbruck 1916. 8°. 77 S. 2 K.

Die vorliegende Schrift darf mit Recht als ein Markstein in der Geschichte der keltischen und italischen Sprachwissenschaft betrachtet werden, da sie zum ersten Male durchgreifend mit einem bisher festgewurzelten Irrtum aufräumt, der die Erforschung gar mancher archäologischer und sprachlicher Probleme vom richtigen Wege abgelenkt hatte.

Der Verf. erbringt an der Hand reichen Materials den, wie mir scheint, einwandfreien Nachweis, daß wir nicht, wie bisher, von einer gemeinsamen uritalokeltischen Sprachperiode reden dürfen, sondern daß wir ursprünglich drei getrennte Sprachstämme anzusetzen haben: den urbritannischen (dem auch der größte Teil des Gallischen angehört), den sabellischen und den gälo-latinischen, der die Sprache der Latiner und irischen Kelten umfaßte. Ich möchte nur statt 'gälisch', das heute vorwiegend den irisch-schottischen Dialekt bezeichnet, lieber die Benennung goidelisch vorschlagen, die ganz unzweideutig ist und gleichzeitig das Alter des Sprachzweiges besser kennzeichnet.

Erst nach der Abwanderung der nachmaligen Latiner nach Süden bildete sich durch Verbindung der im Norden verbliebenen Goidelo-Latiner mit den benachbarten Urbritanniern ein von Anfang an in zwei Dialektgruppen geschiedenes 'Gemeinkeltisch' heraus.

Ebenso bildete sich durch das noch später erfolgte Abwandern der ursprünglich den Urbritanniern benachbarten Sabeller nach Italien, wo sie enge Nachbarn der Latiner wurden, ein 'Gemeinitalisch' heraus, dessen ebenfalls von Anfang an vorhandene Dialektgruppen aber lange nicht so eng zusammenhingen, wie die entsprechenden keltischen Gruppen.

Der erwähnte Nachweis gründet sich auf folgende sprachliche Tatsachen:

1. Nur das Lateinische und Irische zeigen volle Deponentialflexion auf *r*, — dem Britannischen und Sabellischen fehlt sie angeblich völlig.

2. Das Lateinische hat die kürzeren Passivformen auf bloßes *r* gänzlich, das Irische zum größten Teil durch Formen ersetzt, die dieses *r* in Verbindung mit den sonstigen Dentalendungen zeigen — das Britannische hingegen hat ausschließlich, das Sabellische wenigstens zum größten Teil Passivformen auf bloßes *r*, und selbst die wenigen Formen auf *-ter*, *-tur* können die Folge der späteren Berührung mit den Latinern sein.

3. Nur das Lateinische und Irische zeigen, und zwar bei den gleichen Verbalstämmen, ein mit dem Hilfsverbum **bhvō* gebildetes, zusammengesetztes Futurum — das Britannische und Sabellische kennt nichts derartiges.

4. Nur im Lateinischen und Irischen sind silbebildendes *m̥*, *n̥* vor Konsonanten ursprünglich durchweg zu *em*, *en* geworden, während sie vor Vokalen als *am*, *an* erscheinen — im Britannischen hingegen erscheinen in allen Fällen *am*, *an*, das Sabellische zeigt im inlautend vor Vokalen sowie im Anlaut *am*, *an*, sonst stets *em*, *en*.

5. Das Lateinische und Irische haben die labiovelare Tenuis k^v bewahrt, während sie im Britannischen und Sabellischen zu *p* und nur vor und nach *u* und vor *s* oder *t* zu *k* geworden ist. Der Wandel von k^v zu *p* war wahrscheinlich schon vollzogen, ehe das Goidelische mit dem Urbritannischen den Bund zum Urkeltentum einging; dieses *p* blieb aber von dem idg. *p* in der Aussprache verschieden, so daß es an dessen darauffolgendem Schwunde nicht teilnahm.

Weil Sabellisch und Britannisch nur in 5. positiv übereinstimmen — ebenso in dem erst in gemeinkeltischer Zeit entstandenen keltischen Wandel von g^v zu *b*, an dem aber auch das Irische teilnimmt — in 4. verschiedene Inlautsbehandlung zeigen und die Übereinstimmungen in 1.—3. rein negativer Natur sind, darf man an eine sabellisch-britannische Einheit nach Art der goidelisch-latinischen nicht denken. Die Veränderungen des idg. g^vh sind überhaupt erst im Sonderleben der vier Sprachgruppen zu Ende geführt worden, kommen also hier als Beweismittel nicht in Betracht.

Manches Neue bringt W. in seiner anschließenden Betrachtung der Labiovelare:

Aus der Entwicklung von **bhrog^vdh-eiti-* zu cymr. *breuddwyd* 'Traum', wobei **bhrog^vdh-* richtiger als **bhrog^vhdh-* zu schreiben wäre, zieht Verf. den Schluß, daß man sich das g^vh (ebenso *dh*) hier zunächst als Spiranten denken müsse, der dann zu *w* geworden wäre, so daß man also eine Zwischenstufe **browdēti-* und nicht, wie Pedersen vermutet, **brogdēti-* anzusetzen hätte, da ein Wandel von *ogd* zu *owd* im Cymrischen äußerst unwahrscheinlich wäre; haben doch *ogn* und *ŏgr* zu *oen* und *oer* geführt. Außerdem hätte idg. **bhrog^v-dh-* (aus **bhrok^v-dh-*) im Falle einer Aussprache des *dh* als $d + h$ zu **brobd-* geführt; bei Auffassung des *dh* als einer Spirans ð sei alles klar: in *β*rog^v*ð- sei g^v vor der Spirans ð selber spirantisch geworden und habe darum die weitere Entwicklung aller übrigen g^vh (= ʒ) mitgemacht.

Die sog. Mediae aspiratae wurden also im Keltischen als Spiranten gesprochen.

Das gleiche sei höchstwahrscheinlich auch fürs Indogermanische anzunehmen, wie Verf. schon früher (KZ. 34, 461 ff.) vermutet hat. Einmal seien Lautgruppen, wie $gv + h + r, n$ sehr schwer sprechbar, andererseits

würde man, da die einzigen Sprachen, die jene Laute durch wirkliche Aspiraten fortsetzten, nämlich das Indische und Griechische, die Aufeinanderfolge zweier aspirierten Silbenlaute nicht duldeten, eine derartige Tendenz auch im Urindogermanischen erwarten, wo aber die Zahl der Wurzeln mit 'Media Aspirata' sowohl im An- als Auslaut außerordentlich groß sei.

Wenn *g^v^h* im Keltischen vor Vokalen und *r*, *d* ursprünglich zu ʒ*w*, vor *n* hingegen zu ʒ geführt habe, so sei das dadurch zu erklären, daß das labiale Element nur vor Lauten ohne Lippenverschluß bewahrt, hingegen vor *n* als einem Laute mit Lippenverschluß beseitigt worden sei. ʒ*^v^* sei schon gemeinkeltisch im Anlaut zu ʒ, in den Konsonantengruppen ʒ*^v^*ð, ʒ*^v^r* zu *w* geworden, später dann sei ʒ*^v^* zwischen Vokalen im Irischen zu ʒ, im Britannischen hingegen zu β geworden.

Daß die Lautgruppen *k^v^*, *g^v^* und ʒ*^v^* zu ganz verschiedener Zeit verändert wurden, erklärt sich daraus, daß die einzelnen Bestandteile, je verschiedenartiger sie waren, desto früher der Entwicklung zu einem vermittelnden Laute zustrebten. Daher konnte *k^v^* schon in urkeltischer Zeit vor den anderen Gruppen dem Lautwandel unterliegen.

Nun zum Einzelnen:

Was das Deponens betrifft, so ist der Nachweis, daß osk. *karanter* und umbr. *terkantur* nicht deponential, sondern passivisch ('*perduntur*' und '*lustrentur*') zu fassen seien, wohl als gelungen zu betrachten, ebenso wie die Auffassung der ohne *r*- gebildeten angeblichen osk.-umbr. Deponentia, die zum Teil als echt mediale Formen anzusehen sind. Bezüglich des Britannischen stimme ich mit W. dahin überein, daß die öfter als Deponentia aufgefaßten mkymr. Formen, wie *dedeuhawr* 'er wird kommen', ursprünglich unpersönlich-passive Formen waren.

Ich kann aber nicht zugeben, daß auch mkymr. *gwyr* 'er weiß' = air. *fitir* keine deponentiale Form und mit aind. *vidúr* 'sie wissen' identisch sei. Die keltischen Formen müssen allerdings auf ein gemeinkeltisches **vid-rĭ* zurückgehen, aber es scheint mir ausgeschlossen, dies **vid-ri*, wie es Pedersen und W. tun, auf ein älteres **vid-r̥* zurückführen zu können. Es ist aus lautphysiologischen Gründen nicht recht denkbar, daß sich a u s l a u t e n d e s -*r̥* zu -*ri* entwickelt haben könnte; zeigt doch auch das Griechische, das *r̥* vor Konsonanten zu ρα entwickelt hat, im Auslaut durchwegs αρ. Es wird also auch im Keltischen der neu entwickelte Vokal im Auslaut v o r den Konsonanten getreten sein. Somit bleibt nichts übrig, als gemeinkelt. **vid-rĭ* auf **vid-rai* zurückzuführen. Wie im Altindischen im Anschlusse an Perfektformen wie *du-duhrē* Präsensformen wie *duhrē*, *śērē* gebildet wurden, wird man gemeinkeltisch zu einer 3. Plur. Perf. **vi-vid-rai* (= ai. *vi-vid-rē*) eine 3. Plur. Präs. **vid-rai* gebildet haben; ebensogut könnte aber auch die Reduplikation erst einzelsprachlich (im Irischen durch Analogie zu den synkopierten neugebildeten Pluralformen) beseitigt worden sein.

W i r m ü s s e n a l s o i n *fitir* u n d *gwyr* d e n R e s t e i n e r d e p o n e n t i a l e n F l e x i o n s e h e n und die von W. (S. 16) zögernd vorgebrachte Möglichkeit, daß vielleicht die britannischen und oskisch-umbrischen Sprachen dereinst ein Deponens besessen hätten, wenigstens fürs Bri-

tannische bejahen, umsomehr, als ja hier die Überlieferung erst außerordentlich spät einsetzt.

Punkt 1 ist also dahin zu berichtigen, daß das Britannische Rudimente der Deponentialflexion zeige, wodurch seine Beweiskraft erheblich herabgemindert wird. An der ganzen These kann dies jedoch kaum etwas ändern, da namentlich Punkt 3 von viel größerer Wichtigkeit ist.

Betreffs der irischen Passivendungen, die einen Dental + *r* zeigen, bemerke ich, daß sie nicht durch Antritt des *r* an die idg. Endung *-ti* oder *-tai* erklärt werden können, wie man bisher ganz allgemein angenommen hat, da die ältesten belegten Formen (Rev. Celt. 30, 34) nicht *-ther* oder *-thar*, sondern *-thiar*, bzw. *-thiair* zeigen. Wie diese Endungen, über Stokes noch einmal (richtiger) in KZ. 37, 250 gehandelt hat, zu erklären sind, darüber wage ich mich vorläufig noch nicht zu äußern.

An der Identität des irischen und lateinischen *b*-Futurums ist nun nicht mehr im geringsten zu zweifeln; daß das Irische in seinen Lautverhältnissen jener Gleichsetzung nicht im Wege steht, war mir niemals zweifelhaft, da schon das neuir. *céadfaidh* (aus *cét-buith*) genügt, um zu zeigen, daß leniertes *b* unter gewissen Umständen lautgesetzlich zu *f* werden konnte. Die Ausführungen W.'s dürfen wohl als das letzte Wort in dieser Frage betrachtet werden. Es steht nun fest, daß das Hilfsverbum **bhvō* in beiden Sprachen an den reinen Verbalstamm angetreten ist.

Mit dem, was W. über die Vertretung von *n̥*, *m̥* vor Vokalen sagt, sind die seither erschienenen Ablautstudien Günterts zu vergleichen, die aber am Ergebnis des Ganzen nichts ändern; besonders treffend ist W.'s Erklärung von lat. *manēre* gegenüber der Polemik Sommers.

Die Ansicht, als ob der irische Wandel von *en*, *em* zu *in*, *im* auch vor Media + *e* eingetreten sei (S. 46), ist in dieser allgemeinen Fassung entschieden unrichtig (vgl. Hessen, Zeitschr. kelt. Phil. 9, 74 und Anm.); über das scheinbar widersprechende *imb* werde ich demnächst handeln. Ich vermag auch nicht zu glauben, daß das *m* des Negativpräfixes *am-* schon spirantisch geworden sei, als folgendes *p* noch als *f* erhalten war; so früh darf man die Lenierung des *m* keineswegs zurückversetzen (vgl. Pedersen Vgl. Gramm. 1, 533); Thurneysen wird hier mit seiner Deutung (Hdb. d. Altir. 494) das Richtigere getroffen haben.

Der Versuch, air. *áru* 'Niere' mit praenest. *nefrones* zusammenzubringen (S. 48), scheitert sowohl an den keltischen, wie auch an den allgemeinen Lautgesetzen und die verwickelte Erklärung wird kaum jemanden befriedigen können. Wie ich demnächst erweisen werde, gehört *áru* etymologisch ganz zweifellos zu kymr. *eirin* 'Pflaumen', got. *akran* 'Frucht'; der Nominativ *áru* ist sekundär, vermag also auch nichts für ein stammbildendes Suffix *-jon-* oder *-on-* zu beweisen.

Sehr treffend ist hingegen die Bemerkung, daß auch in jenen Fällen (vor *p*, *m*, *s*, *j*, *v*), wo *m̥*, *n̥* vor Konsonanten als *am*, *an* erscheinen, eine Zwischenstufe *em*, *en* angenommen werden muß (S. 51). Es ist auch leicht denkbar, daß *m̥*, *n̥* vor den übrigen Konsonanten, nachdem sie vorerst zu *em*, *en* geworden waren, noch vor dem Schwunde des Nasals eine Stufe *am*, *an* durchlaufen hatten. Wichtig ist ferner das Ergebnis (S. 54), daß idg. *n̥*, *m̥* im osk.-umbr. Anlaut auch vor Konsonanten unmittelbar zu *an-*, *am-* geworden sind. Gallische Formen, wie *argento-* (neben *arganto*),

carpentum (neben *carbanto-*) werden richtig durch Anschluß an die vielen lateinischen Worte auf *-entum* erklärt (S. 55). Während also diese Worte nicht als Zeugnisse eines abweichenden Dialektes auf gallischem Boden gelten können, bin ich bezüglich der Namen *Sequana* und *Equos* (S. 57 Anm.) anderer Ansicht.

Ich halte es nicht für nötig. mit W. anzunehmen, daß es in Gallien eine Sprachinsel nicht keltischer Mundart gegeben habe, in der sowohl idg. *p* als k^v unverändert geblieben seien, da ja vor allem der Nachweis eines idg. *p* bisher noch nicht erbracht werden konnte. Die Sache läßt sich viel einfacher erklären. Mit welchem Rechte dürfen wir denn annehmen, daß sämtliche Kelten, die idg. k^v nicht in *p* verwandelt hatten, nach Irland ausgewandert seien? An die Möglichkeit, daß im Gallischen der Wandel von k^v zu *p* erst nach der Auswanderung der irischen Kelten eingetreten sei, ist nämlich nicht zu denken, weil dieser Wandel noch vor der örtlichen Trennung der Sabeller von den Galliern Platz gegriffen haben, also auf jeden Fall viel älter sein muß, als die um 300 v. Chr. (Pokorny Irland S. 10) erfolgte Eroberung Irlands. Es muß also noch auf dem Festlande *p*-Kelten und k^v-Kelten nebeneinander gegeben haben (vgl. W. 56). Was hindert uns nun, anzunehmen, daß ein Teil der k^v-Kelten in Gallien verblieben sei, um dann später von den *p*-Kelten unterworfen bezw. assimiliert zu werden? Wenn einmal der Wandel von k^v zu *p* vollzogen war, so konnte bei nachträglichem Zusammentreffen von Galliern mit Goidelen deren k^v selbstverständlich erhalten bleiben, da ja die Lautgesetze stets auch zeitlich beschränkt sind. Daß im Gebiet der *Sequani* in geschichtlicher Zeit reines *p*-Gallisch gesprochen wurde, beweist nur, daß das Goidelische vom Gallischen überwuchert worden war. In *Sequana* ein ligurisches Wort zu sehen, verbietet schon der norddeutsche Flußname 'Sieg' (aus *Sequana*). Ich betrachte also *Equos*, *Sequana* usw. ganz einfach als Überreste des Goidelischen des Festlandes, da ja kaum alle Goidelen nach Irland ausgewandert sein werden; bei sekundärem Zusammentreffen von Galliern und Goidelen konnten ohne weiteres Namen mit k^v und *p* nebeneinander erhalten geblieben sein.

Was die sehr interessanten Ausführungen über ir. *bruadar*, kymr. *breuddwyd* betrifft (S. 49, 69, 71), so möchte ich hervorheben, daß das irische Wort nicht, wie W. und Pedersen offenbar annehmen, leniertes *d* hat und daß die alt- und mittelirische Form vielmehr *bruatar* lautet, während im Neuirischen *bruadar* mit Verschlußlaut-*d* gesprochen wird. Der scheinbare Widerspruch zum Kymrischen, das regelrecht spirantisches *dd* aufweist, erklärt sich aber ganz leicht. Während *breuddwyd* auf **bhrog*^{v}*hdh-eiti-* zurückgeht, ist neuir. *bruadar* auf **bhrog*^{v}*hdh-ro-* mit verschiedenem Suffix zurückzuführen, woraus dann voririsch **broudro-* geworden ist. Die Entspirantisierung des *d* erklärt sich ganz regelmäßig durch Einfluß des folgenden *r*: *bruadar* stellt sch somit zu ir. *fitir* und *cretar* (Pedersen 1, 113, Pokorny Zeitschr. f. kelt. Phil. 11, 8 f.) und bietet einen sehr interressanten, kaum anfechtbaren Beleg für die Entspirantisierung des *d* vor *r*. Das *eu* von *breuddwyd* (nicht: **bruddwyd*) beweist, daß im Britannischen der Wandel von **bhrog*^{v}*hdh-* zu **browd-* jünger sein muß. als der spätgallische Wandel von *ou* zu *ō*, weil sonst *ow* mit *ou* zusammengefallen wäre. Im Irischen ist jedoch *ow* mit idg. *ou* zusammengefallen, da hier auch später entstandenes *ou* zu demselben Ergebnisse führte, wie idg. *ou*, *eu*.

Den Nachweis, daß vorhistorisches **bhrog^{v}hdh* als *βroȝ^{v}ð- gesprochen wurde, betrachte ich als völlig gelungen, da das kymr. *eu* nur auf *ou* zurückgehen kann, das anders nicht zu erklären wäre. Nur die Bemerkung (S. 71), daß voridg. **bhrok^v-dh-*, woraus **brog^v-dh-* bei einer Aussprache des *dh* als *d* + *h* zu nichts anderem als **brobd* geführt hätte, vermag ich nicht zu unterschreiben, da ich der Meinung bin, daß *g^v* im Inlaut vor *r* und *d* mit *g* zusammengefallen ist (KZ. 45, 76f.); ist ja auch *k^v* im Britannischen und Oskischen vor *t* entlabialisiert worden. Aber auch dieses entlabialisierte **brogdh-* würde höchstens kymr. **broeddwyd*, niemals aber *breuddwyd* ergeben haben, das unbedingt eine Aussprache *βroȝ^{v}ð- voraussetzt.

Was die Erklärung von ir. *nár* 'bescheiden' aus **nāg^{v}hro-* betrifft (S. 49, 69), so hat Loth (Mélanges Havet S. 240) auf kymr. *nar* hingewiesen. Bestünde der Zusammenhang zu Recht, so müßte die Herleitung aus **nāg^{v}hro-* aufgegeben werden.

Irrig führt W. wohl ir. *esc-ung* 'Aal' auf **-ong^{v}h-* zurück, das angeblich durch Wirkung des Labiovelars aus älterem **ang^{v}h* verdumpft sein soll. Eine derartige Verdumpfung, die noch in vorhistorischer Zeit erfolgt sein muß, läßt sich aber in keinem Falle wahrscheinlich machen. Das *u* von *-ung* ist vielmehr auf die geschwundene Endung *-ū* (aus *-ō*) zurückzuführen. Ebenso ist das keltische **og^{v}hnos* 'Lamm' (S. 67 Anm.) kaum durch Einfluß des Labiovelars aus **ag^{w}hnos* umgestaltet worden; Thurneysen nimmt mit größerer Wahrscheinlichkeit Beeinflussung durch **ovis* an.

Auf die hochbedeutsamen archäologischen Folgerungen, die sich aus der Arbeit W.'s ergeben, kann ich leider hier nicht eingehen*).

Wien. Julius Pokorny.

Olsen M. En indskrift med ældre runer fra Gjersvik (Tysnesøen) i Søndhordland (= Bergens Museums Aarbok 1914 Nr. 4). 19 S.

Der Aufsatz gibt eine sorgfältige Behandlung der Inschrift mit älteren Runen auf einem im Jahre 1913 in Norwegen gefundenen sog. "kjøtkniv" (Messer zum Abschaben neuabgezogener Häute). Isoliert beurteilt bietet die Inschrift wenig, was unser Wissen förderte. Sie besteht (oder scheint bestanden zu haben) aus 8 Runen (*d .. fiopi*) mit mutmaßlicher sprachlicher Bedeutung, die aber nicht festzustellen ist, worauf 10mal die Rune ᛚ folgt. Letztere Partie wird von O., ohne Zweifel mit Recht, als magisch betrachtet. Ihre nähere Bedeutung sucht er dadurch zu ermitteln, daß er sie mit der ebenfalls offenbar magischen Inschrift eines ganz ähnlichen Gegenstandes aus Fløksand, Søndre Bergenhus Amt, vergleicht. Hier steht *lina laukaʀ* 'Flachs und Zwiebel'. Man beachte die Anzahl von zehn auch hier. Da es nun nahe liegt, die zehn *l* unserer Inschrift als verkürzte Wiedergabe eben dieser Wörter zu betrachten, dürfte auch der Zusammenhang zwischen der magischen Inschrift und dem Geräte, worauf sie angebracht ist, in beiden Fällen derselbe sein. Den Versuch, diesen näher festzustellen, machte Olsen schon im Jahr 1909, bei der Deutung jener Fløksand-Inschrift (Bergens Museums Aarbok 1909, Nr. 7). Dabei diente die sonderbare Strophe zur Leitung, die im Vǫlsa þáttr der Flateyjarbók an den Vǫlsi, den Pferdephallos, gerichtet

*) Nach dem Umbrechen dieses Beitrags ging uns von dem Herrn Verfasser ein Nachtrag zu, den wir auf S. 79 veröffentlichen. Siehe dort.

wird und wo diesem die Epithete *lini gǫddr, en laukum studdr* zugelegt werden. Die Abschabmesser wurden sicherlich bei der ersten Verarbeitung speziell von Pferdehäuten benutzt. Wir haben dann einerseits *lín* und *laukr* in Verbindung mit dem Vǫlsi, andrerseits diese selben Worte in Verbindung mit der Pferdehaut. Wie Verf. hieraus die Annahme einer phallischen Bedeutung der betreffenden Worte auch im letzteren Falle näher begründet, muß der Leser selbst in den beiden Aufsätzen, von denen hier die Rede gewesen ist, nachsehen, oder noch besser in der soeben erschienenen, etwas veränderten Neuausgabe in Norges Indskr. med de ældre Runer Bd. 2, S. 640ff., bezw. 648ff.

Göteborg. Hjalmar Lindroth.

Olsen M. Fra grænseomraadet mellem arkæologi og stedsnavneforskning (Oldtiden 1914, S. 115ff.). 16 S.

Schon vor Jahren wurde von O. Rygh und K. Rygh die Wichtigkeit von gemeinsamer Arbeit seitens Archäologie und Ortsnamenforschung hervorgehoben. Zur Notwendigkeit wird diese Berücksichtigung der Archäologie für den Ortsnamenforscher, wenn aus den Namen siedelungsgeschichtliche Schlüsse gezogen werden sollen und ganz besonders wenn absolute Altersbestimmungen der Namen angestrebt werden. In letzterer Hinsicht muß zugegeben werden, daß für die ältesten Zeiten der germanischen Ansiedelung Skandinaviens einigermaßen feste Daten beim Erscheinen des vorliegenden Aufsatzes überhaupt kaum gewonnen waren. Die Namen auf *-lösa* z. B. waren, wenigstens ihrem Anfang nach, ins jüngere nordische Steinalter gesetzt worden. Olsen scheint, nach seinem Schweigen zu urteilen, diese Bestimmung für wenig zuverlässig zu halten. Vielleicht ist es dem Rez. seitdem gelungen (Fornvännen 1915), etwas mehr Vertrauen auf sie zu erwecken; noch immer bedarf sie freilich der Bestätigung und der Nachprüfung. In der vorliegenden Schrift macht Olsen auf einen überraschenden Zusammenhang zwischen dem Namen *Vistir* in Norwegen und den Spuren der ältesten nordischen Fischer- und Jägerkultur, aus dem älteren Steinalter, aufmerksam. Die *Vist*-Namen lassen sich in vier kleine Gruppen einteilen. Bei drei von diesen legen die Tatsachen jenen Zusammenhang nahe. Ganz besonders günstig sind sie bei *Viste* auf Jæderen; denn dort befindet sich eben die bedeutendste und typischste Siedelung aus der Zeit der 'kjøkkenmøddinger'. *Vist* bedeutet, bei konkreter Anwendung, 'Aufenthaltsort'; und Verf. weiß es glaubhaft zu machen, daß das Wort im Westnorden immer einen mehr zufälligen Aufenthaltsort, jedenfalls nicht den festen Wohnplatz, bezeichnet hat. Das Ergebnis seiner feinsinnigen Ausführungen ist nun, daß mit dem Worte *Vist* die Spuren einer älteren Bevölkerung von den in Norden eingewanderten, Ackerbau betreibenden Germanen bezeichnet wurden. Und zwar dürften, wenigstens in einigen von den betreffenden Gegenden, die Berührung der beiden Kulturen und dann wohl auch die Namengebung schon in der ältesten Zeit erfolgt sein. Die *Vist*-Namen wären also wenigstens z. T. auf die Zeit etwa 3000 v. Chr. zurückzuführen. — Die Beweisführung Olsens scheint mir fast zwingend; wenigstens meine ich, daß jeder Forscher aus den vorgebrachten Tatsachen denselben Schluß ziehen würde. Nur machen mich die schwedischen *Vist*-Namen

zweifeln, ob wir das Ergebnis auf die skandinavischen *Vist*-Namen überhaupt ausdehnen dürfen — was Olsen auch nicht tut. Bei jenen liegen nämlich die archäologischen Verhältnisse nicht gleich günstig für eine Verknüpfung mit der "Wohnplatz-Kultur" (s. meinen Aufsatz in Namn o. Bygd 1918, S. 23). Vorläufig scheint es mir demnach das vorsichtigste zu sein, zuzugeben, daß *Vist* — und dies schon in alter Zeit — auch eine allgemeinere Bedeutung von 'Wohnort überhaupt' gehabt habe.

Göteborg. Hjalmar Lindroth.

Namn och Bygd. Tidskrift för nordisk ortnamnsforskning. Utgiven av Anders Grape, Oskar Lundberg, Jöran Sahlgren. I, 1913. Uppsala, A.-B. Akademiska Bokhandeln. IV u. 167 S. 6 M.

Die nordische Ortsnamenforschung ist schon Generationen alt. Unter den vielen Namen, die sich an sie knüpfen, sind neben den Sprachforschern Sophus Bugge, Elof Hellquist und Ad. Noreen, insbesondere die Historiker P. A. Munch, Joh. Steenstrup und Karl und Oluf Rygh hervorzuheben. Alle anderen überragt Oluf Rygh. Durch das großangelegte Werk "Norske Gaardnavne" (1897 ff.) leitet er eine neue Epoche in der Ortsnamenforschung ein. Hier werden zum ersten Male die historisch bedeutendsten Namen, die Hofnamen, eines ganzen Volkes systematisch durchforscht, und auf den Tausenden von Einzelerklärungen — man beachte, daß Norwegen keine Dörfe, nur einzelne Höfe kennt — baut sich eine chronologisch-topographisch-typologische Gliederung des Materials auf. Oluf Rygh war auch Archäolog, und das hat sich seiner Forschung tief eingeprägt; sein Ziel, wenngleich nie direkt ausgesprochen, war, die norwegische vorgeschichtliche Siedelungsgeschichte von zwei Seiten her, der archäologischen und der onomatologischen, aufzuhellen. Parallel gehen in Dänemark die Forschungen von Steenstrup über mehrere historisch wichtige Ortsnamengruppen (Dorfnamen, theophore Ortsnamen, u. a. m.).

Ryghs Arbeit hat in den andern skandinavischen Ländern Nachahmung gefunden. In Schweden erschien 1903—06 das große und verdienstvolle Werk von Hellquist Svenska sjönamn (schwedische Seenamen), das als eine Parallele zu O. Ryghs "Norske Fjordnavne" und dem beim Tode des Verfassers leider nur im Entwurfe befindlichen Buche Norske Elvenavne (norw. Flußnamen) von O. Rygh zu betrachten ist. Durch die Norske Gaardnavne sind ähnliche Publikationen in Schweden und Dänemark angeregt worden. In Dänemark sind die Vorarbeiten zu einer systematischen Behandlung der Ortsnamen in gutem Gange, und in Schweden erscheint seit 1906 unter Noreens Leitung das stattliche Werk Sveriges ortnamn (bis jetzt 16 "härad" der Landschaft Älvsborgs län bearbeitet), das außer den Hofnamen auch die wichtigsten 'Naturnamen' (Namen von Flüssen, Seen, Teichen usw.) verzeichnet.

In Schweden machte sich das Bedürfnis einer Zeitschrift für Ortsnamenforschung zuerst fühlbar. Das Namenwerk, das für längere Erörterungen selbst keinen Platz abgeben konnte, rief ein reges Interesse für Ortsnamenforschung wach. Mehrere jüngere Philologen haben sich in der letzten Zeit dieser Disziplin gewidmet. Drei von ihnen, Dozent Jöran Sahlgren, der Verfasser einer anregenden und methodisch wichtigen Dissertation über die Seenamen eines einzelnen Kirchspiels ("Skager-

hults sockens naturnamn" 1, Stockholm 1912), Bibliothekar Anders Grape, der in seiner Dissertation "Studier över de i fornsvenskan inlånade personnamnen" 1, Uppsala 1911, die systematische Erforschung eines Nachbargebiets, der altschwedischen Personennamen, in Angriff genommen, und Bibliothekar Oskar Lundberg, in dem die religionsgeschichtlichen Zeugnisse der Ortsnamen einen feinsinnigen Erforscher gefunden haben, vereinigten sich 1913 zu dem Zwecke, eine Zeitschrift für nordische Ortsnamenforschung herauszugeben.

Der erste Jahrgang dieser Zeitschrift, dem drei weitere gefolgt sind, soll hier besprochen werden. Er enthält 15 Beiträge von 12 Verfassern. Alle skandinavischen Länder und auch das nordische Namengebiet in Finnland und England sind vertreten.

Die meisten Beiträge (10) enthalten etymologische Einzelerklärungen. Hervorzuheben sind: Noreens linguistische Behandlung des Seenamens *Anten* mit ausführlichen Auseinandersetzungen über das Auftreten des Wortes *ǫlpt*, *álpt*, *elptr* 'Schwan' in nordischen Ortsnamen; Nermans etymologische Deutung von *Alvastra* (1. schwed. *al* 'Erle, alnus' und 2. aschwed. **vaster* 'Furt'), wo Archäologie, Geologie und Namenforschung schön zusammenarbeiten; Lindroths scharfsinnige Etymologie von dem Landschaftsnamen *Gästrikland*; Sahlgrens kulturgeschichtlich interessanter Aufsatz über *Vaxala* und *Vaxhälla* (als Wacht-Felsen erklärt). — Sehr zweifelhaft kommt mir Pippings Deutung des finnländischen *Bålagardssíða* (eine Küstenstrecke) vor. Hierin sucht der Verf. eine kenning-artige Benennung für 'Küste'. Indessen legt der norwegische Ortsname *Limgardssíða* (Norske Gaardnavne 8, 35) den Gedanken nahe, daß in dem Komplexe *-gardssíða* nur gewöhnliche bei der Namengebung gebräuchliche Wortelemente stecken. — Das historisch wichtige umstrittene Wort *härad* (anorw. *herað*) wird von Sven Tunberg wieder einmal behandelt (vgl. seine wertvolle Gradualabhandlung "Studier rörande Skandinaviens äldsta politiska indelning", Uppsala 1911). Von historischem Interesse sind auch die Aufsätze von T. E. Karsten (über einige schwedische Namengruppen in Finnland) und von Björkman, Lindkvist und Mawer (über nordische Namen in England). Ihnen schließt sich Wiklunds Jämtländische und norwegische Seenamen lappischen Ursprunges an. Das folkloristische Gebiet berührt Sahlgrens *Tvebottnetjärnen* nebst den Bemerkungen von Finnur Jónsson über die Bedeutung *tvíbytna* im Isländischen.

Besonderer Erwähnung verdienen die Beiträge religionsgeschichtlichen Inhalts. Brates Auseinandersetzungen über "die Bedeutung des Ortsnamens *Skälv*" sind insoweit negativer Art, als er begrifflich den Namen *Skälv* (*Skjǫlf*) von den mythologischen Namen *Hliðskjǫlf* und *Valaskjǫlf* trennt und ihm die Bedeutung 'Gesims, Absatz' (vgl. ags. *scylf*, engl. *shelf*) beilegt. Carl M. Kjellberg berichtigt die Angaben Brates (Arkiv f. nord. filol. 29, 104) über die Lage des uppländischen *Thorshughle* (mit dem Götternamen *Þórr*, Donar, zusammengesetzt). Lindroth streift (S. 34 ff.) das altschwedische *Dísaþing*, Ding der *dísir*. Endlich verdient Lundbergs ansprechende etymologische Erklärung von dem Götternamen *Rindr* (von Brate, Arkiv 29, 109 ff. in dem ostgötischen Ortsnamen *Wrindawi* 1413 nachgewiesen) ausführlicher referiert zu werden: *Rindr* ist mit dem gotländischen Pflanzennamen *rind* (aus **vr-end*, zur Wz. *uer* 'schlingen') 'Hedera helix' identisch. Nach neuerem deutschen und eng-

lischen Volksglauben waren in der Hedera übernatürliche Kräfte wirksam. In kentischer Volkssitte begrüßt man sogar einen aus dieser Pflanze hergestellten Vegetationsfetisch, der deutlich eine Kultzeremonie wiederspiegelt. Hier ist der Keim zu suchen, woraus sich die nordische Göttin entwickelt hat.

Aus dem Angeführten ersieht man, wie weite Gebiete dieser erste Jahrgang der ersten Zeitschrift für Ortsnamenforschung umspannt. In weiten Kreisen wird man gewiß dieses vielverheißende Unternehmen mit Freude begrüßen. Die Zeitschrift wendet sich nicht nur an die Linguisten, sondern auch an die Altertumsforscher und Religionshistoriker. Die neuen religionsgeschichtlichen Aufschlüsse, welche die oben erwähnten Aufsätze enthalten, habe ich schon hervorgehoben. Was der Altertumsforscher erwarten darf, geht aus den folgenden Worten, die wir dem Eröffnungsprogramm entnehmen, hervor:

"Die moderne Forschung hebt immer mehr einstimmig Süd-Skandinavien als die Urheimat der Germanen hervor. Ohne Zweifel wird es sich bei näherem Studium erweisen, daß auch die Ortsnamen für diese Auffassung Stützen liefern können. So darf auch die nordische Ortsnamenforschung auf Interesse und Aufmerksamkeit seitens unserer Stammgenossen jenseit der Ostsee und der Nordsee rechnen können".

Kristiania. Magnus Olsen.

Namn och Bygd. Tidskrift för Nordisk ortnamnsforskning, utgiven av Anders Grape, Oskar Lundberg, Jöran Sahlgren. Årgång 2—3. Uppsala 1914—1915.

Der zweite Jahrgang (1914) der trefflichen Zeitschrift deckt sich mit der (auch besonders herausgegebenen) stattlichen Festschrift zum 60. Geburtstag Adolf Noreens und ist daher weit über den normalen Umfang angeschwollen (320 Seiten). Ich beschränke mich darauf, aus der großen Zahl der Beiträge solche hervorzuheben, die weniger spezielle, ausschließlich die nordischen Fachgenossen angehende Fragen behandeln. O. Almgren datiert das berühmte, auch mit einer Runeneinschrift versehene Gallehuser Horn und verlegt es aus archäologischen Gründen in die erste Hälfte des 5. Jahrhs. Der daraus, mit Hinsicht auf das *holtingaʀ* der Inschrift, gezogene Schluß auf das Alter der *inge*-Namen scheint mir indessen von sehr zweifelhaftem Wert. Nebenbei gesagt: jenes *holtingaʀ* dürfte als 'Holsteiner' übersetzt werden können (**Holt-sati* eigtl. 'Bewohner der "Holt" genannten Gegend'). — E. Ekwall weist drei nordische Wörter (*grafsvin*, *skarð*, *storð*) in englischen Ortsnamen nach. H. F. Feilberg gibt z. T. scherzhafte Beispiele für "Ortsnamen als Appellative". B. Hesselman glaubt in dem Aufsatz "När och Närke" ein Wort *nār* (das schon Sahlgren im Landschaftsnamen *Närke* gefunden hatte) aus **narja* oder **narjō* mit der Bedeutung 'schmale Landzunge' annehmen zu können und verbindet dies direkt mit dem deutschen *Nehrung*. Die isländischen Flußnamen werden von Finnur Jónsson in systematischer Ordnung verzeichnet; da sie verhältnismäßig jung sind, ist die Deutung, wenigstens rein sprachlich genommen, meistens durchsichtig. Der Aufsatz T. E. Karstens über den Gott **Tiwaz* ist nunmehr zum wesentlichen Teile in umgearbeiteter Form in den Germanisch-finnischen Lehnwortstudien (Helsingfors 1915) einge-

gangen, und ich verweise auf diese. Ein anderer mythologischer Beitrag rührt von E. Noreen her; dieser sucht in dem alten Kultnamen *Quadhowi*, jetzt *Kåvö* in der schwedischen Landschaft Närke, das Wort altschw. *kuādha* (neuschw. *kåda*) 'Baumharz'; der Ort sei vielleicht ein Heiligtum "einer Fruchtbarkeitsgöttin, in deren Kultus Baumharz eine wichtige Rolle gespielt habe". Trotz den Versuchen des Verfassers, seine Annahme durch sachliche Gründe zu stützen, scheint sie nur wenig glaubhaft, und ich möchte eine andere Erklärung in Erwägung ziehen. Ich schlage vor, im Vordergliede den Dat. N. (denn wir dürfen ja auch mit der starken Flexion rechnen) von einem Adj. = ahd. *quāt* 'böse' (vgl. *quat* 'Schmutz'), mnd. *kwād* 'häßlich', holl. *kwaad* 'böse, schlecht, übel, häßlich, mühselig' zu sehen, dessen Dasein im Nordischen wohl der altschw. Personenname *Kwadhi* bezeugt. In einem anderen närkischen *-vi* scheint nämlich das Vorderglied ebenso ein qualitatives Adjektiv zu sein, und zwar im jetzigen *Snarfve* (*Snarfvi*) in Edsberg; dies wird in einem Diplom aus der Zeit 1180—1202 *Sneuerwy* geschrieben (Sv. Diplom. 1, 682) und dürfte kaum etwas anderes als das Adjektiv isl. *snæfr* 'eng' (auch in *Snefrawadh* 1389, jetzt *Snärfva* in Vadsbo, Västergötland) enthalten können. Die Bezeichnung **Snæfra-wī* ist eine gegensätzliche und zwar bezieht sich der Gegensatz vielleicht auf die bedeutenderen *Frövi* und *Frösvi* in demselben Kirchspiel. In der Nähe von *Kåvö* liegen westlich *Ullevi* und südlich *Vivalla*. Man vergleiche auch das småländische *Lillevi* in Sevede (*Litlawi* 1466), der Kirche von *Södra Vi* gegenüber. Ob auch das bisher dunkle uppländische *Halqwi* 1288, jetzt *Hallkved* in Rasbo, hierher gehört und zu got. *halks* 'gering, dürftig' zu stellen ist? Ein altes *Ernavi* (über dessen Bedeutung vgl. unten) liegt ganz in der Nähe. Ein Name wie **Quadh-wi* mag nun etwas herabsetzend gewesen sein (etwa 'das schlechte, armselige "wi"'?); wem das nicht gefällt — der Name könnte doch wohl ein Spottname der Nachbarn sein —, der bedenke, daß eine Zusammensetzung nicht immer aus ältester Zeit stammen muß; an einfaches *Vi* kann das unterscheidende Vorderglied auch erst später angefügt worden sein, ohne etwas mit der Heiligkeit des Ortes zu tun zu haben. — In dem Aufsatz "Brávellir" gibt uns Axel Olrik eine vorläufige gedrängte Darstellung seiner Ansichten über die Bråvalla-Tradition. Gegen Stjerna, Schück und B. Nerman wird deren Echtheit verteidigt, insofern von einem Kampfe zwischen Dänen und Schweden erzählt wird. In der Tat scheint hier kaum ein triftiger Grund zum Zweifel vorzuliegen (vgl. jetzt Lindroth De nord. ortnamnen på -rum [= Göteborgs Kungl. Vetenskaps- o. Vitterhetssamh:s Handl. Fjärde följden XVIII : 1], s. 137 ff.) — wenn wir überhaupt der Sage vertrauen dürfen. Die Gründe Olriks zugunsten einer Verlegung des entscheidenden Kampfes, des Brávallakampfes, nach *Bråbo härad* nördlich von Norrköping, sowie die von ihm gegen die herkömmliche Lokalisation (zur Gegend von Ö. Husby östlich von derselben Stadt) erhobenen Einwände finde ich dagegen wenig überzeugend. So ist z. B. die von O. gutgeheißene Gleichsetzung Nerman's: *Vatá* (in Sǫgutbrot) = Schreibfehler für **Vazá* = jetziges *Vadsbäcken* eine aller festen Stützpunkte entbehrende Konstruktion [1]). Schon a priori kann

1) Sowohl in Västergötland wie in Norwegen hat es in der Tat einen Fluß-, resp. Seenamen *Vata* gegeben (s. Hellquist Sv. sjönamn 1, 695 [750 f.], Lidén in Språk o. stil 6, 11).

man vermuten, dieser ziemlich bedeutende Fluß habe einen altertümlicheren Namen getragen. Der Name *Åby* scheint auch dafür zu zeugen, daß der Fluß *á* genannt wurde. Nichts berechtigt uns aber, bei dem zu vermutenden alten Vollnamen auf *-á* irgendwelche sprachliche Verwandtschaft mit dem jungen *Vadsbäcken* (wahrscheinlich nach dem als Hofname bewahrten *Stensvad* gebildet) vorauszusetzen. Die Behauptung, die Gegend von Ö. Husby habe keine *vellir*, d. h. 'offene Felder', wird durch die Ortsnamen *Valla*, *Järnvalla*, *Orrvalla* widerlegt. Schließlich: *Brávellir* kann ebenso gut zu *Brávík* wie zu *Brábo* gestellt werden[1]). — Zur Sagengeschichte gehört auch v. Sydows "Grendel i anglosaxiska ortnamn". — Hj. Lindroth erklärt den Namen *Gottland* als ursprünglich 'das Land um *Gut(e)*', und dies *Gut(e)* ist der spätere Fluß *Gute-å* (im Hofnamen *Gute* bis jetzt aufbewahrt), in dessen Nähe die ältesten Wohnplätze der Inselbevölkerung gefunden worden sind. Der Völkername *gutar* ist sekundär (vgl. *gautar* zu *Gaut*). Die etwaigen Konsequenzen für die *Goten*-Frage werden nur gestreift. — Einzelne Namentypen werden von den Dänen M. Kristensen und J. Steenstrup behandelt; ersterer spricht besonders über die südschleswigschen *-by*, letzterer über *-mark* und *-borg* in Schleswig. — Der Versuch v. Unwerths, die *es*-Stämme, die in letzter Zeit auch sonst sehr haben herhalten müssen, für die häufige Pluralform auf *-ir*, *-ar* von Neutra in Ortsnamen in gewisser Ausdehnung verantwortlich zu machen, ist wohl abzulehnen; eine bessere Erklärung ist inzwischen von M. Hægstad in Maal og Minne 1915, s. 168f. gegeben worden. — Der Name *Birka*, in Zusammenhang mit den an diesen Ort geknüpften archäologisch-geschichtlichen Fragen wieder ein aktuelles Problem, wird jetzt von E. Wadstein aus dem fries. (oder nd.) *berek* 'Jurisdiktion, Gebiet mit eigener Jurisdiktion, Handelsplatz' hergeleitet. Gewisse Bedenken gegen diese ansprechende Deutung sind vom Rez. anderenorts ausgesprochen worden (Fornvännen 1914, s. 152). — K. B. Wiklund schreibt über "Urnordiska ortnamn i de södra lappmarkerna" und liefert dadurch wieder einen Beitrag zur Erforschung der Beziehungen zwischen Germanen und Lappen.

Unter den Beiträgen des Jahrganges 1915 hebe ich die folgenden hervor, die allgemeinere Bedeutung beanspruchen können. J. Sahlgren gibt in "Blåkulla och blåkullafärderna" zum ersten Mal sowohl eine ausführliche Erörterung der Herkunft und des Wesens der an *Blåkulla* (dem schwed. *Blocksberg*) geknüpften Vorstellungen wie eine auf dieser fußende überzeugende Erklärung jenes Namens (im wesentlichen Anschluß an F. Tamm Etym. ordb.): *Blåkulla* ist ursprünglich einfach 'der von ferne blauende Hügel'. — Hj. Lindroth steuert drei Aufsätze bei: "Är Skåne de gamles Scadinavia?", "Den konsonantiska assimilationen *Thikbile* > *Thigbile* (> *Tibble*)" und "Härnevi, Ett bidrag till beröringen mellan svensk och finsk mytologi". Das Ergebnis des ersten ist, daß *Scadinavia* und *Skáney* nicht dasselbe Wort sein können, wenn anders eine methodische Untersuchung den Ausschlag geben soll; in der Tat bezeichnen die beiden Namenformen auch verschiedene Lokalitäten. Im zweiten Aufsatz wird die von Noreen (Gesch. d. nord. Spr.[3] §§ 181b, 182b) formulierte Regel, nach der im Aschw. *t* zu *d* und *k* zu *g*

[1) Die seit Herbst 1916 erschienene Literatur über Bråvalla konnte hier nicht mehr berücksichtigt werden.]

vor *b* [nur in Kompositionsfuge] wird, wenn Assoziation nicht hindert, durch die folgende ersetzt: *t* wird zu *d* und *k* zu *g* (sowie *p* zu *b*) vor *b* (sowie vor *d*, *g*) in Komposition, wenn die Media des Schlußgliedes durch "Gruppenassoziation" verstärkt wird (Beisp.: *Bæk-by* wird zu *Bæg-by*). In dem Aufsatz über den aschw. Kultnamen *Härnevi* wird gegen die Auffassung M. Olsens, O. Lundbergs und H. Sperbers Stellung genommen, der zufolge hier der Beiname *Hǫrn* der Freyja vorliege; der Name wird — unter Berufung auf die alten Formen mit *Ærna-*, *Erna-* — mit dem finnischen Schatzdämon *Aarni*(*o*) in Verbindung gebracht, in dessen Namen schon Wiklund ein nordisches Lehnwort vermutet hat. Den jetzt von T. E. Karsten (Germ.-finn. Lehnwortstud., S. 239f.) vorgebrachten Einwänden gegen diese Auffassung wird in einem späteren Hefte der Zeitschrift entgegnet werden[1]).

Jedem Jahrgang ist ein Register beigefügt, nunmehr auch eine wertvolle Ortsnamenbibliographie, die ebenfalls — hinsichtlich der darin verzeichneten Namen — im Register verwertet ist.

Es darf behauptet werden, daß sich die Redaktion schon durch die bisher vollendeten Bände ein großes Verdienst um die Ortsnamenforschung erworben hat. Das schon vorhandene Interesse ist durch diese ausgezeichnet redigierte Zeitschrift noch gestärkt worden und mancher dürfte zur Arbeit auf diesem reiche Ergebnisse versprechenden Forschungsgebiet angespornt worden sein. Die internationale Wissenschaft hat ohne Zweifel recht viel, nicht am wenigsten in methodischer Hinsicht, von der sich hier betätigenden nordischen Forschung zu lernen. Möge "Namn och Bygd" also den Weg auch zu allen außernordischen Fachgenossen finden.

Lund im Herbst 1916. Hjalmar Lindroth.

Språk och Stil. Tidskrift för nysvensk språkforskning utgiven av Bengt Hesselman, Olof Östergren, Ruben G:son Berg. Tolfte — femtonde årg. Uppsala 1912—1915. 4 Kr. pr årg.

Im 32. Bd. dieses Anzeigers (S. 54ff.) hatte ich Gelegenheit, den elften Jahrgang von Språk och Stil zu besprechen. Nach Vorausschickung einiger Worte über das Programm der Zeitschrift wurde die Aufmerksamkeit auf diejenigen Beiträge gelenkt, deren Inhalt ein allgemeineres Interesse beanspruchen durfte.

Auch die seitdem erschienenen vier Bände bieten, neben Aufsätzen spezielleren Inhalts, nicht weniges von Wert auch für die internationale Sprachforschung; dies wird hier verzeichnet werden.

Auf dem Gebiete der Sprachpsychologie, der Bedeutungslehre und der Stilistik enthält der 14. Jahrg. einen Aufsatz von N. Beckman, in dem der Verf. seinen schon früher bekannten Standpunkt in der Frage von den 'grammatischen Kategorieen' anläßlich eines Mißverständnisses nochmals entwickelt. Als Beispiel wird besonders der Begriff Substantiv analysiert. Verf. will die Benennungen der Redeteile nicht unter ausschließlicher Bezugnahme auf die eine oder andere Seite ihres Umfanges gebraucht wissen — also etwa den Terminus Substantiv nur von Wörtern einer gewissen Bedeutung —, sondern er nimmt sie

---

1) S. nunmehr Jahrg. 1917.

prinzipiell für die 'Allgemeinvorstellung' in Anspruch, in der sowohl Bedeutung als Form und Funktion, wenn auch unter gelegentlicher Zurücktretung des einen oder anderen der drei Momente eingeschlossen sind. Nur bei dieser Fassung des Begriffs der grammatischen Kategorie würden die Assoziationen und Analogiebildungen der lebendigen Sprache gebührende Beleuchtung finden. — Ähnliche Fragen behandeln S. Ehrling (1914) und Prof. K. F. Sundén (1915). Der Aufsatz des erstern, Grammatik och Logik betitelt, ist eine Kritik von drei Kapiteln der Schrift Sprogets Logik von dem bekannten Kopenhagener Forscher Otto Jespersen; und zwar werden 'Substantiv och Adjektiv', 'Overled och adled' (von J. erfundene Namen für bestimmtes, bezw. bestimmendes Glied einer Wortgruppe) und 'Subjekt och Predikat' zur Sprache gezogen. Die Kritik ist m. E. wenigstens in vielen Punkten zutreffend, und überhaupt verdient der von einer nicht gewöhnlichen logischen Schärfe zeugende Aufsatz ernstliche Beachtung von jedem Sprachpsychologen, der einer ihrer Abstraktheit halber manchmal auch für den Eingeborenen sehr mühsamen Lektüre in schwedischer Sprache mächtig ist. Der Beitrag Sundéns ist ebenfalls kritischer Natur; Verf. wendet sich gegen den 'Paradigmabegriff' Adolf Noreens (in Vårt språk Bd. 7). Er widerspricht einer so ausgedehnten Verwendung des Wortes Paradigma, daß auch z. B. Derivata und Kompositionsformen darunter verstanden werden, und er verteidigt den herkömmlichen Standpunkt, darin Noreen allerdings beistimmend, daß auch er die Monopolisierung des Wortes für den Begriff 'Flexionsmuster' (unter Absehung von dem sachlichen Inhalt) beanstandet. In Zusammenhang mit dem Hauptthema wird die Frage nach dem richtigen Platz der Flexionslehre (im herkömmlichen Sinne) im grammatischen System erörtert. Verf. teilt die Grammatik in Lautlehre, Bedeutungslehre und Formlehre ein. Letztere umfaßt nach ihm eigentlich nur Wortbildungslehre und Syntax, indem die Flexionslehre diesem als Unterabteilung ("ein schematischer Auszug des Syntaxes") zugezählt wird; aus praktischen Gründen wird jedoch die selbständige Aufstellung einer Flexionslehre befürwortet. — Die Interpunktion, in der Tat nicht allein eine schulgrammatische Frage, hat in O. Gjerdman einen neuen Reformator gefunden. Er nimmt die größte Freiheit für jeden Schreiber in Anspruch und will das Bedürfnis nach Deutlichkeit als allein maßgebendes Prinzip gelten lassen. Diese Theorie geht aber von einem ebenso subjektiven Standpunkt aus wie die vom Verf. zurückgewiesene phonetische Interpunktionstheorie (: Komma nach Pause). Verf. hat es aber unterlassen, dem m. E. wirklich tragenden Fundament dieser Theorie nachzugehen — eine Unterlassung, deren sich freilich auch ihre eigenen Vertreter schuldig gemacht haben. Die Pause (d. h. die nicht nur rhythmisch-physiologisch bedingte Pause) ist keine selbständige Erscheinung. Sehr oft ist sie der Ausdruck des Grades von Innigkeit der psychologischen Verknüpfung der Satzglieder. Solche Pausen dem Leser zu vermitteln, muß eine wichtige Aufgabe jedes wirklichen Stilisten sein; und dazu eignet sich vorzüglich das Komma. Dies bedeutet zwar eine prinzipielle Durchkreuzung der logischen Interpunktionstheorie; denn die psychologischen und die logischen Fugen fallen nicht immer zusammen. Praktisch genommen und in der gewöhnlichen schriftsprachlichen, durchdachten Darstellung in 'einer gebildeten Sprache' sind aber tatsächlich die meisten psychologischen Fugen zugleich logische — nicht aber umgekehrt, und so würde denn eine Menge logischer Pausen unbezeichnet

bleiben. — Die hier angedeutete Interpunktionstheorie ist allerdings gefährlich in den Händen unreifer Skribenten: die Versuchung liegt mit ihr nahe, sich in Fragen der Wortstellung logischer Rücksichten enthoben zu meinen. Ich zweifle aber, daß wir überhaupt eine einheitliche Interpunktionstheorie brauchen. Vielleicht empfiehlt es sich, auf der Schule eine — nicht allzu enge — logische Interpunktion zu lehren, von der sich nachher befreit, wer sich einen persönlichen Stil aneignet.

Phonetik und Metrik. Im Jahrg. 1912 gibt derselbe Gjerdman einen Beitrag zur Erklärung der Vokalalliteration. Der Aufsatz wurde schon in diesem Anzeiger (Bd. 33, S. 63 ff.) anläßlich einer Rezension der Arbeit E. Classens On Vowel Alliteration in the Old Germanic Languages von E. Noreen in Kürze gewürdigt, und ich darf umsomehr darauf verweisen, als ich das daselbst ausgesprochene günstige Urteil durchaus teile. — Johan Götlind sucht (1914) die auch für Deutsche aktuelle Frage: Ist der freie Vers Poesie oder Prosa? zu beantworten. Die Antwort bezieht sich auf den im eigentlichen Sinne freien Vers, wo weder Bau noch Umfang durch ein regelmäßiges Schema bestimmt ist, und sie lautet: der freie Vers ist als Prosa zu betrachten; die Verteilung auf Zeilen kann jedoch als Anhalt für den Vortrag dienen. Viel dürfte allerdings mit dieser Etikettierung nicht gewonnen sein. Der Stil auch des freien Verses bleibt derjenige der Poesie. — Im Jahrg. 1915 behandelt Ruben G:son Berg Rimmen i Vallfart och vandringsår des schwedischen Dichters Verner v. Heidenstam. In der Form einer Auseinandersetzung mit zwei Fachgenossen, die sich kurz vorher mit demselben Thema beschäftigt hatten (vgl. Jahrg. 1912, S. 208 ff.), werden hier eine Reihe wichtiger grundsätzlicher Gesichtspunkte für die Beurteilung der Reime eines Dichters vorgeführt. Verf. fordert u. a. 1.: Man muß vorerst, wenn Dokumente zu Gebote stehen, die eigenen Ansichten des Dichters über den Reim und dessen Aufgabe kennen; 2. der verschiedenen Aufgabe des Reimes je nach dem Versmaß (strophisch — stichisch) muß Rechnung getragen werden; 3. mit Karl Voßler muß zwischen stilistischen und nur akustischen Reimen unterschieden werden. Der Aufsatz zeugt von feinem rhythmischen Gefühl sowie von wohltuender Freiheit von abstrakt papiernen Gesichtspunkten — beides in der Tat unerläßliche Voraussetzungen bei einem derartigen Thema.

Schwedische Grammatik und Sprachgeschichte. Der Jahrg. 1912 enthält eine Polemik zwischen B. Hesselman und Hj. Lindroth, in der wenigstens die Frage von der Entstehung und späteren Entnasalierung der Nasalvokale von allgemeinerem Interesse sein dürfte. — Im folgenden Jahrgang verdient die wichtige, wenngleich unübersichtlich geschriebene Abhandlung Fr. Sandwalls Om accentueringen av två-och trestaviga komposita i 1600-talets svenska Beachtung. Ausgehend von den bis dahin unbekannten Äußerungen eines schwedischen Metrikers des 17. Jahrhs. weist der Verfasser überzeugend nach, daß die früher von Axel Kock aus der metrischen Geltung gezogenen und allgemein gebilligten Schlüsse auf die prosaische Akzentuierung der Komposita, denen zufolge diese im 17. Jahrh. in großem Umfange auch in der Reichssprache Endbetonung aufwiesen, nicht aufrecht zu erhalten sind; vielmehr handelt es sich fast überall um metrische Vergewaltigung eben der jetzigen Aussprache mit Betonung des ersten Gliedes. — Schließlich sei auch der Aufsatz E. Wellanders über Ett par produktiva typer av skriftspråklig

nybildning erwähnt. Der eine 'Typus' ist die Adjektivierung von Adverbien bei Substantivierung eines davon bestimmten Verbums oder Adjektivs. Zu *han sover dåligt* wird *hans dåliga sömn* gebildet, zu *han åhörde uppmärksamt* ... ebenso *den uppmärksamme åhöraren*, zu *tiden blir relativt kort* : *tidens relativa korthet*. Der Vorgang hat seine genaue Entsprechung im Deutschen (*schneller Läufer*, *falscher Spieler*), das in der Tat wie in so vielen Fällen auch in diesem, wie W. auch hervorhebt, das Schwedische beeinflußt hat und fortwährend beeinflußt. Mit Recht wird die Erscheinung wesentlich aus der von vielen Stilistikern gerügten 'Hauptwörtersucht' hergeleitet. Findet man diese für die Schriftsprache der Konzentration halber unumgänglich, muß man im Ganzen genommen auch ihre Folgen mit in den Kauf nehmen. Der andere von W. berührte Typus hat im Deutschen wenig Entsprechendes: 'Rückbildungen' wie *korrekturläsa* zu *korrekturläsning*, das selbst erst durch Substantivierung aus der Wortfügung *läsa korrektur* entstanden ist. Den in dieser Weise neugeschaffenen, oft unförmlichen Verbalzusammensetzungen, die in der schwedischen Schriftsprache (bes. in der Tagespresse) immer mehr gepflegt werden, kann man allerdings nicht syntaktische Handlichkeit bei konzentrierter Darstellung im Vergleich mit den entsprechenden Wortfügungen absprechen; man vergleiche etwa *postbefordra — befordra på* oder *genom posten*, *kroppsvisitera — visitera in på kroppen* (oder *visitera någons kropp*).

Språk och Stil verdient jetzt wie früher die Aufmerksamkeit aller Sprachforscher, nicht nur derer, die sich mit nordischer Philologie befassen.

Lund. Hjalmar Lindroth.

Marbe K. Die Gleichförmigkeit in der Welt. Untersuchungen zur Philosophie und positiven Wissenschaft. X und 422 S. 8°. München, 1916. C. H. Beeksche Verlagsbuchhandlung. Geb. 13.50 M.

Unter Gleichförmigkeit versteht M. die häufige, in Raum oder Zeit auftretende Wiederkehr der Gestaltung an Erscheinungen des Raumes und der Zeit. Diese Gleichförmigkeit leitet er ab aus den Bedingungen dieser Erscheinungen. Darnach ist zu scheiden zwischen Erscheinungen des geistigen Gebiets (in Sprache, Geschichte, Volksleben) und des nichtgeistigen Gebiets (beim Glücksspiel, beim Geschlecht der Geburten u. dgl.). Auf dem geistigen Gebiete führt bei lebenden Trägern die seelische Grundlage zu beachtenswerten Bevorzugungen: Purpurbakterien beispielsweise sammeln sich gern im Bereich der ultraroten Strahlen des Spektrums oder im Gelb, aber kaum im Grün oder Blau; unter den Farbenbezeichnungen ruft ein Reizwort bei den Versuchsmenschen am meisten 'rot' hervor, und die altrömischen Grabinschriften runden das Alter der Verstorbenen genau so ab, wie die Neger in Alabama ihr Alter bei den Angaben für die Volkszählung, aber auch genau so wie heutige Europäer ihre Zahlen bei der Abschätzung einer mehrere Zentimeter langen Strecke. — Auf dem nichtgeistigen Gebiet, auf dem man alles zahlenmäßig geordnet und eingeteilt glaubt, widerspricht die Erfahrung der zahlenmäßigen Berechnung: das zeigt die Aufeinanderfolge der Geburten in Würzburg, Fürth, Augsburg, Freiburg i. Br. ebenso wie das Roulettespiel.

Diese Ergebnisse gehen Sprachwissenschaft und Philologie freilich nur dann an, wenn sie selbst zur Rechnung greifen und die Häufigkeit wider-

streitender Erscheinungen vergleichen, so etwa an sich bei der Beobachtung der griechischen Wortstellung oder — im Dienste der Literaturgeschichte — bei der Feststellung der Reihenfolge von Platons Schriften. Aber sie können dann wichtig und im Dunkel der Zahlen dem Ratlosen ein Leitstern werden, eben weil sie lehren, daß die reine Zahl doch auch beeinflußt wird von den Wirkungen des seelischen Geschehens.

Ein anderes zieht die Sprachwissenschaft aber mehr an: die Behauptung M.s, für die Sprachentwicklung sei maßgebend die menschliche Bequemlichkeit. Man vermeint natürlich zunächst, M. kämpfe auf der Seite derjenigen, die in der Sprache der ältesten Vergangenheit nur Vollkommenheit, in der späteren, zumal der heutigen Sprache nur Mängel und Verwirrung sahen, denen die Sprachgeschichte also nur Verfall und Verwilderung ist, hervorgerufen durch eine sich womöglich von Jahrhundert zu Jahrhundert steigernde sprachliche Trägheit. Aber für M. ist die Bequemlichkeit nur eine seiner Bedingungen, eine heilende Kraft im Kreise vieler Genossen. Der Mensch, der einem Ziel zustrebt, wählt — nach M.s Darlegungen — unter allen ihm offenstehenden Wegen den nächsten, der ihm am vertrautesten ist und ihm am wenigsten Mühe und Zeit kostet. Denn das Nächstliegende ist überall das Bekannte, das auch die wenigste Zeit beansprucht.

Aber mit dieser Bequemlichkeit steht es genau so wie mit dem Reichwerden: obwohl alle Menschen nach Reichtum streben und viele einzelne auch wohlhabend, reich oder steinreich werden, stirbt die Armut doch nicht aus, weil anderes, wie Erbteilung und Verschwendung, den Reichtum wieder verteilt. So wirken auch in der Sprache der Bequemlichkeit, der einen Triebfeder, andere Strebungen entgegen, die den augenblicklichen Zustand auch von ihrer Seite her verschieben, Kräfte, die den immer frischen Gebirgsbach der Bequemlichkeit schließlich doch im Sande verrinnen lassen.

Gegen eine solche Auffassung, die dem Wort Bequemlichkeit sozusagen einen ganz andern Sinn unterlegt, taugt natürlich die alte Kampfstellung nicht mehr. Im Gegenteil: man muß die neue Deutung um so mehr begrüßen, weil sie zwei bisher gegeneinander flutende Läufe jetzt in ein gemeinsames friedliches Bette leitet.

In der Frage der Sprachschnelligkeit — die nach dem Vorausgehenden ja mit der Bequemlichkeit Hand in Hand geht — läßt sich mit M. auch nicht viel rechten. Sein Satz gilt ja nur allgemein und nicht etwa in dem Sinne Wundts, daß sich das Sprechen von Jahrhundert zu Jahrhundert, etwa im Zusammenhang mit der geistigen Ausbildung, beschleunige. Über die wirkliche Geschwindigkeit will er nichts aussagen. Ich möchte ihm aber den Sinn unterschieben, daß sich das Streben nach Schnelligkeit zwar betätige bei den alltäglichen Sprachformen, die dadurch Einbuße erleiden, daß es aber ausgeglichen werde durch stetige Neubildungen, die, ungewohnt, dem Sprecher noch Mühe machen. Den hergebrachten Namen 'Zeus' sprach ein alter Dichter also verhältnismäßig schneller aus als eine eben von ihm aufgebrachte Umschreibung 'Kronide'; auch wohl in unbewußter Rücksicht darauf, daß seine Hörer den einen Ausdruck leichter auffaßten als den andern, neuen, der sie ja auch anregen sollte zu neuen Gedanken und Gefühlen.

Alle sprachlichen Erscheinungen faßt M. übrigens als Ergebnis des Zusammenwirkens von einzelnen, nicht als Wirkung einer Massen-

einheit. Von einer Volksseele will er ebensowenig etwas wissen wie von der Seele eines Hausbesitzervereins, und der Völkerpsychologie Wundts fehlt nach ihm der Boden der Wirklichkeit. Was Wundt als Ausfluß dieser Seele ansieht, ist nach M. der Erfolg von zweierlei Einflüssen: einesteils solcher, die auf jeden einzelnen gleichmäßig wirken (also ein Ergebnis der Gleichförmigkeit), andernteils und erst in zweiter Reihe ein Erfolg der Wechselwirkung der einzelnen unter sich, unter anderem also auch unbewußter seelischer Beeinflussung (Suggestion).

Die M.sche Darstellung ist zwar weder geschmeidig noch besonders leichtflüssig; aber da sie vorzüglich gegliedert ist, auch äußerlich durch Zerlegung in Abhandlungen und Abschnitte, und aufgebaut in fortschreitender Schlußfolgerung, ist sie leicht verständlich und hinterläßt am Schluß bei dem Leser nur dankbare Neugier und gesunde Lust nach mehr. Im Hinblick auf das nicht gleichmäßig mit der Erwärmung sich ausdehnende Wasser und ähnliche Erscheinungen freut man sich über das Mißtrauen, das der Verf. auf Grund der Erfahrungen mit der Wärmelehre und der kinetischen Gastheorie empfindet gegen so allgemeine Sätze wie den von Poincaré! Man wird begierig nach weiteren Geheimnissen des Gesetzes der kleinen Zahlen wie des statistischen Ausgleichs, und über das Verhältnis in der Aufeinanderfolge von männlichen und weiblichen Geburten würde man — zu der nur berücksichtigten Viertelmillion von Fällen — noch ruhig einige weitere Viertelmillionen behandelt sehen! Auch wenn man dadurch nicht befähigt werden sollte zu einer Wette über das Geschlecht einer bevorstehenden Geburt noch auch — auch davon redet der Verf. gründlich und doch anziehend — zur Sprengung der Spielbank von Monaco!

Freiburg i. Br. L. Sütterlin.

Brugmann Karl. Zu den Wörtern für 'heute', 'gestern', 'morgen' in den indogermanischen Sprachen (aus den Berichten der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, phil.-hist. Klasse, 69. Band 1917, 1. Heft). 34 S., 8°. Leipzig, B. G. Teubner, 1917. M. 1.20.

Eine Zusammenstellung und Herkunftsbestimmung der Wörter für 'heute', 'gestern', 'morgen' aus dem Bereich der idg. Sprachen hat mich zu den folgenden Ergebnissen geführt. Für den Begriff 'heute' hat es in idg. Urzeit sicher ein Kompositum gegeben, das etymologisch den Sinn 'an diesem Tage' hatte. Das ai. *a-dyá* hat am ehesten Anspruch darauf, für die nur lautgesetzlich veränderte idg. Grundform gehalten zu werden. Sein Schlußteil ist in griech. χθιζός mit den zugehörigen Adverbia χθιζά, χθιζόν enthalten, und das hohe Alter von χθιζά scheint es zu rechtfertigen, daß man *-ζά* und *-dyá* identifiziert. Lat. *hŏdiē* ist nicht aus **hō diē* entstanden, sondern geht, ebenso wie *hornus*, auf ein altes Stammkompositum zurück; sein Endteil *-diē* ist erst auf italischem Boden an den von *prī-diē* usw. angeglichen worden.

Bei den Wörtern für 'gestern' wird hauptsächlich die Sinnesentwicklung ins Auge gefaßt. Denn bekanntlich sollen die etymologisch unzweifelhaft zusammengehörigen Wörter ai. *hyáḥ*, griech. χθές usw. ursprünglich nicht nur 'gestern', sondern zugleich 'morgen', eigentlich 'jenes Tages' oder 'am andern Tage (von heute aus gerechnet)' bedeutet haben; Spuren von dem letzteren Gebrauch sollen sich im Vedischen und in allen

drei Dialektgruppen des Germanischen finden. Die für den Sinn 'morgen beigebrachten Beweise sind alle hinfällig. Es bleibt nur das einzig und allein Matth. 6, 30 überlieferte got. *gistradagis* 'αὔριον' übrig, das nach wie vor rätselhaft bleibt, aber in dieser Isolierung nicht zum Ansatz der zwiefachen Bedeutung 'gestern' und 'morgen' für uridg. *ghi̯és* berechtigt. Es reiht sich so vielen andern ungelösten Rätseln an, die die Übersetzungsarbeit Wulfilas bietet.

Für 'morgen' ist ein gemeinsames Wort für die uridg. Zeit mit einiger Sicherheit nicht zu gewinnen. Interessant ist aber, zu sehen, wie oft in unserer Sprachfamilie der Begriff 'cras' aus dem Begriff 'Morgenfrühe' entwickelt worden ist. Es ist das an neun Stellen des idg. Gebiets und wie es scheint, jedesmal ganz selbständig geschehen: ai. *śvá̄ḥ*, armen. *vaiiv*, griech. αὔριον, rumän. *mîine*, franz. *demain*, ir. *im-bārach*, nhd. (überhaupt german.) *morgen*, lit. *rytój*, aksl. *za ustra* und *(j)utrě*. Dazu kommen, wie Aug. Fischer in einem beigegebenen Exkurs mitteilt und näher ausführt, fünf gleichartige Fälle aus dem Semitischen und Türkischen. Auch sonst werden Wörter für einen bestimmten Zeitabschnitt oft begrifflich gestreckt, und für unsere Betrachtung des Übergangs von 'am Morgen' zu 'cras' liegt am nächsten die Erscheinung, daß sich so, wie dem vorwärts Schauenden der Morgen nach der bevorstehenden Nacht zum ganzen nächsten Tage wird, dem rückwärts Schauenden der Abend vor der letzten Nacht zum ganzen gestrigen Tag streckt: aksl. *večera*, lit. *vãkar*, nhd. schles. *jenn-ábend* (vgl. *sonn-abend*), franz. *la veille de mon départ*; auch hierzu wieder von Fischer beigebrachte Analoga aus dem Semitischen und Türkischen.

Das alb. *nesər nesr* 'morgen' scheint 'proximo die' gewesen zu sein.

Eine etymologische Crux bleibt lat. *crās*, falisk. *cra*. Die bis jetzt vorgebrachten Deutungsversuche werden besprochen, keinem wird beigepflichtet.

Leipzig. Karl Brugmann.

Brugmann Karl. Der Ursprung des Scheinsubjekts 'es' in den germanischen und den romanischen Sprachen. Aus den Sitzungsberichten der philologisch-historischen Klasse der Königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. 69, 5. 57 Seiten 8°. Leipzig, B. G. Teubner.

In der Beurteilung des Ursprungs des sogen. Scheinsubjekts in den neueren germanischen und einem Teil der romanischen Sprachen, des *es* von nhd. *es regnet, es ist kalt draußen, es sind boten angekommen* u. dgl. und des *il* von franz. *il pleut, il s'éleva un bruit* u. dgl. ist man bisher zu keiner Klarheit gelangt. Der Grund ist der, daß man glaubte, das Pronomen, das in urgermanischer und in urromanischer Zeit in allen solchen Verbindungen noch gefehlt hat (vgl. got. *rigneiþ* aisl. *rignir* 'es regnet' usw. und lat. *pluit* usw.), sei mit der ihm von vorhistorischen Zeiten her anhaftenden Bedeutung eines wirklichen Demonstrativpronomens in diese syntaktischen Verbindungen hineingekommen. Ich suche in der vorliegenden Abhandlung demgegenüber nachzuweisen, daß *es* und *il* in den einschlägigen Fällen nur als leeres Formwort, nur um gewissen Gewohnheiten der Wortstellung und der Satzbetonung zu genügen, herangeholt worden sind.

Was zunächst das 'es' der sogen. Impersonalia (dieser Name ist bekanntlich schlecht gewählt) betrifft, so scheide ich zwischen gebundenen und freien Impersonalien. Jene erscheinen in Satzgefügen wie *es scheint, daß er irrt; es ekelt mich, das anzusehen.* Bei solchen Sätzen sollte man eigentlich nicht von 'Impersonalien', was heißen soll: von subjektlosen Verben, sprechen. Denn *es* hat hier von Haus aus völlig gleichgestanden den nichtneutralen Nominativen derselben Pronomina in Sätzen wie *er kommt gleich, der meister; sie sehen einander sehr ähnlich, diese brüder* und dem neutralen Nominativ *es* in *es dauert mich, das arme kind* (franz.: *il pourra respirer à son aise, mon pauvre ami; qu'il est fin, cet homme*). Nur wo *es* (franz. *il*) auf einen folgenden, in einem Nebensatz oder Infinitiv enthaltenen Gedanken hinwies, hat *es* zu einem bloßen Formwort werden können, so daß schließlich für den Sinn des ganzen Satzgebildes völlig gleichgültig war, ob man *es* zum Verbum hinzufügte oder nicht (vgl. *mir genügt, daß . .* und *mir genügt es, daß . . .*). Hier ging nun dieses Herabsinken zu einem bloßen Formwort Hand in Hand mit der Entwicklung der nach der Satzart verschiedenen Stellungsverhältnisse des Verbums im Satzanfang, wenn dem Verbum ein tonschwaches Personalpronomen unmittelbar beigegeben war, z. B. *es genügt, daß . . .* gegenüber *genügt es, daß . . . ?*, *genügte es doch, daß . . . !*, gleichwie *ich komme* gegenüber *kommst du?*, *kämst du doch!* War die Deckung der Spitzenstellung des Verbums durch *es* in dem Aussagesatz *es genügt, daß . . .* nicht mehr lediglich durch ein Streben, rededeiktisch auf den folgenden konjunktionalen Nebensatz oder Infinitiv hinzuweisen, diktiert, so konnte *es* nun auch dem freien Impersonale in Sätzen wie *regnet heute, ist kalt, klopft an der tür* beigegeben werden. Das geschah schon in ahd. Zeit.

Dem *es* des freien Impersonale steht gegenüber das sogen. syntaktische *es*, wie in *es sind boten angekommen; es war einmal ein könig.* Dieses *es* erscheint nur an der Spitze des Satzes und war ebenfalls durch das Bestreben hervorgerufen, die Anfangsstellung des Verbums mit einem proklitischen Wörtchen zu decken. Zu seinem Aufkommen und seiner Ausbreitung wirkten aber noch andere Motive mit. An das *es* der gebundenen Impersonalia hat man auch hier insofern angeknüpft, als sich z. B. *es schmerzt mich, daß ich wund bin* leicht in *es schmerzt mich meine wunde* oder *es schmerzen mich meine wunden* umsetzte, oder *es ist* (*alles*) *richtig, was du sagst* in *es ist* (*alles*) *was du sagst richtig.* Mit dem syntaktischen *es*, das seit mhd. Zeit neben das Impersonalien-*es* getreten ist, werden besonders gerne Sätze gebaut, die die Einleitung zu Erzählungen bilden.

Beide Arten des Scheinsubjekts, das Impersonalien-*es* und das syntaktische *es*, können heute auch fehlen (gewöhnlich nur in der Umgangssprache): für das syntaktische *es* vgl. z. B. *trat da einer an mich heran und . . .*, für das Impersonalien-*es* z. B. *wird bald tag werden*, was auf gleicher Linie steht mit Ausdrucksweisen wie *weiß schon, kannst gehn*, wo der Grammatiker eine andere Pronominalform vermißt. Das alles sind insofern Altertümlichkeiten, als in bestimmter seelischer Verfassung von jeher, schon seit ahd. Zeit, das unbetonte pronominale Element nicht zur Anwendung gekommen ist.

Im Romanischen ist da, wo es zu einem Scheinsubjekt kam, alles im großen ganzen in gleicher Weise verlaufen wie im Germanischen, sowohl in Ansehung des ersten Aufkommens dieses syntaktischen Sprach-

elements als auch hinsichtlich der weiteren Entwicklung. Einer der wenigen Unterschiede ist z. B. der, daß im franz. *il* als Impersonalien-*es* auch dann dem Verbum beigegeben wurde, wenn dieses im Nebensatz schon ein 'was' als Subjekt hatte, wie *il fait tout ce qu'il lui plaît;* was schon im Altfranzösischen begegnet.

Während alle germanischen Zweige das Scheinsubjekt zeigen, ist es auf romanischem Boden nur in einem Teil der Sprachen entwickelt worden. Am stärksten sind das Französische und das Bündnerische beteiligt. Weniger das Italienische, das aber doch, wie diese seine Schwestersprachen, sowohl das Impersonalien-'es' als auch das syntaktische 'es' kennt. Das Rumänische hat wenigstens das letztere. Unberührt von diesen Neuerungen sind das Portugiesische und das Spanische geblieben.

Eine sich von selbst aufdrängende Frage, die zwar von großem Interesse für die historische Sprachwissenschaft ist, deren Behandlung ich jedoch den Spezialisten überlassen habe, ihnen habe überlassen müssen, ist die, wie weit im Gebrauch des Scheinsubjekts in den beiden aneinander angrenzenden idg. Sprachzweigen Entlehnung des einen aus dem andern stattgefunden hat. Daß überhaupt Entlehnungen bei diesen syntaktischen Neubildungen vorgekommen sind, unterliegt keinem Zweifel, und mir scheint, es sind mehr Wellen vom Germanischen zum Romanischen gegangen als umgekehrt.

Leipzig. Karl Brugmann.

Gustafsson F. Paratactica Latina III. Programma academicum. 4°. 95 S. Helsingfors 1911.

Mit dem vorliegenden Akademieprogramm, das die Herleitung der Relativ- und relativischen Sätze im Lateinischen aus ursprünglichen Frage- bzw. Ausrufesätzen unternimmt, schloß G. seine parataktischen Studien zunächst ab, nachdem er zuvor in ähnlicher Weise die Entstehung der *si-* und *dum*-Sätze behandelt hatte. Da G. auch die entgegenstehende, von Kroll, Glotta 3, 1 ff. im Anschluß an Delbrück neuerdings begründete Herleitung aus dem Indefinitum bereits kennt und gelegentlich heranzieht, anderseits seither nichts Neues mehr erschienen ist, so darf vielleicht in dieser verspäteten Besprechung einiges Grundsätzliche zum Stand der Frage bemerkt werden. Danach scheint mir zur endgültigen Klärung eine neuerliche Aufarbeitung des altlateinischen Materials nach methodisch besseren Richtlinien nach wie vor unumgänglich. Zwar hat sich's G. nicht so leicht gemacht wie Kroll, der ohne eigene Stellensammlungen im wesentlichen nur mit den Materialien von Bertelsmann und Paetzolt arbeitete und hierbei auch chronologisch nicht sorgsam genug vorging, sodaß er z. B. trotz Delbrücks (vgl. Synt. III 401) überzeugenden Gegenbemerkungen den ersichtlich sekundären und zunächst auf den Kanzleistil beschränkten volleren Typus *qui ager — is ager* zum Ausgangspunkt nimmt, oder die, im Lateinischen wie anderwärts, nur in der Vulgärsprache gelegentlich herausgebildeten Fälle von Attraktion wie *Eunuchum quem dedisti*, *quas nobis turbas dedit* direkt als Prototyp für die Entstehung des Relativs aus dem Indefinitum zugrunde legt. Demgegenüber hat G. den Vorzug einer eigenen anscheinend vollständigen Stellensammlung vor allem für Plautus, wenn er auch — was die Nachprüfung erschwert —

immer nur eine Auswahl gibt. Aber G. entwertet dieses Material selbst beträchtlich dadurch, daß er zu ihm und im weiteren Sinne zu der ganzen Frage der Entstehung der Hypotaxe in entwicklungsgeschichtlicher Hinsicht keine richtige Stellung einzunehmen scheint. Er glaubt bei Plautus noch in vielen Fällen die urspr. parataktische Frage bzw. den Ausruf heraushören zu können, in andern wieder schwankt er unentschieden zwischen dieser Annahme und der einer bereits vollzogenen Relativierung hin und her. Das ist hier um so bedenklicher, als doch schon die idg. Grundsprache Relativsätze oder doch solche mit relativischem Wert gekannt zu haben scheint und die Übernahme relativischer Funktionen durch den Stamm *quo- qui-* längst vor Plautus, wie die Sprache der 12 Tafeln beweist, erfolgt ist. So erscheinen die einzelnen Typen, die G. herausschält (z. B. nach Negationen, Fragesätzen, Interjektionen, *quid vis, quid est quod* usw., *ego stultior qui* usf.) alle auf gleicher Linie, während man doch nur weiterkommen kann, wenn es gelingt, die einzelnen Schichten bei der Entwicklung aufzudecken, um Ursprüngliches und analogisch Weitergebildetes zu scheiden; hierbei ist auch die Betonung, die (wirkliche oder vermeintliche) Enklisenstellung, die Modussetzung (z. B. in Formeln wie *quod sciam*) heranzuziehen. Wie wenig mit der bisherigen Methode Sicherheit zu erzielen ist, zeigt z. B., daß sowohl Kroll wie G. die bei Plautus offenbar formelhafte Wendung *malum quod tibi di dabunt (duint)* ebenso wie die verschiedenen Fälle von Attraktion für ihre Theorie in Anspruch nehmen. Wenn nun G. sogar *aliquis, quisquam, quisquis, quisque* und *quoque* (!) in seinem Sinne behandelt, so ist das teils schief, teils verfrüht. So hängt z. B. die Herleitung der Sätze mit *quisquis* davon ab, ob der verallgemeinernde oder der distributive Gebrauch der ältere ist; im ersteren Falle wird man weniger Delbrücks Annahme der Verdrängung eines ursprünglichen **iosquis* = ὅστις zuneigen, sondern ihn vielleicht mit dem bei Festus p. 166 M. 'ex foedere Latino' belegten alten Typ *pecuniam quis nancitor habeto* zusammenbringen: ist diese Stellung ursprünglich und liegt hier indefinites *quis* = *si quis* mit ursprünglichem Frageton vor 'erlangt jemand Geld, dann soll er es haben'? — Was G. S. 72 mit einer Zerlegung von *nequiquam* in *non, quî, quomodo* gewonnen haben will, ist nicht zu sehen, da doch die bei Plautus bereits vollkommen feste Bedeutung 'erfolglos, umsonst, vergeblich' das zu Erklärende ist; sie wird aus Sätzen abstrahiert sein wie *ne quîquam fieri potest,* sodaß z. B. die bei Plautus noch mehrfach vorkommende Formel *nequiquam volo (vis)* ursprünglich (bei noch nicht vollzogener Gliederungsverschiebung) bedeutete 'ich will, aber es geht nicht'. — Daß *quippe* nicht aus *quî-pe* (S. 78), sondern aus *quid-pe* entstanden ist, beweist m. E. nicht nur eine unbefangene Interpretation der ältesten Stellen, z. B. Men. 1109 *esne tu Syracusanus?:: certo. — quid tu?:: quippini?* (= 'quid aliud nisi S.'), sondern vor allem die vollständige Parallele von *quidni* und *quippini*, die bei Plautus noch bis in die Einzelheit einer gelegentlichen Distanzstellung geht, vgl. Mil. 1120 *quid ego ni ita censeam?* mit Pseud. 917 *quippe ego te ni contemnam?*

J. B. Hofmann.

Vroom H. B. De Commodiani metro et syntaxi annotationes. Diss. Utrecht 1917. 8⁰. 91 S.

Die in keineswegs anmutigem Latein geschriebene Dissertation präzisiert im ersten, metrischen Teil die von Wilh. Meyer gefundenen Quantitätsgesetze bei Commodian genauer und erklärt, unter Ablehnung der semitischen Hypothese dieses Gelehrten, gewisse metrische Bindungen; so die durch Hanssen festgestellte gesetzmäßige caesura penthemimeres und bestimmte quantitätsartige Abfolgen vor der Cäsar und am Versschluß — letztere als zufällig entstanden, ohne daß mehr ein Gefühl für Quantität beim Dichter vorhanden war, durch die Tendenz der Nachahmung von Vergil und Ovid, die an diesen Versstellen unterstützt wurde durch rhythmische Momente sowie durch die Beziehungen zwischen Quantität und grammatischem Akzent. Das klingt alles annehmbar, aber gerade die nach dieser Theorie vorliegenden Verhältnisse hätten den Verf. abhalten sollen, einzelne Ausnahmen hinwegzuemendieren, wie er es gelegentlich tut. — Der 2. Teil, eine rein deskriptive, nach dem üblichen Schema angelegte Syntax, bietet eine brauchbare Zusammenstellung des Sprachgebrauchs Commodians als Ergänzung des Index der Dombartschen Ausgabe, wobei namentlich die Arbeiten Löfstedts dem Verf. mancherlei neue Gesichtspunkte an die Hand gegeben haben. Eine Einordnung in die Gesamtentwicklung des Spätlateins ist jedoch fast nirgends angebahnt, und auch dort, wo eine Erscheinung losgelöst für sich zu erklären versucht wird, scheint der Verf. nicht sonderlich glücklich, so S. 63 und 66 mit der Deutung der Vernachlässigung der consecutio temporum bzw. der Setzung des Indik. nach *quod* 'daß' als Gräzismen.

München. J. B. Hofmann.

Heinichens F. A. Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch. 9. Aufl. von Dr. H. Blase, Dr. W. Reeb, Dr. O. Hoffmann. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1917. Lex. 8⁰, LXXVI, 940 S. Geb. 9 M.

Der neue Heinichen ist nicht nur äußerlich um fast zwei Bogen vermehrt, er weist auch inhaltlich fast auf jeder Seite die bessernde und erneuernde Hand auf. Durch die Mitarbeit von O. Hoffmann ist vor allem die Sprachwissenschaft sowohl in der ganz neu bearbeiteten Einleitung wie in der Ausführung in ganz anderer, systematischer Weise zu Worte gekommen, als es noch die 8. Auflage tun konnte, die damit gegen verwandte Unternehmungen, wie die Skutsch-Petschenigsche Bearbeitung des Stowasser, etwas ins Hintertreffen geraten war. Es ist ein Verdienst des Verlages, daß er nach dem Satze „Das Beste ist für die Schule gut genug“ diesem Mangel durch die Neuauflage in großzügiger Weise steuern ließ. Wenn ich hier von den Abschnitten V der Einleitung („Das Lateinische als Sprache der Literatur“) und IV („Aus der Wortbedeutungslehre“ von Reissinger, einem Schüler Heerdegens), welch letzterer Abriß am wenigsten umgearbeitet und auch inhaltlich etwas dürftig ist, absehen darf, so bleiben die übrigen (I. Die Zusammensetzung des lateinischen Wortschatzes, II. Die lateinischen Laute, III. Die lateinische Wortbildung, VI. Die lateinischen Laute im Französischen) als Arbeitsanteil Hoffmanns. Davon dient der letztere dem Verständnis der französischen Entsprechungen

des lateinischen Grundworts, die — eine begrüßenswerte Neuheit gegenüber sonstigen Schulwörterbüchern — unter der Etymologie der einzelnen Lemmata regelmäßig gegeben werden. Besonders dankenswert aber in seiner Kürze und Übersichtlichkeit ist der Abriß über die lateinische Wortbildung, der durch die eingehende Berücksichtigung dieses noch vielfach dunklen Gebiets unter der Etymologie und die regelmäßigen Rückverweise auf die betreffenden Paragraphen der Einleitung im Werte noch erhöht wird. Wenn ich hierzu vielleicht einige Bemerkungen, zum Teil grundsätzlicher Natur, machen darf, so soll damit nur dieser unschätzbare Vorzug des Wörterbuches unterstrichen werden.

Ein beliebtes Erklärungsmittel Hoffmanns ist die Annahme sog. elliptischer Kompositionsbildungen wie *degenerare* aus *de genere decedere* usw. So wird *asseverare* 'versichern' erklärt als zusammengewachsen aus **ad severum agere* 'bis zum Ernst etwas treiben', was schon der Bedeutung gar nicht gerecht wird. Daß es kein *severare* gibt, besagt nicht viel; wie *perseverare* direkt von *severus* unter Anschluß an *perdurare permanere*, so *asseverare* unter Anlehnung an *affirmare assentari;* zur Bed. vgl. engl. *strengthen* 'bekräftigen'. Ebenso gewagt dürfte es sein, mit H. *assimulare* aus *ad simul redigere* bzw. für die Bedeutung 'vergleichen' aus *ad simul conferre* zu erklären: die einfache Gleichung *adsimulare* : *simulare* wie *adaequare* : *aequare* wird dem Tatbestand gerecht. Ähnliche Vorbehalte sind zu machen zu dem erst seit Cicero belegten *extirpare* ('ex stirpe', vgl. aber das seit Plautus vorkommende *eradicare*), *exūberare* (ex ubere 'aus dem Vollen', vgl. *ex-, abundare*) u. a. *profundus* 'tief' wird erklärt aus *pro fundum mergere* 'vorwärts bis auf den Grund', was doch wohl nur für ein **profundare* passen würde; eher noch aus **pro fundo* 'was als Grund, Boden dient' (vgl. *proconsul* und nach H. *proprius*, *propudium*). Jedenfalls wäre es pädagogisch richtiger gewesen, hier nur das Sichere zu bringen. Ein anderes Bedenken in dieser Richtung betrifft einzelne Etymologien. Daß ein so selbständiger Forscher wie H. über Walde[2] hinaus nicht nur die beachtenswerten fremden Vermutungen berücksichtigt (nur die Vettersche Hypostase von *incolumis* aus *in columine* vermisse ich), sondern auch eine ganze Reihe eigener vorträgt (vgl. z. B. unter *amoenus astus bustum decrepitus exilium fere furtum humanus ingens limen portitor stercus struma studeo stupeo timeo tiro*), war nicht anders zu erwarten. Wenn H. aber hierbei aus einer an sich begreiflichen Reaktion gegen die Skutschische Richtung, bei Etymologien möglichst nur mit dem italischen Sprachmaterial zu operieren, laut Vorrede das Recht in Anspruch nimmt, die verwandten Sprachen in weitestem Umfange heranzuziehen, so sollte man doch für die Zwecke der Schule nicht weiter gehen, als das unbedingt Gesicherte zu bringen. Die meist gewagte Annahme von Zusammenfließen mehrerer etymologisch verschiedener Wörter in eines, die ohne genaueste Kenntnis der Bedeutungsentwicklung eines Wortes nie abschließend zu fördern ist, sollte m. E. im Schulwörterbuch genau so vorsichtig behandelt sein wie die etymologische Trennung von der Bedeutung nach zusammengehörigen Worten. So will z. B. H. *amoenus* von *amo* trennen und als aus **ad moenam* 'nach Wunsch' hypostasiert erklären. Dagegen spricht m. E. schon der konstante Bedeutungskern 'lieblich' sowie die bei Plautus noch mehrfach hervortretende etymologische Beziehung auf *amo* in Stellen wie *mea suavis amabilis amoena Stephanium, ita me Venus amoena amet* oder Mil. 641 *neque dum exarui*

ex amoenis rebus, was vorausgehendes *ego amoris aliquantum habeo umorisque* genau entsprechend aufnimmt. Angesichts dieses Tatbestandes wird man die Singularität einer Bildung **amavinos* wohl in Kauf nehmen. — *agger* von *aggerere* wegen der 'altat. Nebenform *arger*' trennen zu wollen, ist semantisch unbefriedigend, da die älteste Bedeutung 'Aufschüttungsmaterial, coacervatio' sowie die speziellen Bedeutungen 'Grabhügel', 'erhöhte Steinbeschotterung auf Militärstraßen' nur von diesem Bedeutungskern aus verständlich sind. Über das einzige Zeugnis Priscians für die Form *arger*, die derselbe ohne Beleg und nur wegen seiner Etymologie *arcesso* von *arcio* bringt, könnte man erst klarer sehen, wenn man die Beschaffenheit der von ihm ausgeschriebenen Quelle näher kennte. Auf sonstige wissenschaftlich gewagte, pädagogisch aber nur verwirrende Trennungen H.s, wie *furtum* von *fur, halare* von *anhelare, humanus* von *homo, salebra* von *salio, urinari* von *urina* u. a. kann ich hier nicht näher eingehen; ich möchte nur noch das Folgende herausgreifen. Die von H. akzeptierte Skutschsche Herleitung von *armentum* 'Großvieh': *arare* bietet Schwierigkeiten in der Bildung (denn mit *arămentum* aus *arāmentum*, das wegen *arātrum* fürs Lat. anzusetzen ist, ist es jedenfalls nichts; es fragt sich aber, ob nicht die Verknüpfung mit *arma* ἀραρίσκειν (Grundbed. nicht 'Spannvieh', so Walde[2], sondern 'Herde, Rudel') vielleicht besser zur literarischen Bedeutung dieser offensichtlichen Reimwortbildung zu *iumentum* stimmen dürfte. Ich möchte hier einige Feststellungen aus der Bedeutungsgeschichte des Wortes an der Hand des Thesaurusartikels machen, da dies m. E. entscheidender ist als die Hoffmannsche Stütze durch die Bedeutungsparallele lit. *ar-klīs* 'Pferd' von *ariu* 'pflüge'. Gegen die Grundbed. 'Pflugvieh' spricht, daß nirgends in der Literatur die Verwendung der *armenta* zum Pflügen erwähnt wird, sondern im Gegenteil *armentum* als Weidevieh dem *bos domitus* als Arbeits- und Ackervieh gegenübergestellt wird bei Varro r. rust. II praef. 4 *armentum enim id quod agro natum non creat, sed tollit dentibus.* Der Begriff 'Herde, Rudel' wird ferner nicht nur am besten dem ursprünglichen und regelmäßigen kollektiven Plural gerecht, sondern auch dem genetivischen Zusatz *boum, equarum* bei Vergil (*bubulum, equinum* bei Prosaikern) sowie der gelegentlichen Verwendung von sonstigen Tierherden, so von Meerkälbern: Vergil. georg. IV 395, Hirschen Aen. I 185. Der solenne Kollektivbegriff 'Herde' führte auch schon antike Grammatiker laut Isidor orig. XII 1, 8 dazu, eine etwas gezwungene Differenz zwischen *armenta* und *greges* zu konstatieren: *armenta equorum et boum sunt, greges caprarum et ovium.* Angesichts dieses Tatbestandes wiegt die Varronische Etymologie von *arare* ling. lat. V 96 (wobei er übrigens *arimenta* als Zwischenglied ansetzt, was von den Neueren v. Wageningen in seinem Latijnsch Woordenboek[2] 1914 akzeptiert!) nicht schwerer als die bei Paulus Festus, Servius, Isidor begegnende Verknüpfung mit *arma.* — Gegen Ascolis Deutung von *combūro* (für *cōmbūro* aus **co-amburo*) spricht die Bedeutung 'völlig verbrennen' im klaren Gegensatz zu *amburo.* — *decrepitus*: „ags. *crimpan*, d. *schrumpfen* usw.": diese auch die Zusammensetzung mit *de-* nicht erklärende Gleichung muß wohl, ebenso wie die Kluges, Glotta 2, 55 als 'abgekörpert' zu *corpus*, fallen zugunsten der Verbindung mit *crepo,* wenn auch die Bedeutungsentwicklung noch klarzulegen ist; wegen des nach den Alten damit synonymen 'depositus' (wohl = 'aufgegeben, desperatus') könnte man das derbe transitive *crevare* 'schnattern, plappern' (Thes.

IV 1174, 6, vgl. auch *increpo*) = 'deploratus, defletus, conclamatus' darin suchen (an Ähnliches haben schon alte Grammatiker laut Donat. Ter. Ad. 939 gedacht: *cui saepe moribundae crepuerit planctu familia, id est conclamaverit*). — Wegen *domesticus* (nicht von einem Abstraktum **domestis*) und *dis-, excidium* (nicht von *cado*) verweise ich auf meine Bemerkungen an anderem Ort; ebenso hätte sich H. das in der letzten Zeit diskutierte Homonym *fulmen* 'Stütze' neben *fulmen* 'Blitz' nicht einreden lassen sollen, s. Thesaurus s. h. v. — Die nach H. 'wenig wahrscheinliche' Zerlegung von *dierectus* in *dī-ērectus* drängt sich doch zu sehr auf, um sie nur der ungeklärten Bildung halber abzuweisen; vielleicht ist es eine burleske Bildung der Komikersprache wegen des in der Bedeutung bereits spezialisierten *directus*, was auch die Herübernahme des -ī- erklären könnte. — Die Annahme H.-s nach Landgraf, *egens* sei vielleicht ursprüngliches *ē-gens* 'aus der gens ausgestoßen' gewesen, woraus *ĕgens* im Anschluß an *egeo*, hängt schon deswegen in der Luft, weil sich mit den angeführten Verbindungen *exulans atque egens, extorris egens* die angesetzte Bedeutung 'verbannt, elend' so wenig rechtfertigen läßt wie etwa für *egenus* in *extorris et egena* bei Tac. — *orno* nicht = *ord(i)no*, sondern zu ἀραρίσκω? Aber das gegenüber dem erst seit Varro auftretenden *ordino* alte *orno* scheint in seiner Grundbedeutung 'ordnen' noch bei Plautus in Fällen vorzukommen wie Pseud. 676 *instituta ornata cuncta in ordine . . . habebam*, wobei auch die etymologische Zusammenstellung *ornata—ordo* zu beachten ist. — Unter *parum* vermißt man einen Hinweis, daß das zugrunde liegende *parvum* neuerdings belegt ist in den Tab. devot. ed. Hopkins Am. J. of Phil .33 (1912) p. 18, 38 u. ö. *seive [plu]s seive parvum scrip[tum] [fuerit]*. Auch ist die Bedeutung 'wenig' (nicht 'zu wenig') nicht nur bei Plautus (z. B. Bacch. 991 *qui quidem videat parum* 'für den Kurzsichtigen'), sondern selbst noch im Spätlatein anzutreffen (so übersetzt Hieron. in der Vulgata Agg. 1, 6 ἐσπείρατε πολλὰ καὶ εἰσηνέγκατε ὀλίγα mit *seminastis multum et intulistis parum*). — Die allgemeine Annahme, daß *penetro* : *penitus* nach dem Muster von *intus* : *intrare* gebildet sei, wird gefährdet sowohl durch die Chronologie (Plautus scheint *intrare*, das Terenz überhaupt nicht kennt, durchaus zu meiden, da er nur einmal Men. 416 *intrassis intra limen*, sonst stets *intro ire currere rumpere* usw. sagt; statt der unzähligen *eamus intro, ibo intro atque* würde man wenigstens gelegentlich *intrare* erwarten) als auch durch die Verwendungsweise bei Plautus: stets transitiv bzw. reflexiv, sodaß der Bedeutung nach höchstens ein *intimare* zunächst entsprechen könnte (intrans. erst seit Lucilius durch Einwirkung von *irrumpere permeare permanare* usw.): Amph. 205 *penetrant se in fugam* und so noch sechsmal (Bacch. 66 ist daher unmetrisches *penetrare me* in *penetrem me*, nicht in *penetrare* zu bessern), außerdem zweimal trans. *intra portam penetravi pedem* (Men. 400, 815). Das sieht eher so aus, als ob *intrare* seinerseits von *intra* direkt nach *penetro* gebildet sei, ohne daß man ein Verbum *trare* zu bemühen braucht; dafür spricht auch, daß es ein *extrare* neben *exire* in der lebendigen Sprache nicht gibt; denn — das heben die Wörterbücher nicht genügend hervor — des Afranius (com. 5) *simul limen intrabo, illi extrabunt ilico* ist weiter nichts als eine außer Kurs gebliebene komische Gelegenheitsbildung nach dem Oppositum *intro*, etwa wie im Deutschen *unterschreiten* in Sätzen wie *„das Intensitätsmaximum wird hier überschritten, dort unterschritten"*. — Die Warrensche Etymologie von *territorium* 'Gebiet' von **territor* 'Flüchtling' dürfte an

der Bedeutung scheitern; *territor* kann nicht gut anders als 'Schreckensverbreiter' heißen, was es auch auf einer Inschrift tatsächlich bedeutet.
München. J. B. Hofmann.

Loewe Richard. *Germanische Pflanzennamen. Etymologische Untersuchungen über Hirschbeere, Hindebeere, Rehbockbeere und ihre Verwandten.* (Germanische Bibliothek, hrsg. von W. Streitberg, II 6.) Heidelberg 1913, Carl Winter.

Das vorliegende Buch gehört zu jenen sorgfältig ausgeführten Einzeluntersuchungen, die sich zunächst nur an einen beschränkten Interessentenkreis zu wenden scheinen, aber durch erschöpfende Durchforschung ihres Gebiets, durch Verfolgung von Seitenpfaden und Heranziehung von Parallelen aus andern Wissensfeldern nach verschiedenen Seiten hin aufklärend wirken.

I. Loewe weist in seiner problemstellenden Einleitung auf die Erscheinung hin, daß in mehreren germanischen Dialekten die Brombeere nach dem Hirsch, die Himbeere nach der Hirschkuh, der Hindin benannt wird. So heißt der Brombeerstrauch ags. *heortbrēr* 'Hirschdornstrauch', die Frucht bair. *hirschbollen*, erzgebirg. *hirschbeere*; der Himbeerstrauch ist ags. *hindbrēr* 'Hindedornstrauch', seine Frucht ags. *hindberie*, ahd. *hintberi*. In heutigen deutschen Dialekten wird die Brombeere auch *bocksbeere*, d. h. 'Rehbocksbeere', genannt. Frisch (1741) hatte vermutet, die Namen kämen daher, daß Rehbock und Hinde die Himbeeren gern äßen. Loewe widerlegt diese Erklärung mit guten Gründen, wobei er besonders hervorhebt, daß es bei jener Deutung völlig unklar bleibe, warum die Brombeere nach dem Hirsch, die Himbeere aber nach der Hinde benannt worden ist, wo sich doch Hirsch und Hirschkuh in ihrer Nahrung gar nicht voneinander unterscheiden. Er erklärt jene Benennungen damit, daß die Dornen der Brombeeren mit den Spießerhörnern oder den obersten Geweihzacken von Hirsch und Reh verglichen worden seien; im Gegensatz dazu wäre dann der schwachdornige und zum Teil ganz dornenlose Himbeerstrauch nach der geweihlosen Hindin benannt. Loewe trifft mit dieser Erklärung wohl sicher das Richtige.

In seinem Bemühen aber, nun auch umgekehrt Fälle zu finden, wo „Dorn" in der Bedeutung 'Horn' oder 'oberster Geweihzacken' vorkäme, läßt der Verf. sich zum Teil zu gesuchten und unmöglichen Konstruktionen fortreißen. In der deutschen Jägersprache versteht man unter *rose* die krause Wulst, die sich unten rings um jede Geweihstange zieht, unter *rosenstock* den kurzen Ansatz der Geweihstange unterhalb der Rose. Loewe meint nun: der Name *rosenstock* „würde für den Ansatz des Hirschhorns ganz unverständlich sein, wenn man nicht auch einmal dessen spitzige Teile als 'Dornen' bezeichnet oder mindestens als solche aufgefaßt hätte: die Dornen sitzen eben auf den Rosenstöcken. Die Stellen aber, die beim Geweih neben den beiden Ansätzen selbst, den 'Rosenstöcken', noch in die Augen fallen, sind die beiden wulstigen Ringe um die oberen Enden dieser Ansätze: als auf den Rosenstöcken sitzend, ohne sich doch mit Dornen vergleichen zu lassen, unter denen man sich schon die Stangen der Hörner dachte, wurden sie eben Rosen genannt." (S. 10.(Hier hat das Bestreben des Verf.s, den Geweihspitzen die Bezeichnung

„Dornen" zuzuschreiben, die Klarheit seines Urteils getrübt. Einem Unbefangenen kann es kaum zweifelhaft sein, daß der Ausgangspunkt dieser Benennungen in einem Vergleich der krausen Wulst der Geweihstange mit einer Rose zu suchen ist, und daß im Anschluß daran der Stamm der Geweihstange unterhalb der Rose als Rosenstock bezeichnet wurde. Mit seinem Wunsch, die Bezeichnung der Geweihspitze als „Dorn" für eine möglichst alte Zeit zu erweisen, hängt ferner des Verf.s verfehltes Streben zusammen, die Entstehung des Jägerausdrucks *rosenstock* in die althochdeutsche Zeit zu datieren (S. 10 f.), während wir es hier doch sicher mit einer Wortschöpfung der modernen Jägersprache zu tun haben.

Zu aisl. *Eikþyrnir*, d. h. 'Eichdornstrauch', dem Namen des Hirsches, der auf dem Dach von Walhall steht, bemerkt Loewe: „Der Vergleich mit der Eiche beruht hier wohl darauf, daß das gezackte schaufelförmige Geweih des Damhirsches Ähnlichkeit mit dem gezackten Eichenblatte hat" (S. 9). Aber das Damwild ist in Nordeuropa nicht heimisch; es stammt wahrscheinlich aus dem westlichen Asien und ist erst im Mittelalter unter seinem lateinischen Namen im Norden bekannt geworden. Und der Vergleich des Geweihs mit einem Eichenblatt wäre auch eine wenig wahrscheinliche Unterlage für die Benennung dieses mythischen Tiers. Unter dem Eikþyrnir der Walhall kann nur ein gewaltiger Edelhirsch gedacht sein. Der rätselhafte Name erklärt sich vielleicht aus einem phantastischen Vergleich des Hirschgeweihs mit den abgestorbenen Ästen der Eiche, die in der Tat wie mächtige Geweihe aus dem Laubdach gen Himmel ragen.

Nachdem Verf. in der Einleitung das Problem vorbereitend und im allgemeinen erörtert hat, geht er dann in den folgenden Kapiteln auf die einschlägigen Benennungen der *Rubus*-Arten und andrer dorniger Pflanzen in den germ. Sprachen im einzelnen ein.

II. Das 2. Kapitel handelt über „Got. *baírabagms*, ahd. *brāma*, ags. *brēr*". Für got. *baírabagms* 'Maulbeerbaum' setzt Loewe eine einheimische Bedeutung 'Brombeerstrauch' voraus und erklärt das Wort, indem er auf dän.-norw. *bjørnebær*, schwed. *björnbär*, nnd. (mecklenburg.) *barendreck* 'Brombeere' hinweist, etymologisch nach dem Vorgang von Falk und Torp (Norw.-dän. Et. Wb. sv. *bjørnebær*) als 'Bärenbaum'. Er hält es aber für wahrscheinlich, daß der Brombeerstrauch erst durch eine volksetymologische Umdeutung mit dem Bären in Verbindung gebracht wurde. L. stellt got. *baírabagms* zu der idg. Wz. *bher-* 'spitz', indem er auf meine Ausführungen Waldb. u. Kulturpfl. 362 f. verweist, wo ich das Auftreten dieser Wurzel in einer Reihe von Pflanzennamen dargetan habe. Er meint, der Brombeerstrauch sei wegen seiner Stacheln urgerm. **berabaumaz* 'Spitzbaum, Spitzstrauch' genannt worden. Das Wort sei aber wegen des lautlichen Gleichklangs schon frühzeitig als 'Bärbaum' aufgefaßt; und als germ. **beran* 'Bär' im Nordischen zu einem *u*-Stamm **bernuz* erweitert wurde, sei diese Erweiterung auch auf den Namen des Brombeerstrauchs übertragen worden. Aber soviel ich sehe, wird im Nordischen nur die Brombeere selbst, nicht aber der Strauch, mit dem Bären in Verbindung gebracht; der Brombeerstrauch heißt z. B. schwed. *björnbärsbuske*, aber nicht einfach *björnbuske*. Mir ist bei dem nord. Wort eine direkte Beziehung zu dem Bären wahrscheinlicher. Da die Brombeere im Norwegischen außer *bjørnebær* auch *kolbær* 'Kohlenbeere' genannt wird (Schübeler, Kulturpflanzen Norwegens 128), möchte

ich vermuten, daß sie wegen ihrer dunkelbraunen Farbe nach dem Bären benannt wurde; vgl. ihren engl. Namen *blackberry* 'Schwarzbeere'. So würde sich auch der schwed. Ausdruck *björnhallon* 'Bärenhimbeere' für die Brombeere leicht erklären; vgl. schweiz. (Graubünden, Uri) *schwarzi himperi* = 'Brombeere'.

Wie es mit got. *baírabagms* steht, ob es wirklich 'Brombeerstrauch' bedeutete und zu *bjørnebær* gehört, lasse ich dahingestellt. Aber ein urgerm. **berabaumaz* im Sinne von 'Dornstrauch' ist mir doch unwahrscheinlich, wenigstens als Unterlage für das nordische Wort.

Dagegen halte auch ich es für recht wahrscheinlich, daß die Sippe von ahd. *brāma*, *brāmberi*, nhd. *Brombeere*, engl. *broom*, und von ags. *brǣr*, *brēr*, ne. *briar*, zu der Wz. *bher-* 'spitz' gehört. Jedenfalls ist ihre Grundbedeutung übereinstimmend 'Dorn' oder 'spitzer Pflanzensproß'. Den Vokal von *brēr* faßt Loewe unter Hinweis auf die von Wilh. Lehmann (Idg. Forsch. 21, 192) herangezogene ahd. Glosse *hese-brier* 'colurnus' (Ahd. Gl. III 314, 58) als germ. $\bar{e}^2$. Hier hat er sich von Lehmann auf einen Holzweg leiten lassen. Schon der auffallende Umlaut in *hese-*, das Fehlen des *l* und der ags. Wechsel von *brǣr* und *brēr*, der westgerm. *ā* voraussetzt, hätten ihn stutzig machen sollen. Ahd. *hesebrier* ist ein Spukwort: es ist wie *colurnus* ein Adjektiv und verschrieben für *heseliner*, wie die Form an den verwandten Stellen III 229, 11; 269, 27; 297, 22; 332, 13: 348, 17, auf die Braune mich hinweist, richtig lautet.

III. Das 3. Kapitel, das den größten Teil des Buchs einnimmt, behandelt „Die westgermanischen Bezeichnungen nach dem Hirschgeschlecht".

1. Ein erster Abschnitt ist den Rubusarten gewidmet. a) Bei der Besprechung der Brombeere und Himbeere weist Loewe zunächst darauf hin, daß die wenig bestachelte, zum Teil sogar stachellose Himbeere fast nirgends einfach als 'Dornstrauchbeere' bezeichnet wird, während die vorherrschende westgerm. Benennung für die Frucht von *Rubus fruticosus* L. gerade *Brombeere*, d. h. 'Dornstrauchbeere' ist. Wo das Wort *Brombeere* die Himbeere bezeichnet, ist es meist mit dem Adjektiv *rot* versehen, so in der gärtnerischen Benennung *die rote Brombeere* und in schweiz. (Saargans) *roti brāmberi*, wie umgekehrt die Brombeere schweiz. stellenweise (Graubünden und Uri) *schwarzi himperi* heißt. Das bloße *Brombeere* wird aber für *Rubus idaeus* in keinem deutschen Pflanzennamen-Verzeichnis angegeben. Nur fläm. *brombeier* (zu *beiër* 'Beere') und ndl. *braambezem*, *braambezen* dienen mundartlich zur Bezeichnung der Himbeere. Für das flämische Wort nimmt Loewe mit Recht eine junge Übertragung des Namens auf die Himbeere an. Bei dem niederländischen Wort erklärt er sich die Entstehung der Bedeutung 'Himbeere' aus einer Umgestaltung des gewöhnlichen niederländischen Namens der Himbeere: *bramboos* oder *framboos*, indem der zweite Bestandteil des Worts an das nahe anklingende niederländische Wort *bes* 'Beere' angeglichen sei.

Nun wird allerdings das erst im Neuniederländischen auftretende *framboos* allgemein als eine Entlehnung von frz. *framboise* 'Himbeere' aufgefaßt, das seinerseits aus ndl. *braambezie* hergeleitet wird (Diez, Et. Wb.[5] 587; Franck und van Wyk, Et. Wb.[2] 169), wobei man sich auf die dialektische Bedeutung 'Himbeere' neben der schriftsprachlichen 'Brombeere' stützen kann. Loewe macht gegen diese Ableitung verschiedene

sprachliche Gründe geltend (S. 19 f.), u. a. daß span. *frambuesa*, venez. *frambos*, lombard. *frambose* und besonders auch mlat. *framboses, frambrones*, die durch ahd. *hintperi*, mhd. *hintbere* glossiert werden, im zweiten Element eher ein *ō* als ein *e* vorauszusetzen scheinen. Nun lassen sich die span., venez., lombard. Formen lautlich wohl unschwer aus frz. *framboise*, bzw. einer älteren Aussprache **framboese* ableiten. Auffallend ist aber das frühe Auftreten des *o* in den mlat. Formen, die in Glossaren des 11. und 12. Jahrhunderts belegt sind (Graff 3, 205). Vielleicht hat man nicht von ndl. *braambezie*, sondern von der älteren unumgelauteten westgerm. Form **brāmbazja* auszugehn, woraus afrz. **frambaise* und dann durch Einwirkung des vorausgehenden Labials (wie in *Amboise, grimoire, armoire*, auf die Fritz Neumann mich hinweist) schon vor dem 11. Jahrhundert *framboise* geworden wäre, das dann latinisiert *framboses* lauten mußte. — Den Anlaut *f* statt *b* in frz. *framboise* aus westgerm. *brāmbazja* hatte Diez durch Anlehnung an *fraise* 'Erdbeere' erklärt. Loewe lehnt diese Erklärung ab; er weist darauf hin, daß der Name der Brombeere im Deutsch-Schweizerischen an zwei verschiedenen Stellen auch mit anlautendem *f* erscheint: *fromberi* in Werdenberg (Kant. St. Gallen) und *framberi* in Seeland (Kant. Bern), wodurch seiner Meinung nach die Annahme einer Rückentlehnung von ndl. *framboos* 'Himbeere' aus frz. *framboise* in sich zusammenfällt. Er meint, daß neben westgerm. *brām* 'Dornstrauch' eine Form **frām* stand, für deren Ursprung er allerdings keine Erklärung weiß; er denkt an eine Sandhierscheinung. Ich kann an eine solche Deutung nicht glauben. Die schweizerischen Formen des Brombeernamens mit anlautendem *f* sind doch wohl Angleichungen an den französischen Himbeernamen. Erst wenn sich aus einem deutschen Sprachgebiet, das der französischen Einflußsphäre völlig fern liegt, solche *f*-Formen nachweisen lassen, müßte ein heimischer Ursprung derselben angenommen werden. Einstweilen glaube ich, daß an e i n e r H e r l e i t u n g v o n n d l. *f r a m b o o s* a u s f r z. *f r a m b o i s e* n i c h t z u z w e i f e l n ist, während die ndl. Formen *bramboos* und *frambesie* durch Kreuzung mit dem einheimischen *braambezie* entstanden sind.

Ganz unmöglich ist weiterhin Loewes Erklärung des *-boos* in *framboos, bramboos*. Er meint (S. 21), gewiß könne dies *-boos* hier nichts anderes sein als das Adjektiv *boos*, dessen Hauptbedeutung heute 'böse, bösartig' ist, das aber früher mehr den Sinn von 'gering, unbedeutend, fragilis, infirmus' gehabt habe. Danach müsse *framboos, bramboos* ursprünglich 'geringer, schwacher Dornstrauch, Strauch mit geringer Bedornung' bedeutet haben. Auf diesen Sinn weise auch die Betonung der zweiten Silbe, die dem Worte *bramboos* gegen die allgemeine Regel zukomme, noch deutlich hin. Aber eine solche Kompositionsbildung mit nachgestelltem, betontem Adjektiv ist im Germanischen doch ganz undenkbar. Gerade diese Betonung spricht so deutlich wie irgend etwas für französischen Ursprung des Worts.

Der Hauptzweck der gekünstelten Konstruktionen Loewes ist, seine Erklärung des Namens *Himbeere* zu stützen. Aber diese Erklärung bedarf keiner so gebrechlichen Stütze; sie ist in sich selbst kräftig genug und käme viel besser zur Geltung, wenn sie nicht mit so unwahrscheinlichen Hilfskonstruktionen umkleidet wäre.

Loewe legt sich dann weiter die Frage vor, warum der Name *Himbeere* 'Hindebeere' in den westgerm. Sprachen überall verbreitet sei, wäh-

rend die parallele Bezeichnung 'Hirschbeere' für die Brombeere so verhältnismäßig selten vorkomme. Er beantwortet sie wohl ganz richtig damit, daß der Brombeerstrauch der häufigste Dornstrauch ist, weshalb er eben als Dornstrauch schlechthin (ahd. *brāma,* ags. *brēmel*) bezeichnet wurde. Und Loewe hat wohl auch recht mit der Annahme (S. 24), daß der Ausgangspunkt der Benennungen 'Hirschdornstrauch' und 'Hindedornstrauch' nicht sowohl in der Beschaffenheit des dornigen Brombeerstrauchs, als vielmehr des ganz oder teilweise dornenlosen Himbeerstrauchs zu suchen sei. Natürlich war aber in dem Augenblick, wo man das Wort 'Hindedornstrauch' schuf, auch der Name 'Hirschdornstrauch' als das stillschweigende Gegenstück dazu gegeben.

Bei der beschränkten Verbreitung des Ausdrucks 'Hirschdornstrauch' fragt es sich, welches denn sein eigentlicher Geltungsbereich ist. Von erzgeb. *hirschbeere* ausgehend, das nach Albrecht (Leipziger Mundart S. 17, § 102) eine 'mildere Sorte von Brombeeren' bedeuten soll, vermutet L. zunächst, daß der Name 'Hirschbeere' „auf eine bestimmte Brombeerenart deshalb eingeschränkt wurde, weil diese milder, das heißt doch wohl weniger säuerlich schmeckte und dadurch mehr an den Geschmack der 'Hindebeere' als andere Brombeerarten erinnerte“. Aber auf den Zusatz „mildere Sorte“ bei Albrecht ist für die ursprüngliche Geltung des Ausdrucks kein Gewicht zu legen. Loewes unschlüssig vorgetragene Erklärung steht außerdem im Widerspruch zu der gleich darauf folgenden Deutung, wonach „speziell die stachlichsten Unterarten vom Rubus fruticosus 'Hirschdornstrauch' genannt worden wären“. Ich glaube, daß dieser Name, der dem Gegensatz zu 'Hindedornstrauch“ seine Entstehung verdankt, da angewandt wurde, wo die Bedeutung 'Brombeerstrauch' im Unterschied von andern Dornsträuchern und von der Himbeere besonders nachdrücklich betont werden sollte.

Den bair. Ausdruck *hirschbollen* für die Brombeeren endlich möchte Loewe unter Hinweis auf bair. *roßbollen* 'Exkremente des Pferdes', *mausböllclein* 'Exkremente der Maus' als 'Exkremente des Hirsches' auffassen, indem er zugleich an den mecklenburg. Namen der Brombeere *barendreck* erinnert. Aber da die Brombeeren in ihrer Form weder mit den Exkrementen des Hirsches noch mit denen des Bären irgendwelche Ähnlichkeit haben, vermutet L., daß hier irgend ein unbekannter altgermanischer Volksglaube vorliegen müsse, wonach die Brombeere aus dem Kot von Tieren entstanden sei.

b) Weiterhin behandelt L. die Namen der Ackerbeere, Steinbeere und Berghimbeere. Die überall sehr häufige Ackerbeere (*Rubus caesius* L.) führt in Ober- und Niederdeutschland verschiedentliich den Namen *Bocksbeere* bzw. *Bucksbeere.* Stellenweise, so im Elsaß und in der Pfalz, wird aber dieser Name auf die seltnere, fast nur auf Kalkboden gedeihende Steinbeere (*Rubus saxatilis* L.) angewandt, die auch im Schottischen *roebuckberry* heißt, während sie in Savoyen *chevrette* 'Rehgeiß' genannt wird. Loewe erblickt in dem Namen *Bocksbeere* eine alte, gemeinwestgerm. Benennung für *Rubus caesius,* deren Grundform er als **raihabokkabasi* 'Rehbockbeere' rekonstruiert, während er auf Grund des savoy. *chevrette* für *Rubus saxatilis* einen westgerm. Namen 'Rehgeißbeere' voraussetzt. In dem Nebeneinander von 'Rehbockbeere' und 'Rehgeißbeere' erblickt er eine Parallelerscheinung zu 'Hirschbeere' und 'Hindebeere', die sich aus den gleichen Vorstellungen erkläre. Der

Ausgangspunkt der Namenbildung ist nach Loewe bei *Bocksbeere* darin zu suchen, daß der auf der Erde kriechende Ackerbeerstrauch kürzere Stacheln hat als der gewöhnliche Brombeerstrauch. „Wie Rubus caesius kleiner ist als Rubus fruticosus, so ist auch der Rehbock kleiner als der Hirsch, und wie die Stacheln ersterer Pflanze kürzer sind als die letzterer, so erreicht auch das Geweih des Rehbocks nicht die gleiche Größe wie das des Hirsches“ (S. 32). Der Name *chevrette* 'Rehgeiß' aber habe seinen Ursprung in der Feinheit und Kleinheit der Stacheln des Steinbeerstrauchs, der überhaupt keine richtigen Dornen habe, sondern nur etwas rauh anzufassen sei. „Wie sich eben der 'Hirschdornstrauch' (Brombeere) zum 'Hindedornstrauch' (Himbeere) verhielt, so auch der 'Rehbockdornstrauch' (Ackerbeere) zum 'Rehgeißdornstrauch' (Steinbeere).“ An einzelnen Stellen sei letztere Namenbildung nicht erfolgt, sondern einfach der Name 'Rehbockdornstrauch' auch auf den seltneren Steinbeerstrauch ausgedehnt worden.

Ob Loewe mit seiner Erklärung des Ausdrucks *Bocksbeere* für *Rubus caesius* das Richtige getroffen hat, ist mir doch fraglich. Das Wort *Bock* bezeichnet das Männchen verschiedener Tiergattungen im Gegensatz zum Weibchen, nicht aber das Reh im Gegensatz zum Hirsch. L. fühlt dies auch selbst; er setzt deshalb ein westgerm. Trikompositum **raiha-bokka-brēmō* bzw. *-basi* an, das aber keine genügende Unterlage hat, da es sich nur auf schott. *roebuckberry* stützen kann. Unberechtigt ist es auch, aus savoy. *chevrette* auf ein westgerm. 'Rehgeißstrauch' zu schließen. Warum sollte in Savoyen nicht eine solche Namenschöpfung, für deren Vorhandensein in den germ. Sprachen wir gar keinen Anhalt haben, selbständig möglich gewesen sein?

Den Schluß dieses Abschnitts bildet eine Besprechung der Namen der Berghimbeere (*Rubus chamaemorus* L.), einer Circumpolarpflanze, die in Skandinavien häufig, in Deutschland sehr selten ist, und deren deutsche Benennungen durchweg Übertragungen oder Nachbildungen fremder Muster sind.

2. Die wilde Rose oder Heckenrose, der sich Loewe nun zuwendet, heißt in Somerset *roebriar* 'Rehdorn', in der irländischen Provinz Ulster *buckbreer*, *-briar* 'Bocksdorn', die Früchte heißen — was Loewe nicht erwähnt — in Schottland und dem von Schotten besiedelten Ulster *buckie-berries* 'Bocksbeeren' oder kurz *buckies* (Britten-Holland 70. 516). Obwohl der Name in der reichhaltigen alt- und mittelenglischen Pflanzenliteratur nirgends bezeugt ist und auch im Deutschen keine sichere Entsprechung hat, konstruiert L. einen ags. Namen **rāhabrēr*, **rābrēr* für den Hundsrosenstrauch und meint, er sei im Unterschied von *heorotbrēr* 'Brombeerstrauch' so benannt worden. Der Name soll wieder in dem Vergleich der Dornen mit dem Geweih des Rehbocks seinen Ursprung haben. Loewe verhehlt sich allerdings die Tatsache nicht, daß der Hundsrosenstrauch nicht, wie der kriechende Ackerbeerstrauch, an Höhe hinter dem Brombeerstrauch zurücksteht, und daß seine Stacheln sogar länger und schärfer als die Brombeerstacheln sind; aber er meint, da das Hirschgeweih schon durch den Brombeernamen belegt war, habe man eben zu dem Rehbockgeweih als dem ähnlichsten gegriffen. Die weiteren umständlichen Erörterungen, weshalb man nicht **roebuckbriar*, sondern einfach *roebriar* oder *buckbriar* gebildet habe, können hier übergangen werden. Alle diese Ausführuugen werden gegenstandslos, wenn man bedenkt, daß

die beiden, noch dazu verschieden gebildeten dialektischen englischen Ausdrücke uns keinerlei Grund zur Annahme einer altertümlichen Namenbildung geben, und daß sie, wie *Hundsrose* für die Blume und *dogberry* für die Frucht der Heckenrose (Britt.-Holl. 154), die Pflanze lediglich als wilde Rose kennzeichnen sollen. Es macht sich hier, wie auch sonst in dem Loeweschen Buch, die Neigung geltend, alle möglichen dialektischen Namen für altüberkommenes Sprachgut zu halten und in irgend eine gekünstelte Beziehung zu dem Grundthema der Arbeit zu bringen.

Wenn Loewe S. 42 meint, ags. *hēop-brēmel* könne ebensogut den Brombeerstrauch wie den Heckenrosenstrauch bedeuten, so ist das sicher falsch: ags. *hēope*, mhd. *hiefe* usw. ist der alte Name der Hagebutte, wie auch L. selbst zugibt, und in der ags. Glosse 'rubus' *heopbrymel* (WW. 138, 37) haben *rubus* und *brēmel* die erweiterte Bedeutung 'Dornstrauch'.

3. Schlehe und Krieche. Im Summarium Heinrici (Ahd. Gl. III 298, 8) findet sich die Glosse *sceleboum* 'spinus'. Loewe deutet hier *scele-* als *scelo* 'Zuchthengst, Elenhirsch' und erblickt in *sceleboum* eine altgermanische Benennung des Schleh- oder Schwarzdorns (*Prunus spinosa* L.) „nach dem männlichen Elentier als einem Repräsentanten des Hirschgeschlechts". „Irgendwelche Ähnlichkeit zwischen den Dornen der Schlehe und der Geweihform des Elchs brauchte aber dazu nicht vorhanden zu sein: es genügte, daß, wie der Elch größer als der Hirsch, so der Schwarzdorn meist größer als der Repräsentant der Dornsträucher, der Brombeerstrauch war, sowie daß er bedeutend längere Dornen als der Brombeerstrauch und der wilde Rosenstrauch hatte" (S. 47). Als Stütze für diese Auffassung von *sceleboum* zieht er schweiz. *bockber* 'Schlehenpflanze, Schwarzdorn' heran, da *bock-* als Ersatz von *scelo* besonders gut geeignet gewesen sei. Er meint, die Benennung nach dem gehörnten Tier sei auch auf die Beerenfrucht übergegangen. Mir ist es wieder wahrscheinlicher, daß *bockber* einfach 'wilde Beere' bedeutete. Wie die Glosse *sceleboum* 'spinus' zu beurteilen ist, weiß ich nicht. Loewes Versuch, eine Beziehung zwischen Schlehdorn und Elchbock herzustellen, scheint mir aber jeder sachlichen Wahrscheinlichkeit zu entbehren.

Dem Elchbockdornstrauch möchte Loewe wieder eine weibliche Gefährtin geben: neben der Schlehe steht die Krieche (*Prunus insititia* L.) „als ein sehr ähnlicher, aber in geringerem Maße dorniger oder auch ganz dornloser Strauch oder Baum" (S. 48). „Eine Benennung der Krieche nach einem weiblichen Vertreter des Hirschgeschlechts läßt sich nun freilich auf germanischem Boden selbst nicht nachweisen. Dagegen gibt es hier wiederum eine französische Bezeichnung, für die sich ein Verständnis wohl kaum anders gewinnen läßt, als wenn man sie als eine Übersetzung eines derartigen germanischen Ausdrucks auffaßt" (S. 49). Es ist das ein im Departement Doubs vorkommendes *čevròt* 'petite prune noire' = **capretta*, das Rolland *tschèvrotte* schreibt und auf die Frucht von *Prunus insititia* deutet. Loewe übersetzt den Namen mit 'Rehgeiß' und trägt unschlüssig eine Reihe von Erklärungen vor, die alle gleich unwahrscheinlich sind. Typisch für sein Bestreben, alles auf das Hirschgeschlecht zu beziehen, ist seine Annahme, daß der deutsche Volksname *hundspflaume, hundepflaume* für die wilde Pflaume aus **hindepflaume* umgedeutet sei (S. 50), während kein Unbefangener einen andern Sinn als 'wilde Pflaume' dahinter suchen wird.

4. Auch in der Benennung des Kreuzdorns (*Rhamnus cathartica*

L.) und des ihm ähnlichen, aber dornenlosen Faulbaums (*Rh. frangula* L.) glaubt L. eine Parallele zu Brombeere und Himbeere feststellen zu können. Er meint, neben die alteinheimischen Namen des Kreuzdorns, die er in ahd. *agaleia, agalthorn* und ahd. *depandorn*, ags. *þefanþorn, þefeþorn* vermutet, sei schon vor der Auswanderung der Angelsachsen nach Britannien eine Übersetzung des lat. Namens der Pflanze, *spina cervalis*, getreten, die in ags. *heorotbrēmel*, ne. *hart's thorn, buckthorn*, nhd. *hirschdorn*, dän. *hiortetorn* vorliege. Die durch diese Übertragung des lat. Ausdrucks erzeugte Namensgleichheit von Kreuzdorn und Brombeerstrauch soll dann der Anlaß geworden sein, den nahe verwandten, dornenlosen Faulbaum mit der Himbeere in Parallele zu setzen. Den Grund zu dieser Annahme gibt dem Verf. „ein überraschendes *hinholz*", das bei Nemnich als Name des Faulbaums bezeugt ist und dessen Existenz er ohne weiteres für die althochdeutsche Zeit voraussetzt (S. 53 f.). Ich habe den starken Verdacht, daß dies nur bei Nemnich belegte *Hinholz* nichts weiter als eine entstellte Variante von *Pinnholz* ist, das sowohl bei Nemnich als auch in den heutigen deutschen Dialekten (Mark und Thüringen) als Name des Faulbaums vorkommt und seinen Grund in der Verwendung des Holzes für Schuhzwecken hat (Nemnich, Polyglotten-Lex. d. Natgesch. 2, 1146 f.; Pritzel u. Jessen, Volksnamen d. Pflanzen 330). Auch sonst habe ich gegen diesen Abschnitt mancherlei Einwendungen, die ich mir für mein angelsächsisches Pflanzenwörterbuch aufspare. Ich möchte heute nur erwähnen, daß die lautliche Behandlung des Wortes ags. *þefanþorn*, ahd. *depandorn* verfehlt ist: der Wurzelvokal ist kurz.

5. Mit seiner Vermutung, daß der Name *buck thistle*, der in England für verschiedene Distelsorten in Gebrauch ist, sich weniger auf deren Größe als auf die Stärke der Bestachelung beziehe, und daß hier der Gedanke an das Geweih des Hirschbocks zu Grunde liege, dürfte Loewe das Richtige treffen. Wenn er dagegen die deutschen Namen der sehr stachlichen Mannstreu (*Eryngium campestre* L.): *ellend, ellendistel, ellaub* und *dammdistel, damendistel*) mit dem Elentier bzw. dem Damhirsch in Verbindung bringt, so ist das schon deshalb unhaltbar, weil sich, wie L. selbst zugibt, an der Mannstreu nichts findet, was dem schaufelförmigen Geweih dieser beiden Hirscharten ähnlich wäre. Der Ausdruck *dammdistel* rührt einfach daher, daß die Pflanze auf dürren, unfruchtbaren Anhöhen und an Wegrändern wächst; *damendistel* ist eine Entstellung daraus. Der Name *ellendistel* aber (zu mhd. *ellende* 'in der Fremde herumziehend') wird von Graßmann zutreffend damit erklärt, daß die Pflanze, wenn sie abstirbt, vom Winde ausgerissen und auf dem Felde herumgetrieben wird (s. auch Nemnich I 1527); daher rühren auch andere Benennungen dieses Gewächses, wie mnd. *ummelopen distel* 'herumlaufende Distel', mhd. *wallende distelmorchen*, frühnhd. *wallendistel, laufend distel*, österreich. *unruh* (Pritzel u. Jessen 145).

Loewes Ansicht, daß nhd. *elen, elentier* nicht mit Jakob Grimm aus lit. *élnis* 'Hirsch' abzuleiten, sondern die direkte Fortsetzung des and. *n*-Stamms *elo* aus **elho* ist, stimme ich vollkommen bei. Ich habe dieselbe Vermutung ungefähr gleichzeitig in meinem Artikel 'Elch' im Reallexikon d. germ. Altertumsk. (1913) ausgesprochen.

6. Eine umfangreiche Abhandlung ist den Pilzen gewidmet. Auch hier sucht Loewe nachzuweisen, daß gewisse Pilze wegen ihrer Verästelung oder Bestachelung nach Hirsch und Reh, andere, jenen ähnliche, aber

stachellose nach der Rehgeiß benannt worden seien. Ich muß von einem Eingehn auf seine Darlegungen hier absehn, um die Besprechung nicht zu sehr anzuschwellen.

7. Zum großen Teil verfehlt ist der Abschnitt „Nadelholzbäume und Reizker", wo der Verf. einerseits darzutun sucht, daß auch die Nadelhölzer mit den Namen gehörnter Tiere bezeichnet wurden, weil man ihre stechenden Nadeln mit Hörnern in Parallele stellte. So seien Tanne und Fichte als Hirsch oder Bock, die Kiefer als Ziege bezeichnet, der Wacholder nach dem Damhirsch, dem Reh oder der Hinde benannt worden. Aus diesen hypothetischen Nadelholznamen sucht er dann die Benennungen des Reizkerpilzes zu erklären. Das Ganze ist ein Eiertanz von Hypothesen, die sich gegenseitig stützen sollen, aber bei der geringsten Berührung zerbrechen.

Im 8. Abschnitt bespricht Loewe die *eolxsecg* des angelsächsischen Runenliedes. Er deutet sie, wie die meisten Erklärer, als 'Elchsegge' und bezieht den Namen auf die spitzige Segge (*Carex acuta* L.). Er meint, wenn die Pflanze nach dem Elch heiße, so könne „der Grund dafür wohl nur darin liegen, daß ihre Halme und Blätter so gut wie die Dornen anderer Pflanzen verwunden". „Da die Halme der Segge im Vergleich zu Dornen sehr breit erscheinen, mochten sie auch wohl gerade an das breite schaufelförmige Geweih des Elentiers erinnern" (S. 127). Aber einmal sticht das Elchgeweih eben nicht, und zweitens besteht auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit zwischen ihnen und der spitzigen Segge. Zudem zeigt ein Blick auf die älteste belegte Form dieses Namens, *ilugsegg* (Epinal-Erf. Glossar 781; 8. Jahrh.), daß das Wort mit dem Elch überhaupt nichts zu tun hat.

Es folgen drei Anhänge, von denen der erste über „Hirschbeere, Hindebeere, Bocksbeere, Rehbeere bei anderen Pflanzen", der zweite über „Bock und Geiß im Namen von Dornpflanzen", der dritte über „Herrenpilze und Frauenpilze" handelt.

IV. V. In einem kurzen, nur sieben Seiten umfassenden 4. Kapitel werden darauf „Die nordgermanischen Bezeichnungen nach dem Hirschgeschlecht" erledigt, die nicht recht in das System des Verf. passen wollen. In einem ganz kurzen 5. Kapitel ist die Rede von ital. *rovo cervino* (= lat. *rubus cervinus*), dem Namen der dornigen Stechwinde (*Smilax aspera* L.), den Loewe als Übersetzung eines germ. 'Hindedornstrauch, Hindebrombeerstrauch' auffaßt.

VI. In seiner Schlußbetrachtung erörtert der Verf. zunächst englische Paarungen von Pflanzennamen mit vorgesetztem *he-* und *she-* (wie *he-broom* : *she-broom, he-barfoot* : *she-barfoot, he-heather* : *she-heather, he-oak* : *she-oak*), die verschiedenartige, aber irgendwie einander ähnliche Pflanzen bezeichnen. Daran schließen sich allgemeine Ausführungen über die Sexualisierung unbeseelter Wesen in der Sprache durch Parallelisierung mit beseelten, jenes Spiel der Phantasie, das den Anstoß zur Schaffung des grammatischen Geschlechts gegeben hat. Verf. weist darauf hin, daß namentlich die Pflanzen in der Volksphantasie vielfach als beseelt gedacht werden, so daß in den indogermanischen Sprachen nur sehr wenige Pflanzennamen zu den Neutra gehören. Nirgends komme jene Sexualisierung unbeseelter Geschöpfe kräftiger zum Vorschein als in den Paarungen von Pflanzennamen, wie sie in dem vorliegenden Buch behandelt werden. Allerdings hat die indogermanische Ursprache nicht

bloß den Pflanzen, sondern den meisten leblosen Wesen ein persönliches Geschlecht verliehen. Doch hat sie die übrigen unbeseelten Dinge bei weitem nicht so häufig sexualisiert wie die Pflanzen, und sexuelle Paarungen kommen sonst überhaupt nur selten vor. Mit der Besprechung einiger solcher sexuellen Paarungen lebloser Dinge schließt das Buch.

Das Hauptergebnis der vorliegenden Schrift: daß die Ähnlichkeit bestimmter stark dorniger Pflanzen mit schwach dornigen oder dornenlosen in der Namengebung der westgermanischen Sprachen den Anlaß zu Parallelen mit den gehörnten Männchen und ungehörnten Weibchen gewisser Tiere geboten hat, ist recht interessant, und der Verfasser hat mit umfassender Belesenheit und fast übertriebener Gründlichkeit eine Fülle von Stoff zum Beweis dieses seines Grundgedankens zusammengetragen. Aber seine Darstellung hätte durch strengere Selbstkritik, durch Ausscheidung von vielem Unwahrscheinlichen oder Unmöglichen an Überzeugungskraft gewonnen. Weniger wäre hier entschieden mehr gewesen. Die Arbeit leidet unter der Neigung des Verfassers, die Ähnlichkeit der Benennungen gewisser Pflanzen in den modernen westgermanischen oder gar romanischen Dialekten durch gemeinsamen Ursprung in früher urwestgermanischer Zeit zu erklären; sie leidet ferner unter der Annahme einer weitgehenden, bewußten Systematik in der volkstümlichen Namengebung. Sie berücksichtigt zu wenig die Möglichkeit unabhängiger Entstehung gleicher oder ähnlicher Pflanzennamen in verschiedenen Sprachen. Aber es ist ein Verdienst des Verfassers, daß er unter erfreulicher Vereinigung von Sprach- und Sachforschung ein begrenztes Gebiet der Namenkunde in neue Beleuchtung gerückt und damit beachtenswerte Ergebnisse erzielt hat.

Heidelberg. Johannes Hoops.

Olsen M. Hedenske kultminder i norske stedsnavne I (= Kristiania Videnskapsselskaps Skrifter II. Hist.-filos. Klasse. 1914. Nr. 4). 315 S. Kristiania 1915. Preis 8.50 Kr.

Der Titel der vorliegenden Arbeit führt uns in eines der Hauptgebiete hinein, auf denen sich die erfolgreiche Forschung Magnus Olsens, des würdigen Nachfolgers von Sophus Bugge, seit Jahren bewegt. Außer der Runologie liegen ihm Mythologie und Ortsnamenforschung besonders am Herzen, und diese beiden Fächer hat er bald getrennt, bald vereint betrieben; jetzt liegt der erste Band einer großen Untersuchung vor, die methodisch wie inhaltlich zu beiden Disziplinen gehört. Verf. beabsichtigt, eine möglichst erschöpfende Darstellung der mythologischen und kultischen Ortsnamen Norwegens zu geben. Keineswegs will er aber bei der isolierten sprachlichen Deutung der Namen stehen bleiben. Vielmehr ist sein durchgehendes Streben, seinem Stoffe alles das abzugewinnen, was uns über die kultische und — die damit vielfach zusammengehende — politische Gliederung des vorgeschichtlichen Norwegens irgendwie Aufschluß geben kann. Analyse und Synthese müssen demnach Hand in Hand gehen; wo bei jener ein genauer zu erörterndes Problem begegnet, wird ein Exkurs gemacht, und wo eine vorläufige Synthese möglich ist, wird sie vorgenommen, wobei die endgültige Bestätigung oder das vollere Bild für einen späteren Punkt der Darstellung aufgespart wird. Wird

diese dadurch manchmal etwas sprunghaft, so sorgt Verf. doch durch Verweise und Rekapitulationen (sowie durch ein gutes Register) dafür, daß wir nicht ernstlich den Zusammenhang verlieren. Dazu trägt auch nicht wenig seine wie immer klare Sprachform bei.

In diesem 1. Bande wird die Untersuchung von 'Oplandene', d. h. der jetzigen Ämter Hedemarken, Kristian und (des größten Teils von) Akershus im südöstlichen Norwegen, zu Ende geführt. Dem speziellen Teil gehen jedoch zwei als Einleitung zum ganzen Werke gedachte Abschnitte voraus, wo wir eine kritische, auch hier schon z. T. synthetische Übersicht des gesamten Stoffes erhalten. — Der vorliegende Band bringt in der Tat Neues genug. Die Methode ist zwar von O.s früheren Arbeiten bekannt, hier wird sie aber auf ein umfassenderes Material angewandt und macht dadurch gleichsam eine Generalprobe durch. Die bei Einzelfragen aufgestellten Gesichtspunkte ebenso wie die neuen Ergebnisse im großen und kleinen, zu denen Verf. zu kommen meint, sind in vielen Hauptpunkten nicht nur überraschend, sondern — wenn richtig — von einer derartigen Bedeutung, daß eine genauere kritische Prüfung hier am Platze sein dürfte. Wir möchten wissen, worauf hier weitergebaut werden kann und was unsicher oder gar hinfällig sein mag.

Es möge dann gleich als meine Meinung ausgesprochen werden, daß O. hier wieder eine geistreiche und wichtige, von ungewöhnlichem Scharfsinn und außerordentlicher Kombinationsgabe zeugende Arbeit geliefert hat, daß er in einigen Punkten zu ziemlich sicheren Ergebnissen gelangt ist und in andern wenigstens erwägenswerte Möglichkeiten von nicht geringer Tragweite bietet, daß er aber in entscheidenden Fragen vorschnelle Schlüsse und gewagte Zusammenstellungen macht, die mehr oder weniger bestimmt abgelehnt werden müssen; und zwar beruht dies m. E. zum nicht geringen Teile sowohl auf der zu einseitigen Anwendung eines gewissen Erklärungsprinzips, wie auch darauf, daß der Verf. vielfach sein oft sprödes und ziemlich dürftiges Material gar zu sehr preßt.

Wertvoll finde ich erstlich — um O.s eigener Darstellung zu folgen — das 3. Kapitel: Kritiske bemerkninger til enkelte navneled. Hier wird besonders die umstrittene Frage sorgfältig erörtert, ob und inwieweit auch die Stammform (und nicht bloß der Gen.) von Götternamen als Vorderglied in Ortsnamen erscheinen kann. Bei *Freyr* wird das verneint (insofern das bisherige Material den Ausschlag geben darf), wie ich glaube mit Recht; wo ein Name in der Weise gebildet zu sein scheint, handelt es sich meistens entweder um die Göttin *Freyja* (*Frey-* aus *Freyju-*) oder um das Adj. *frjór*, **frøyr* 'fruchtbar'. Die Beweiskraft wäre freilich noch größer geworden, wenn O. (S. 28f.) auch mit der wohl nicht abzuweisenden Möglichkeit s t a r k e r Flexion des betreffenden Adjektivs gerechnet hätte (z. B. in einem Dat. *Frøyju-nes;* vgl. *a Langouatne* Røde Bog S. 311). — Von *Njǫrðr* tritt dagegen sowohl Gen. *Njarðar-* wie *Njarð-* auf. O. weist aber hier scharfsinnig eine wahrscheinliche Bedeutungsverschiedenheit nach; nur bei jener Form ist der Gott als 'Besitzer' (von einem *-hof*, einer *-vin* u. dgl.) gemeint, bei dieser dagegen ist von einer allgemeinen Beziehung die Rede, und zwar bezieht sich *Njarð-* (in *Njarð-øy*, *-vík*) irgendwie auf Handel und Schiffahrt. Der Njorðkultus wird ja allgemein als vom Süden eingewandert aufgefaßt, und Verf. hat selbst bei früherer Gelegenheit einen Zusammenhang zwischen einem westnorwegischen *Njarðarlǫg* und Dänemark wahrscheinlich gemacht. Er möchte jetzt über-

haupt eine engere Verbindung zwischen dem norwegischen und dem dänischen Njorðkultus erschließen. Seine onomatologischen Argumente muß ich jedoch bestreiten: das dänische *Nærum* ist sicher ein *Njarðar-rūm*, kein **Njarðar-heimr* (s. Lindroth, De nord. ortn. på -rum S. 56), die etwaigen norwegischen *Njarðar-heimr* stehen also nicht nur Schweden gegenüber isoliert da. Anderseits bietet auch Schweden durch die O. unbekannten **Nærdhar-vin* (jetzt *Näle*, Vallentuna, Uppl.; vgl. Lindroth in Fornvännen 1915, S. 36) und mehrmaliges **Nærdharberg(a)*, jetzt *Nälberg(a)*, mindestens ebenso gute Übereinstimmungen mit den norwegischen *Njarðar*-Namen wie die dänischen **Njarðar-haugar* und *Nærild* (letzteres übrigens nicht ganz sicher hierhergehörig). — Hinsichtlich der Namen auf *-land* macht O. (S. 79 ff.) eine gute Beobachtung. Dieser Namen-Typus gehört vor allem dem westlichen Norwegen an; je weiter man gegen Osten fortschreitet, um so spärlicher werden die *land*-Namen, gleichzeitig aber nimmt unter ihnen der Prozentsatz kultischer Namen zu. Diese dürften ihren westlichen Entsprechungen nachgebildet sein, d. h. sie spiegeln eine kultische Ausdehnung nach Osten wider.

Die Ansicht, daß die norw. *Vangr* in weitestem Umfang kultische Bedeutung hatten (Kap. 10, S. 130 ff.) und zwar die heilige Wiese um das Heiligtum bezeichneten, und daß daher dieser Name gewisse wertvolle Aufschlüsse über die Abgrenzung der heidnischen Kultverbände gestattet, dieser Meinung war ich schon von vornherein geneigt mich anzuschließen, weil ich selbst genau entsprechende (obgleich noch nicht in Einzelheiten verwertete) Beobachtungen betreffs der schwedischen *Vall*-Namen meinte gemacht zu haben.

O.s Ansicht, daß *vǫllr* der eigentliche und zwar wesentlich christliche Nachfolger von *Vangr* sei (S. 149), würde dann kaum für Schweden passen. Ein paar Bemerkungen über O.s Ausführungen zu den einzelnen *-vangr*: Bei *Gjestvang* (S. 147) wird an *gestir* 'fremde Handelsleute' gedacht, ein hier schon an sich unwahrscheinlicher Gedanke; dabei ist mein Vorschlag (Namn o. Bygd 1913, S. 142), nach dem das erste Glied das in mehreren Ortsnamen eingehende **geist (gest)* 'hohes Gelände' usw. wäre, übersehen worden; diese Erklärung scheint in der Tat (nach der Karte zu urteilen) mit den lokalen Verhältnissen zu stimmen. Die, wenn auch nur hingeworfene, kühne Zusammenstellung von *Hvítavangr* mit *hvítavaðir* (S. 146), wodurch sich der Name als ein kultischer bezeugen würde, muß besonders angesichts der vielen ähnlichen Namen auf *Hvít-* (*Hvítberg, Hvítsanden Kvitmyran* u. dgl.) als unhaltbar bezeichnet werden. Auch bei *Roðvangr* (S. 135 f., vgl. S. IV) stelle ich mich der mythischen Deutung recht zweifelnd gegenüber; da die Rotfärbung des *hǫrgr* zu den gewöhnlichen Opferhandlungen gehörte, finde ich die Bezeichnung eines besonderen *Vangr* als *Roð-vangr* wenig natürlich. — Wenn O. endlich ein besonderes Verhältnis zwischen Ullr und Þórr einerseits und *Vangr* andrerseits festzustellen sich bemüht (S. 156, 178), finde ich die Stützen nicht fest genug. Die Beweisführung hängt aber hier mit der ganzen Methode zusammen, worauf ich unten zurückkomme.

Die Ausführungen über die *Disen* bieten einige wertvolle Zusammenstellungen allgemein mythologischer Art (S. 187 ff.); noch ausgiebiger finde ich das Kapitel über *stafr* und *stalli* (S. 251 ff.). Die Kombination von den Hastingen **Raus* und **Rafts* (Ῥᾶος und Ῥάπτος) mit den *stafr* und *stalli* eines altnorw. Gesetzes, durch das Zwischenglied von gewissen lap-

pischen (von den Skandinaviern entlehnten) Opferzeremonien, bei denen Stab und hölzernes Gerüst eine Rolle spielten, mag kühn erscheinen, ich bin jedoch geneigt, an ihre Richtigkeit zu glauben — wenn sie nur nicht so sehr bis ins einzelne verfochten wäre; denn mehr als zu einem allgemeinen Zusammenhang führt uns eine zwanglose Interpretation des Stoffes gewiß nicht (s. unten).

Ich habe im vorausgehenden schon bei einzelnen Punkten gewisse Bedenken vorgetragen. Nunmehr gehe ich zu einer kritischen Beleuchtung der Hauptpunkte über.

Den Mittelpunkt in O.s mythologischen Untersuchungen nimmt die Anschauung ein, daß die heidnischen Götter vielfach nicht als isolierte Größen zu begreifen seien, sondern daß sie, vor allem im Kultus — und dieser ist ja das bleibende Element — in gewissen Beziehungen zueinander stünden; dies gelte wenigstens von den Fruchtbarkeitsgottheiten, und diese seien — wenn wir ihren Begriff nicht allzu eng faßten — in der Tat von überragender Bedeutung. O. interessiert sich daher weniger für den Gott (oder die Göttin) an sich; er sucht fast überall nach Anknüpfungen, wodurch der Gott in ein 'Götterpaar' oder in eine Einheit von 'Gott und gewissen kollektiv gedachten Götterwesen' hineinversetzt werden kann. Die Grundlagen dieser Auffassung sind gewissen unwiderleglichen Tatsachen primitiverer Religion entnommen und müssen demnach als tragfähig bezeichnet werden. Es handelt sich aber um ihre Tragweite, und hier vor allem darum, inwieweit der spärliche Stoff einer Deutung in jenem Sinne entgegenkommt. Dabei ist nun O. einer der ersten, die auf das Zeugnis der Ortsnamen hingewiesen haben. Die Kultstätten verschiedener Götter liegen in der Tat oft in unmittelbarer Nähe voneinander. Wenn sie gleichzeitig benutzt wurden — eine Bedingung, auf die O. gebührendes Gewicht legt — liegt die Möglichkeit nahe, der Kultus an beiden Orten, und dadurch auch seine Objekte, könnten in irgendwelcher gegenseitigen Beziehung stehen. Solange aber keine besonderen Tatsachen hinzukommen, darf jedoch von dieser Möglichkeit kein Gebrauch gemacht werden; wenn aber ganz dieselbe Kombination von Götternamen an vielen Stellen begegnet, hat man allerdings Anlaß, darin mehr als einen Zufall zu erblicken. Die in jener Verbindung ausgedrückte Realität braucht jedoch noch keine andere als diese zu sein: das betreffende Volk verehrte eben diese beiden Götter gleichzeitig, deshalb hatten sie beide an allen Hauptorten offizielle Kultstätten. Erst wenn anderswoher geholte Beweisgründe eine bestimmte Wesensverwandtschaft der beiden Götter wenigstens wahrscheinlich machen können, darf — mit Vorsicht — in den Ortsnamen ein Ausdruck dieser Beziehung gesucht werden. Ich denke, der Verf. stimmt mir hierin grundsätzlich völlig bei. In zwiefacher Hinsicht jedoch scheint mir die praktische Anwendung dieser Grundsätze bei ihm mehr oder weniger Bedenken zu erregen. Erstens ist der Verf. m. E. zu genügsam inbetreff jener anderswoher gewonnenen Bestätigung einer von den Ortsnamen nahegelegten Verknüpfung. Zweitens verwertet er zu freigiebig die gewiß für einzelne Fälle richtige Beobachtung von Identität oder doch gegenseitiger Entsprechung von Göttern, die unter verschiedenen Namen auftreten. Wenn für ihn z. B. *Freyja* = *Hœrn* ist und *Ullr* ebenso = *Týr*, dann darf er die topographische Verbindung *Freyja-Týr* als äquivalent mit *Hœrn-Ullr* betrachten. Daß solches leicht den Weg zur Willkür öffnet,

leuchtet ein. Noch bedenklicher werden derartige Zusammenstellungen, wenn nicht einmal der Göttername als solcher oder der kultische Charakter des Ortsnamens gesichert ist. Der letztere Fall liegt hier in der Tat nicht selten vor. In Vaage in Gudbrandsdalen liegt ein *Ullinsin*, im Mittelalter der Name des jetzigen Vaage Pfarrguts. Dies ist aus **Ullins-vin* entstanden und enthält sicher den Götternamen *Ullinn*. Ganz in der Nähe liegt jetzt *Fillinsø*, dessen Name um 1325 *Fillinsin* geschrieben wird. Die beiden Ortsnamen scheinen aufeinander bezogen zu sein, also dürfte nach O. auch *Fillinn* einen Gott bezeichnen. Gegen diese Schlußfolgerung erheben sich jedoch gewisse Bedenken onomatologischer Art. Nach einem Vergleich der ältern Schriftformen der beiden Namen glaube allerdings auch ich, daß sie beide alte *-vin* sind; dies besonders, da ich nunmehr durch den Verf. weiß, daß ein *Fillins-oy* den Naturverhältnissen kaum entspräche. Aber darum darf man doch nicht ganz von der allerdings von O. bestrittenen Möglichkeit absehen, daß *Fillins-* aus *Fillings-*, wie schon Rygh wollte, entstanden sein könnte; vgl. über *-ns* aus *-ngs* z. B. Noreen Altisl. Gr. [3] § 281, 5 anm. 2, Hægstad Vestno. Maalføre fyre 1350, S. 23, Pipping in Stud. i Nord. filol. VII. 1, 31, Ekholm ib. 2, 33 u. zit. Lit., sowie *Skirisall* aus **Skirinssal* [vgl. *Skirns sal* in Fagrskinna] aus *Skiringssalr* No. Gaardn. 6, 304, *Balleneslef* um 1145 aus *Ballingslef*, *Wisinsø* um 1268, *wissinzø* um 1312 aus *Wisighnsø* um 1259, *wisinxø* um 1287, 1289, *visingsø* um 1308, und ganz besonders weise ich auf das norwegische *i Vittrixsyni* in Røde bog, *i Vittrissinne* um 1440, *Vittersøn* um 1512, jetzt *Vittersen* in Tjølling hin (No. Gaardn. 6, 295). Wie dies ein **Vittrings-vin* sein dürfte, dessen Vorderglied sich der Erklärung entzieht, ebenso könnte in *Fillinsin* ein **Fillings-vin* stecken. (Die Form *Fillins-* konnte hier besonders leicht durch Attraktion von *Ullins-* gefestigt werden.) Man vergleiche aus der nächsten Umgebung: *Bulung*, *Holungsoien* (*Hulungghæn* um 1497), *Gryting* usw., auch dies alte Namen. Allerdings wüßte ich keine völlig befriedigende Erklärung von *Fillings-* zu geben — und so ist O.s Lösung in der Tat verlockend. Vorläufig wenigstens muß ich sie jedoch als eine Hypothese bezeichnen, nur unvollkommen gestützt durch die teilweise sehr weither geholten Gründe, durch die O. das Dasein eines Gottes *Fillinn* direkt zu stützen sucht. Ich bemerke noch, daß ein *Hellen* in unmittelbarer Nähe der beiden anderen *-vin* in Vaage zeigt, daß ein kultischer Name nicht notwendig in *Fillinsin* gesucht werden muß (über *Lyen* s. unten). — Dem Gott *Fillinn* wird von O. eine nicht geringe Bedeutung zugemessen. Seinem Einfluß wird es zugeschrieben (S. 106, 254), daß *Ullr* die Namensform *Ullinn* erhalten habe. Angesichts der Tatsache, daß letztere vielfach und in verschiedenen Gegenden, auch weiter südlich, durch Ortsnamen bezeugt ist, würde ich, ganz unabhängig von meinem Zweifel an *Fillinn*, diese Meinung wenig wahrscheinlich finden. Meine Antikv. tidskr. 20 Heft 4, 7 ausgesprochene Vermutung einer Einwirkung von *Óðinn* auf *Ullr* paßt gut zu dem Nebeneinander von *Ullinshof* und *Óðinshof* südlich in Romerike (vgl. auch *Óðinsøy—Ullarøy* noch weiter südlich), und ich finde sie durch O.s Bemerkungen S. 104 — in einem ev. **wulþanaR* kann der *a*-Umlaut durch Assoziation mit *Ullr* ausgeblieben sein — und S. 154 nicht entkräftet.

Auch in zwei *Hringisakr* wird (S. 219 ff.) ein Göttername gefunden; *Hringir* bedeute am wahrscheinlichsten 'der Gott des Schiffstevens' ('der

Ring-Gott' sei an sich möglich). Diese Übersetzung sowie das für das Verständnis des Namens überhaupt ausschlaggebende Milieu gewinnt O., indem er *Hringisakr* Kirchspiel in Hedemarken mit dem ziemlich weit entfernten *Skjaldarakr* in Vang bei Mjösen zusammenhält. Letzteres könne kaum das Appellativum *skjǫldr* enthalten, denn dann würde man *Skjald-* (in Stammform) erwarten; vielmehr hätten wir auch hier einen Götternamen *Skjǫldr*. *Skjǫldr* und *Hringir* seien Beinamen des Frühlings- und Vegetationsgottes, und zwar würden diese Namen durch Heranziehen von *Scyld Scéfing* und der aus England belegten Erzählung von der auf dem Schilde segelnden Garbe verständlich. Hier sei der Ursprung des *Skjǫldr* alias *Hringir* zu suchen. Erst wer selbst die oft bestechende Beweisführung O.s liest, kann ihrem Zauber sein volles Recht widerfahren lassen; ich glaube trotzdem, sie aus onomatologischen Gründen ablehnen zu müssen. Nicht daß ich bestreiten möchte, *Hringisakr* und *Skjaldarakr* seien alte Kultstätten; das Vorderglied sagt aber gewiß nichts davon aus. Von dem in Ortsnamen sehr gewöhnlichen, lokale Verhältnisse bezeichnenden Stamm *hring-* (vgl. *Ring, Ringa* als schwed. Dorfname) wird uns bei O. nichts gesagt. Zu *hringr* kann ein **hringi*, N., ebenso regelmäßig gehören wie etwa *Møri* zu *mór*, *eiði* zu *eið*, *bøli* zu *ból* usw. In Stange 'Herred' desselben 'Amts' treffen wir ein wahrscheinliches **þyrnisakr* (No. Gaardn. 3, 161; derselbe Name in Eidsvold) von *þyrni*, N., zu *þorn*. Es muß von O. erst bewiesen werden, daß nicht ein solches **hringi* in *Hringisakr* vorliegen kann. Der Name *Skjaldarakr* kommt in alter Zeit nur einmal (in Morkinskinna) vor; sonst heißt der Ort *Akr*. *Skjaldar-* braucht dann nichts als ein zufälliger Zusatz der Unterscheidung halber zu sein. In diesem einen sonst unbekannten Kultgott zu sehen, ist sehr kühn. Viel näher liegt nach vielen Analogien die von O. nur angedeutete Möglichkeit, darin den Gen. eines schon fertigen Ortsnamens *Skjǫldr* zu erblicken, wodurch hier wohl ein größeres Gebiet seinen Naturverhältnissen nach bezeichnet wäre (s. über *Skjǫldr* als Ortsname No. Gaardn. 1, 47 [Olsen, Stedsnavnestud. 105], Falk, Altnord. Waffenk. 137 Fußn. 3, und vgl. „en ängh ... som kallas *skiolden*" Sv. Fornskrift-Sällsk. Saml. 134, 76, um 1460); es verdient Beachtung, daß *Skjaldarakr* auf einer Landzunge liegt. Es ist denkbar, daß das in der Nähe gelegene *Skjǫldungaberg* einen Neubruch aus eben diesem *Skjǫld* bezeichnet.

In der Snorra Edda wird uns als Name Ulls *skjaldar-áss* überliefert, und das Schild wird von Skalden *Ullar skip* genannt. Verf. sieht hier Stützen für die Annahme, daß *Hringir-Skjǫldr* eben = *Ullr-Ullinn* sei. Daß dieser wirklich ein Fruchtbarkeitsgott war, geht für O. auch aus seinen Verbindungen mit andern Göttern hervor, wie er sie aus Ortsnamen erschließt. Zweimal tritt die Konstellation *Frøysakr—Ullinsakr* auf, und vornehmlich daraus (auf dieser Stufe der Untersuchung) wird ein Götterpaar *Frøyr—Ullr* erschlossen. Mir scheint dieses Material zu gering für einen solchen Schluß, zumal die betreffenden, als ein Paar aufgefaßten Namen in Hallingdal mehr als zwei Meilen voneinander entfernt liegen. (Der Stelle Grimnismál str. 5 möchte ich allerdings nicht jede Beweiskraft für eine nähere Verbindung der beiden Götter absprechen; vgl. Olsen 303 f. u. zit. Lit.) Da nun arch *Ullinn—Fillinn* als ein Götterpaar aufgefaßt werden, liegt für O. die Identifikation von *Fillinn* und *Freyr* nahe, um so mehr, da jenes als **felþīnaR* 'der zum Felde gehörige' gedeutet werden könne.

Eine weitere Verbindung wird vom Verf. zwischen *Ullr-Ullinn* und *þórr* zustande gebracht. Hätte er sich damit begnügt, hier eine gewisse Wesensverwandtschaft festzustellen oder eine teilweise Übernahme von Funktionen des absterbenden Gottes durch den siegenden þórr, so würde mich das sehr wahrscheinlich dünken. Auch das würde ich allerdings kaum direkt durch das Material angedeutet finden — es wäre denn (abgesehen von der noch zu erwähnenden Fähigkeit der Namen beider Götter, mit *-akr* Zusammensetzung einzugehen) auf die Tatsache hinzuweisen, daß *Ullr* in der Edda der Stiefsohn þórs ist. Aber man beachte eben die Stiefsohnschaft! Die Stützpunkte, die O. zugunsten einer Annahme beibringt, daß þórs Kultus in Oplandene „durchgehend jünger als Ullin's ist" (S. 173), finde ich nicht zuverlässig — z. T. sprechen sie bei unbefangener Deutung sogar dagegen (vgl. die m. E. gesuchte Zurechtlegung S. 206 von *Ullinshof* + *Dísin* — *þórshof* + *Dísin*); auch äußert sich O., wo das Thema das erste Mal behandelt wird (S. 161 f.), viel vorsichtiger als da, wo später darauf weitergebaut werden soll. Der Verf. meint (S. 203), daß der þórs-Kultus überhaupt auf keltischen Einfluß in relativ später Zeit zurückzuführen sei, eine Annahme, für die ich wenigstens vorläufig eine sichere Stütze vermisse. O. ist dazu durch folgende Kombination geführt worden: *Hercules* (d. h. wenigstens realiter = þórr) und *Idisiaviso* bei Tacitus in der Gegend der Weser sind unmittelbar mit dem keltischen *Tanaros* zu verbinden; jenes Namenpaar hat in zwei *þórshof* + *Dísin* in Norwegen und im *þórs*-Tempel + *Dísaþing* bei Uppsala seine Entsprechung. Es scheint mir aber sehr zweifelhaft, daß die Glieder dieser Kette (auch gesetzt, daß die Emendation *idisia-* richtig ist und daß dies sich mit *dís-* deckt) gleichwertig seien. O. sieht hier ein Beispiel einer festen Verknüpfung von „Gott und Dísen"; und da er nun andrerorts *Ullr* als gleichwertig mit *þórr* in derselben Kombination zu finden meint (*Ullinshof* + *Dísin* und *Ullarøy* + *Dísin* in Norwegen, *Ullarakr, Ulltuna* + *Dísaþing* bei Uppsala) — wozu noch in Schweden *Ullavi* + *Hærnavi* und *þórsakr* + *Hærnavi* kämen —, so geht er (S. 202) bis zu einer Identifikation von þórr und Ullr („lokale Dubletten desselben Gottes"). Ich sehe in all diesem nur Konstruktionen. Warum genügt für Norwegen (an sich beurteilt) die Lösung nicht, daß in der Nähe der kultischen Mittelpunkte auch die Dísen ihre öffentliche Kultstätte hatten? Die Konstellation mit Ullr und þórr hat uns dann nichts Besonderes zu lehren; Dazu soll ja nach O. þórr in Norwegen nicht wie Ullr ein Fruchtbarkeitsgott gewesen sein, der unter offenem Himmel verehrt wurde (S. 91, 203). dies wird aus dem Mangel an **þórsvin, -akr* erschlossen (vgl. unten). Die Beweiskraft des eben angeführten schwedischen Materials wird nun erstlich dadurch beeinträchtigt, daß Uppland nicht die einzige Landschaft ist, wo Spuren eines öffentlichen Dísen-Kultus anzutreffen sind; denn wenn man auch mit O. *Diseberg* in Östergötland als private Kultstätte eliminiert, so haben wir doch in derselben Landschaft auch ein *Disevi,* in dessen Nähe keine zugunsten von O.s Kombinationen sprechenden Namen nachzuweisen sind. Weiter aber: wo O. von den Namen bei Uppsala spricht, scheint er zu vergessen (S. 191, 193), daß *Ullarakr* (und *Ulltuna*) in der Nähe des jetzigen Uppsala liegen, während der alte Dísen-Kultus und der Tempel mit Alt-Uppsala (in einem Abstand von fünf Kilometern) in Verbindung stehen. Die *Ull*-Namen stammen wahrscheinlich aus voruppsaliensischer Zeit. — *Ullr-þórr* + *Hærn* liefert dem Verf. ein Beispiel

von „Gott und Göttin", die zu einem Paar verbunden seien; auch *Hærn* sei nämlich eine Vegetationsgöttin. Bei diesem Punkte möchte ich mich hier beschränken auf meine ausführliche Kritik Namn o. Bygd 1915, S. 57 ff. (vgl. ib. 1917, S. 26 ff.) zu verweisen; das 'Paar' muß aufgelöst werden.

Ein männliches Götterpaar hat man in der Tat seit lange in den nach Tacitus von den Nahanarvalen verehrten *Alces* gesehen. Auch dies Paar findet O. in Norwegen, obgleich nicht direkt unter demselben Namen, wieder. Die Müllenhoffsche Zusammenstellung von den Alces und den Hastingen-Hartungen, die bei Dio Cassius 'Ράος und 'Ράπτος heißen, wird von O. gebilligt, und zwar stellt er sich das ursprüngliche Verhältnis in der Weise vor, daß die Alcesgötter eben *Raus* und *Rafts* hießen und daß ihr Kultus von einem Priestergeschlecht namens **Hazdingōs*, 'die mit weiblicher Haartracht versehenen', gehandhabt wurde. Durch *stafr* und *stalli* hindurch (s. oben) zieht nun Verf. eine Entwicklungslinie bis zu den von ihm angenommenen Götterpaaren vorgeschrittnerer Stufe: þórr-Ullr (Ullinn) — Freyr-Fillinn. Besonders werden Ullr (Ullinn) und Freyr als Alces aufgefaßt; denn der Name *Haddingjadalr*, wo die Namen *Ullinsakr* und *Freysakr* (in einer Entfernung von mehr als zwei Meilen; s. oben) als die einzigen dort erhaltenen Kultnamen liegen, läßt sich dadurch eben zu den *Haddingjar*, den Alcespriestern stellen. Hierzu muß ich bemerken, daß der von O. bloß in einer Fußnote (S. 259) berührte Personennamenstamm *Hadd-* für die Erklärung von *Haddingjadalr* viel eher in Betracht kommt. Nicht nur der (von O. erwähnte) aus Schweden und Dänemark bekannte, wohl ziemlich späte Personenname *Haddi* ist dabei zu beachten, sondern auch ein Name wie *Haddr harði*, der als telemarkischer Häuptling besonders in Haraldr Hárfagris saga in Heimskringla (kap. 18) genannt wird; auch die sagenhafte opländische *Hadda (Hǫdd)*, die nach Hversu Nóregr bygðist die Gemahlin des Nor wurde, ist vielleicht als Zeugnis für den Namensstamm nicht ganz zu übersehen. Es ist daher empfehlenswerter, die *Haddingjar* von *Haddingjadalr* auf einen Personennamenstamm *Hadd-* zurückzuführen. Die von O. herangezogenen Beispiele eines Namens *Haddingr* aus dem südlichen Norwegen lassen sich (unmittelbar oder mittelbar) als 'Mann aus Haddingjadalr' verstehen. Daß wir überhaupt bei *Haddingjar* nicht an Alcespriester zu denken brauchen, das zeigt doch der Name *Haddingar* (so um 1830 geschrieben) auf zwei Felsen bei Bornholm. (Sollte hier doch irgendwie ein mittelbarer Zusammenhang vorliegen?) — Auch der Stamm *Alc-* selbst spielt in O.s Beweisführung eine Rolle. Ich gestehe, daß die schon alte Zusammenstellung von *Alces* und *alh-* 'Tempel' Beifall verdient. Ob auch die Annahme eines *elgr*, F., in mythischer Bedeutung — was dies Wort nun auch weiter bedeuten möchte (vgl. unten) — gutzuheißen sei, wage ich nicht zu entscheiden. Wenn O. aber dies *elgr* in den vielen norwegischen Ortsnamen mit *Elgiar-, Elgi-* + *-tun(ir), -nes, -setr, -staðr, -áss* u. a., sowie in einigen schwedischen Namen sehen will, so stehe ich dem nach genauer Prüfung dieser Annahme sehr skeptisch, z. T. entschieden ablehnend, gegenüber. Ein Blick auf das schwedische Material dürfte zur Beleuchtung der Frage beitragen. In Schweden treffen wir eine Menge Namen auf *Elg-, Elgia(r)-* u. dgl. Obgleich nun die Literatur kein sicheres Beispiel eines Gen. **elgiar* von *elgr* 'Elentier' liefert, läßt sich beweisen, daß eben diese (geschichtlich in der Tat vorauszusetzende) Form in

nicht wenige von diesen Namen eingeht, und zwar z. T. als Personenname; als solcher ist das Wort auch sonst sicher bezeugt (vgl. übrigens *Bjǫrn, Refr*). — Ich verweise zuerst auf die *Elgebo, Elgaryd, -red* (die wenigstens nicht alle den Tiernamen im Pl. enthalten können), dann aber besonders auf die västgötischen *Elgarås*. Wenigstens z. T. läßt sich hier aus topographischen Gründen feststellen, daß das Hinterglied *-ås*, nicht *-rås* ist. Für mythische Deutung des Vordergliedes bietet sich kein sicherer Anhalt; das einzig Zulässige scheint zu sein, an den Gen. Sg. *elgiar* von dem in Ortsnamen sehr gewöhnlichen Tiernamen (sei es als Appellativum, sei es als Personenname) zu denken. Diese Erklärung wird dann auch für ein *Elgarås* in Sverges Ortnamn, Ortnamnen i Älvsborgs län 11, s. 16 gegeben. *Elgesta (Älgesta)* kenne ich in Schweden vier. Bei schwedischen Namen müssen ganz besondere Gründe vorgebracht werden, wenn man hier (bei *-sta*) ein Appellativum (oder gar einen Götternamen) als erstes Glied annehmen will. Auch hier empfiehlt es sich, in erster Linie den Personennamen zu sehen (Grundform **Ælghiarstadh*; das uppländische wird um 1490 *elgiesta* geschrieben, Fornskrift-Sällsk. Saml. 132, 8). Der einzige Fall, wo diese Deutung nicht paßt, ist das (von O. genannte) södermanländische *Ælghawi*, jetzt *Äl(l)evi*. Hier können wir dem Mythischen schwerlich entgehen. Vorläufig bemerke ich nur noch, daß eine Musterung sämtlicher (sicher gedeuteten) *vi*-Namen kaum eine andere, in unserem Fall erwägenswerte Möglichkeit bietet als die, nach der *Ælgha-* den Gegenstand des auf dem *vi* geübten Kultus bezeichnet. Wie steht es nun mit den norwegischen Namen? Ich bemerke zuerst, daß O.s Annahme, wir hätten es hier teilweise mit einem *elgi*, N., zu tun, mir kaum gerechtfertigt scheint. Das *Elge-, Elgi-* tritt nur dann auf, wo das Hinterglied mit *s* anfängt, eine frühe Entwicklung von *Elgia* + *s-* zu *Elgi-* + *s-* hat aber nichts Überraschendes; ein *Elgestad* wird in Røde bog sowohl *Æilgiastodum* wie *Elghistadom* geschrieben. Ich glaube also in sämtlichen Namen ein *Elgia(r)* sehen zu dürfen. Dann aber kann ich nicht umhin, bei den *Elgia(r)-nes, -setr, staðir, -as, -strøm, -síða* in erster Linie an den Tiernamen, bzw. den Personennamen zu denken. Die elf *Elgetun* aber stehen auf derselben Linie wie das schwedische *Ælghawi*; auch sie erheischen, vornehmlich durch ihre auffallende Anzahl in alten Landschaften, eine mythische Erklärung; sie aber sprechen, an sich beurteilt, eher gegen die Erklärung des ersten Gliedes als des Kultgegenstandes, denn Göttername (und damit Gleichwertiges) + *tún* ist dem norwegischen Namensystem fremd. Vielleicht darf man hier *Elgjartún* mit O. (S. 276) nach der (allerdings nicht vollständigen) Analogie von *Hoftún* mit 'Umzäunung um **elgr*' wiedergeben. Dann muß ich freilich auch die Möglichkeit zugeben, daß (wenigstens) auch *Elgiastaðir* mythische Bedeutung habe (vgl. *Hofstaðir*); und ich möchte es dabei — trotz des oben Vorgeführten — nicht unterlassen, die unmittelbare Nähe von *Elgesta — Ullavi — Frösvi(dal)* im Kil, Örebro, Närke hervorzuheben. — Was ist aber am Ende das mythische *elgr*? Ich wage nicht zu bestreiten, daß es mit ags. *ealgian* 'schützen' und dann wohl weiter mit got. *alhs* 'Tempel' zusammenhängen kann, finde aber die spezielle Verknüpfung bei O. mit den *Alces* oder überhaupt mit einem 'Götterpaar' unzureichend begründet. Und ich möchte die Möglichkeit nicht von vornherein abweisen, daß wir es doch auch hier mit dem Tiere *elgr* zu tun hätten. Vorzeitliche Funde haben in der Tat

die Frage hervorgerufen, ob nicht das Elentier irgendwelche Rolle bei gewissen Opferriten gespielt habe (vgl. E. Reuterskiöld in Fornvännen 1911, s. 164 ff., O. Almgren in Upplands fornminnesför. tidskr. 6, 263) Mit Recht kann man allerdings darüber im Zweifel sein, ob dies in 'offiziellen' Kultstättennamen Spuren habe hinterlassen können. Vorläufig muß ich daher das mythische *elgr* als dunkel bezeichnen.

Noch ein weiteres Glied wird von O. in die eben geprüfte Verbindung hineingezogen. Nach Tacitus gehörten die Nahanarvalen, die Alcesverehrer, dem Kultverband der *Lugii* an. Auch an diese *Lugii* erinnern nach O.s Meinung norwegische Ortsnamen: zwei *Lýgin* (das eine mit einem vermuteten **Liúgarvangr* verbunden), ein *Lýgi* und zwei *Lýgistaðr;* die Lage dieser Orte gebe zu der Annahme Anlaß, daß sie irgendwelche Rolle im öffentlichen Leben der Alten gespielt hätten, und z. T. zu einer Verbindung speziell mit dem 'männlichen Götterpaare'. Sprachlich wird das hier vorliegende *liug-* (S. 116) als 'sted, der ved edelig overenskomst [vgl. got. *liuga* 'Ehe' usw.] er gjort helligt og ukrænkeligt, fredhelligt sted' aufgefaßt, und für die *Lugii* ist schon von andern die Übersetzung 'Eidgenossen' vorgeschlagen worden. Ich gebe zu, daß es dem Verf. gelungen ist, die kultisch-soziale Beziehung dieser *liug*-Namen wahrscheinlich zu machen (die Bedeutung der Nähe eines der *Lýgin* dicht an *Ullinsin. Fillinsin* [und *Hellin*] kann ich jedoch nach dem oben Gesagten nicht so hoch wie O. einschätzen); ich möchte dabei noch auf das vielleicht hierhergehörige *Lysta* (so Sv. Riksark. pergam. n:r 1402 [um 1379]), einen alten Marktplatz auf Bornholm, hinweisen. Verf. hat es jedoch unterlassen, näher (vgl. S. 126, Fußnote) auf das zu derartigen Zusammenstellungen, wie es scheint, unbrauchbare *Ljuland* (*Liuglannd* um 1575) in Lom einzugehen (= 'gepachtetes Land'?); auch bemerke ich, daß wir in Schweden einige dunkle *Liug*-Namen ohne ersichtliche mythische Bedeutung haben: in Fornwännen 1914, s. 172 habe ich ein paar Inselnamen auf *Liug*- berührt, und ich füge jetzt das öländische *Legenäs* (*Liugenes* 1543, *liugnes* 1544) hinzu. Hinsichtlich der Zusammenstellung von *liug-* und *Lugii* ist auf die verschiedene Ablautsstufe hinzuweisen, die wohl auch für den, der mit O. in jenem *liug-* nicht den Völkernamen selber sehen will, den Zusammenhang recht fern rückt. Schwerlich hätte auch der Verf. an einen solchen gedacht, hätte er nicht so viele zusammenstimmende Faktoren zu finden geglaubt (*Alc-* — *Haddingjar* — das norwegische Götterpaar schon an sich bezeugt). Diese mußte ich aber sämtlich als nicht beweiskräftig ablehnen. Auch zusammengenommen, als von verschiedenen Seiten her geholte Indizien, reichen sie mir nicht aus.

Große Aufmerksamkeit verdient die von O. vorgetragene Ansicht, daß die Art des Kultus in gewissen Fällen aus der Natur des zweiten Zusammensetzungsgliedes in kultischen Ortsnamen erschlossen werden könne. Namen auf *-akr, -vin* besagen nach O., wenn das Vorderglied ein Göttername ist, daß die Gottheit eben auf diesem *akr* oder dieser *vin* verehrt wurde; ein solcher Kultus könne aber nur Fruchtbarkeitsgöttern gelten; also dürfen wir nach O. aus derartigen Namen schließen, daß wir es eben mit einem solchen Gott zu tun haben. Und umgekehrt, wenn eine gewisse Gottheit nicht mit *-vin* und *-akr* verbunden wird, sei das ein Zeichen, daß er im betreffenden Kultkreis nichts mit der Fruchtbarkeit zu schaffen gehabt habe. Die (von ähnlichen Gesichtspunkten wie bei Lundberg Härnevi S. 22 Fußn. 2, 26 ff. ausgehende) Begründung dieser

schon S. 90 ff. vorgetragenen Auffassung steht etwas lange aus (S. 207 ff.) — freilich ist sie vom Verf. in einer früheren Arbeit vorbereitet. Die Theorie verdient allseitige Prüfung, auch unter Vergleich mit andern Namentypen. Darf z. B. ein entsprechender Schluß auch aus Namen auf *-lund, -berg(a), -hǫll* gezogen werden? Schwerlich. Vorläufig kommt es mir, wenn es sich um Norwegen handelt, etwas kühn vor, aus *Óðinsvin* und *Óðinsakr* auf Óðinn als Agrargott zu schließen (vgl. Lundberg a. a. O.), ebenso diesen selben Charakter dem norwegischen Þórr auf Grund des Mangels von *þórs-vin, þórs-akr* (beide sind in Schweden zu finden) abzusprechen[1]. Ist doch in ganz Norwegen nur ein *Njarðar-vin* gefunden worden (ebenso in Schweden) und kein *Njarðar-akr* (ganz wie in Schweden). Auch O. hat es nicht gewagt, daraus etwas inbetreff der Verehrung Njorðs zu schließen. Auch scheint das västgötische *Friggiarakr* (S. 207, vgl. Lundberg a. a. O.) etwas hinderlich — besonders wenn man mit dem Verf. eine männliche Gottheit in den *akr*-Namen fordert (dann sind auch ein oder zwei mutmaßliche, O. nicht bekannte, schwedische **Gyðju-akr* zu nennen). Welche weiblichen Gottheiten wären übrigens hier zu erwarten? Wohl *Freyja;* aber die ist eben vielleicht im västgötischen *Fröåkra* zu suchen (O. 207). — Ein häufiger Name ist *Hofvin*. O. bekennt sich (S. 163) zu der Auffassung, nach der der Name eine heilige, zum 'Tempel' im Kultus geknüpfte *vin* bezeichne. Da nun aber mit wirklichen Tempeln nicht vor der Zeit des Tacitus gerechnet werden dürfe (S. 93), während der 'hof-Zeit' aber der Gott nicht mehr draußen auf dem Felde selbst, sondern innen im Tempel verehrt worden sei, so müßte wohl nach O. das *vin* in *Hofvin* und etwa in *Óðinsvin* verschieden verstanden werden (denn der Typus Gottheit + *-vin* vertritt nach O. jene frühere Epoche). Dies kommt mir aber etwas bedenklich vor. Der Gegensatz würde aufgehoben werden, wenn wir annähmen, entweder daß auch *Óðinsvin* usw. in der Tat nichts über die Natur der Verehrung aussagte, oder daß die Übersetzung 'Tempel' für *hof* nicht ohne Einschränkung zuträfe. Erstere Möglichkeit habe ich oben genauerer Prüfung empfohlen, die Stellung zur letzteren ist für die Aufrechterhaltung der ganzen Kultus- und Kultnamenchronologie O.s von noch einschneidenderer Bedeutung.

In der Tat scheint es mir O. zu sehr als etwas Bewiesenes hinzunehmen, daß *hof* immer 'Tempel' sei. Da diese Bedeutung nur nordisch und sicher nicht die etymologisch älteste ist, muß es einmal im Norden eine ältere Bedeutung gegeben haben. Was hindert, daß wir hier einmal eine Bedeutung 'heiliger Hügel' (oder 'Steinhaufen'?) oder 'heiliger, eingehegter Hain' oder dgl. gehabt haben (vgl. norweg. dial. *hov*, N., 'en Forhøining paa Jorden, en liden Høi' usw. Aasen, Ross)? Man beachte die Bedeutungsentwicklung bei *hǫrgr* (s. O. selbst S. 293 f.). Daß eine

[1] So muß man wohl die S. 90, 91 gegebene Formulierung verstehen. S. 205 wird folgende Lösung gegeben: Þors Verehrung sei nach Oplandene zu einer Zeit gekommen, wo der öffentliche Kultus dort nicht mehr (oder nicht hauptsächlich) auf einem *akr* oder einer *vin* stattgefunden habe. Ich möchte die letztere, vom Verf. nicht als verschieden gemeinte Erklärung vorziehen, falls das Material überhaupt irgendwelchen Schluß gestattet.

derartige Bedeutung in Ortsnamen vorläge, würde ich nur dann für ausgeschlossen halten, wenn uns der onomatologische Stoff selbst wirklich den Glauben an eine späte Entstehung der *Hof* und *-hof* aufnötigte. O. ist bemüht gewesen, dies nachzuweisen, ich vermag aber die Sache noch nicht als ausgemacht zu betrachten. Als Entsprechungen der norwegischen *-hof* finde ich in Schweden vielfach *-vi* oder *-harg;* wie diese in Norwegen mangeln (vgl. O. 176 Fußn.), so fehlt jenes in Schweden (ein einziges **Friggiarhof* findet sich vielleicht in dem sich an Norwegen anschließenden Västergötland[1]). Diese schwedischen Namen reichen aber z. T. sicherlich in die Zeit hinter der 'Tempel'-Periode zurück.

Überhaupt finde ich Verf.s Zahlen, wenn er die Zeit der Kultnamen ansetzt, etwas zu niedrig — obgleich er S. 222 die *hof*-Zeit schon ein paar Jahrhunderte nach Chr. eintreten läßt[2]). D. h. er rechnet zu wenig mit der Möglichkeit von sehr alten Namen. Dies hängt mit seinem Zweifel an einer wirklichen Kontinuität sogar der südostnorwegischen Kultur, vom Steinalter die vorgeschichtlichen Perioden hindurch, zusammen. Ich möchte mich nicht über den Wert der für die Annahme einer 'Entvölkerung' angeführten Gründe aussprechen. Nur bemerke ich, daß mir die Verbreitung und Zahl der Funde der betreffenden Gegend sowie die zahlreichen Felsenzeichnungen nicht ganz damit zu stimmen scheinen. Auch meine ich, in den südostnorwegischen Namen auf *-lösa* wenigstens z. T. Reste der ältesten festen Besiedelung sehen zu müssen (s. Fornvännen 1915, S. 1 ff.).

Ich bin mit meiner Kritik zu Ende. Es ist meine Aufgabe gewesen, den Versuch zu wagen, das feine Gewebe miteinander innerlich verknüpfter Einschläge musternd aufzulösen. Dabei war es mir leider unmöglich, O.s fesselnde Darstellungskunst und die so oft suggerierende Macht seiner geistreichen Beweisführung, auch wo er nicht völlig überzeugt, zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Wer von jenen einen Eindruck gewinnen will, der muß die Arbeit selbst lesen. Und dabei wird er auch, selbst wo er sich ablehnend verhalten mag, O.s feines Verständnis für mythologische Dinge und seine ausgezeichnete Bewältigung des norwegischen Ortsnamenstoffes feststellen.

Nachschrift. Obige Besprechung wurde vor mehr als zwei Jahren zum Druck versandt. In der Zwischenzeit sind einige der hier besprochenen Fragen von Anderen berührt worden (zumal in Rezensionen eben der vorliegenden Arbeit). Mir ist es jetzt nicht möglich, dies zu berücksichtigen. Mein Standpunkt ist aber auch fast in keinem Falle dadurch verändert worden. Nur möchte ich betreffs *Gestvangr* auf A. Bugge in Namn o. Bygd 1918, s. 91 verweisen, wo mir O.s Deutung eine Stütze zu erhalten scheint.

Göteborg Nov. 1919. Hjalmar Lindroth.

---

1) Einfaches *Hof* findet sich öfters auch in Schweden. Hier bedarf es noch einer Untersuchung, in welcher Ausdehnung Kultnamen anzunehmen sind.

2) S. 280 werden sogar kultische *vin*-Namen etwas überraschend ins jüngere Bronzealter verlegt.

v. Friesen O. Runorna i Sverige. En kortfattad översikt. (Fordomtima. Skriftserie, utg. av Oskar Lundberg. 1.) Uppsala, A.-B. Akademiska Bokhandeln. IV u. 32 S. Pris 1 krona.

Seit 1900 erscheint in Schweden das Corpus der schwedischen Runeninschriften „Sveriges runinskrifter" (Bd. 1: Ölands runinskrifter, hsg. von Sven Söderberg und Erik Brate. Bd. 2: Östergötlands runinskrifter, hsg. von Brate [nicht abgeschlossen]). Parallel mit dieser Publikation geht eine lange Reihe vorzüglicher Monographien, die Professor Otto v. Friesen in Uppsala zum Verfasser haben. v. Friesen hat dem genannten Corpus bis jetzt fern gestanden. Es ist ihm mehr daran gelegen gewesen, in freierer Weise seine Kräfte den vielen historischen Fragen der Runenforschung zu widmen, und auf diesem wenig bearbeiteten Gebiete hat er schon manchen schönen Sieg davongetragen. 1904 führte er, unabhängig von Sophus Bugge, in seiner Schrift Om runskriftens härkomst den Nachweis, daß die Runenschrift hauptsächlich auf die griechische Kursivschrift zurückzuführen ist (vgl. auch den Artikel 'Gotische Schrift' in Hoops' Reallexikon); charakteristisch für ihn ist, daß er nicht die graphischen Übereinstimmungen zwischen den beiden Schriftarten ausschlaggebend sein läßt, sondern auf breiter historischer (archäologischer) Grundlage seine Beweisführung aufbaut. Dann hat er sich in mehreren kleinen Studien den historischen schwedischen Runeninschriften des 11. Jahrhunderts zugewandt, und hier ist es ihm gelungen, dem Beispiele Wimmers folgend, feste Anhaltspunkte für die chronologische Ordnung des Runenmaterials zu gewinnen. v. Friesen hat sich nicht damit begnügt, die literarischen Quellen des angehenden christlichen Mittelalters heranzuziehen. Schon vor Jahren gelangte er zu der Einsicht, daß für die relative Chronologie der schwedischen Runensteine ein detailliertes Studium der reichen künstlerischen Ausschmückung derselben von hoher Bedeutung ist. Mutig ist er zum Werke geschritten, und das klassische kleine Buch „Upplands runstenar" (Uppsala 1913) gibt einen Beweis dafür ab, daß auch die archäologisch-kunstgeschichtliche Seite der Runenforschung in v. Friesen einen ausgezeichneten Vertreter gefunden hat. Überall hat v. Friesen den originalen Denkmälern gegenübergestanden. Scharfes Beobachtungsvermögen, peinliche Sorgfalt, unermüdliche Gründlichkeit und praktischer Sinn kennzeichnen seine Arbeit in den Museen und auf der Forschungsreise, von Scharfsinn und Umsicht sind seine Inschriftdeutungen geprägt. Mit besonderer Vorliebe ist er, auf Bugges Studien über die 'Wikingerrunen' fußend, den nordischen Kulturströmungen, die sich in der Verbreitung der Runenschrift wiederspiegeln, nachgegangen. Sein schon längst gestecktes Ziel ist, die nordische Runenschrift in ihrem vollen geschichtlichen Zusammenhange zu überschauen.

In Wirklichkeit gibt uns v. Friesen schon in dem hier zu besprechenden Büchlein über „die Runen in Schweden" — was der Titel uns nicht erwarten läßt — eine zusammengedrängte Geschichte der nordischen Runenschrift. Das hat seinen Grund darin, daß in Schweden sämtliche Runentypen aller Epochen reichlich vertreten sind. So kann v. Friesen nach einer kurzen Orientierung über das Schicksal des Runenalphabets (1. Inledning, S. 1—2) und über den Ursprung der Runen (2. Runornas härkomst, S. 2—5) in 5 Abschnitten die allgemeine Entwicklung der nordischen Runenschrift durch schwedisches Inschriftenmaterial illustrieren.

Den Fachgenossen interessiert natürlich am meisten der Abschnitt 3 über die urnordischen Inschriften Schwedens. Hier werden vortreffliche Abbildungen der umstrittenen Runensteine von Möjebro und Björketorp mitgeteilt. Die Inschriften von Järsberg (Varnum) und Etelhem (letztere „vielleicht in gotischer Sprache", vgl. Bugge, Norges Indskrifter 1 S. 148 ff.) deutet v. Friesen in Übereinstimmung mit Noreen (Altisl. Gramm. [3] S. 338, 336). Dieselbe Formel wie auf dem Järsberger Steine findet er in *harijan leugaR* Skååäng, „dem Harija Leugar (setzte den Stein)". Der Stein von Fyrunga wird nur gestreift und die dunkle Inschrift desselben nicht besprochen. *Skiþaleubar* Skärkind ist nach v. Friesen ein Personenname („troligen ett egennamn"). Beachtenswert ist der leider nicht näher begründete Vorschlag, *an walhakurne* des Tjurköer Brakteaten als „auf dem römischen Tribute, d. h. dem Golde, dem Brakteaten" („på romar-tributen, d. v. s. guldet, brakteaten") zu faßen. Schon früher hat v. Friesen die Lesung der Möjebroer Inschrift endgültig festgestellt, aber in Betreff der Deutung hat er stark geschwankt (vgl. Arkiv f. nord. filol. 31, 228 ff.); in der vorliegenden Schrift wiederholt er seinen in „Upplands runstenar" S. 3 angedeuteten Erklärungsversuch. Endlich gibt er eine neue Deutung der Worte *uti AR welAdAude SAR þAt bArutR* auf dem Björketorper Steine: „Derjenige, der dies (Denkmal) bricht, wird *welAdAude*, d. h. durch Ränke getötet, draußen (fern von der Heimat)." Diese Auffassung von *welAdAude* scheint mir nicht überzeugend; ein Vergleich mit Maríu saga 279 20 *hverri konu er dauði fyrir durum, sem leysir sinn burð* und Alexanders saga 72 17 *ok slícr háske sem þeim stóð nv fire durum* (vgl. auch Detter-Heinzel, Sæmundar-Edda 2, 109) weist in eine andere Richtung.

In einem der folgenden Abschnitte, die den jüngeren Runen gewidmet sind, teilt v. Friesen eine neue Lesung einer mit sogenannten „Helsinger Runen" geschriebenen Inschrift (von Skarpåker unweit Nyköping, Södermanland) mit. Eine Partie dieser Inschrift ist poetisch: *iarþ s[k]al rifna uk ubhimin* „die Erde soll bersten und der Himmel oben". Merkwürdig ist der Anklang an die Vǫluspá und andere Eddalieder. Setzt er eine mythische schwedische Dichtung voraus, oder sind die Worte *jǫrð* und *upphiminn* in ihrem Verhältnisse zu der Eddadichtung etwa wie die bekannte Zeile des Wessobrunner Gebets (*ero ni uuas noh ûfhimil*) aufzufassen? Erstere Annahme ist nicht kurzerhand abzulehnen. Es dürfte hier am Platze sein, an die vor einigen Jahren in Sigtuna gefundene, mit Runen beschriebene Kupferdose zu erinnern, wo ein — nach v. Friesen (Fornvännen 1912 S. 6 ff.) sicher schwedisches — Verslein im Skaldenmetrum *dróttkvætt* zu lesen ist. Eine ähnliche Bereicherung von unserer Kenntnis der alten schwedischen Dichtung bringt uns m. E. die Inschrift von Gursten (Norra Tjust). Hier liest v. Friesen (Namn och Bygd 2, S. 1 ff.) u. a. die Worte *sunuR naut smiþa kata,* was er als *sunr naut smíđa Káta* „der Sohn zog Nutzen von der Geschicklichkeit des Káti" faßt. Ich möchte lieber eine Deutung *sunr . . . Kata* (mit kurzem Stammvokal, vgl. Lundgren, Personnamn [Svenska landsmålen 10, 6] S. 149) vorschlagen, wodurch wir ein schwedisches Beispiel des *Ljóðaháttr* konstatieren könnten. Endlich ist in diesem Zusammenhange die Inschrift auf einem Wanderblocke in Södermanland (Fyrby, v. Friesen S. 24) zu erwähnen:

iak uait hastain
þa hulmstain brüþr

menr rūnasta
a miþkarþi — —

„Ich Hásteinn ('der hohe Stein', d. h. der Wanderblock) weiß, daß Holmsteinn und (seine) Brüder die runenkundigsten Männer in *Miðgarðr* (d. h. auf der Erde) waren — —". Hier könnte man glauben, daß man sich wieder einmal mitten in der Edda-Mythologie befände. Zu beachten ist jedoch dies: ebenso wie das Linienpaar des Skarpåker Steines, wo *jǫrð* und *upphiminn* allitterieren, so hat auch der *Miðgarðr* dieser Strophe genaue Entsprechungen außerhalb des Nordens (got. *miþgarda-, midjungarþs*, ahd. *mitti-, mittil-, mittingard*, alts. *middilgard*, ags. *middangeard*). —

v. Friesen legt in dieser letzten wie in früheren Arbeiten großes Gewicht auf den praktischen Gebrauch der ältesten Runen, z. B. in der Administration. Die durchgreifende Umwandlung der nordischen Runenschrift, die im 7. Jahrhundert stattfand, sucht er durch die folgenden Bemerkungen zu veranschaulichen (S. 11): „Geschichtliche Verhältnisse haben sicher nach c. 600 einen Rückgang in der Kultur veranlaßt. Der intensive Verkehr mit den Nachbarvölkern hörte auf, und die Schreibkunst wurde nicht mehr in demselben Grade wie vormals im gotischen Reiche [vgl. S. 5] von einem starken praktischen Bedürfnis getragen. Die Runen verfielen vielmehr zu einer bloßen Kuriosität oder zu einem Zaubermittel." Ich möchte dagegen ebenso stark die Verwendung der Runen zu magischem Zwecke durch die ganze vorgeschichtliche Zeit betonen. Hierauf brauche ich jedoch in dieser Anzeige nicht einzugehen, da ich schon in dem 2. Hefte der Lundbergschen Serie („Om troldruner", Uppsala 1916) Gelegenheit gefunden habe, meine etwas abweichende Auffassung zu begründen.

Die Schrift v. Friesens ist reich illustriert. Auf den 32 Seiten finden sich (nebst mehreren Schrifttafeln) 20 vorzügliche Abbildungen, wovon 18 auf selbständiger Untersuchung der Originale beruhen. Gewiß ein Rekord in einer populär gefaßten Darstellung, das handgreiflichste Zeugnis von der gewissenhaften und intensiven Arbeitsweise des Verfassers.

Kristiania. Magnus Olsen.

Heusler A. Altisländisches Elementarbuch. Zugleich 2. Aufl. des aisl. Elementarbuchs von B. Kahle. Heidelberg, C. Winter, 1913 (Germ. Bibl., hgb. von W. Streitberg, 1. Reihe, 3. Bd.). XII und 264 S. 8°.

Kahles aisl. Elementarbuch hat seine Aufgabe erfüllt; es gehört der Vergangenheit an. Die Neubearbeitung konnte kaum einen Stein auf dem andern lassen. Mängel waren zu beseitigen, nicht wenige neue Einsichten zu buchen, und die Auffassungen und langjährigen Lehrerfahrungen eines wesentlich anders gerichteten Nachfolgers mußten sich geltend machen. So ist der Vermerk auf dem Titelblatt nicht viel mehr als eine Form: Heuslers Grammatik ist tatsächlich ein neues Buch.

Verglichen mit den andern Hilfsmitteln für das altn. Studium, bekommt es seine Eigenart durch stärkere Betonung der unterscheidenden Merkmale von Sprache und Überlieferung. Der Anfänger und der Fernerstehende finden hier durchweg an erster Stelle das, was ihnen von anderswoher noch nicht bekannt oder geläufig ist. Am meisten tritt dies hervor

in der Syntax (die von 21 Seiten auf 86 angewachsen ist); in der Lautlehre zeigt es sich bei den Angaben über die Aussprache der Schriftzeichen; in den Lesestücken darin, daß nur bodenständig nordische Stoffe, mit dem zugehörigen Stil, vertreten sind, und zwar in z. T. urwüchsigen Gestalten, nichts allgemein Mittelalterliches, eine Begrenzung, die auch der großen Mehrzahl der syntaktischen Belege das Gepräge gibt (hier stammt zwar manches, wie sich von selbst versteht, aus den Sammlungen Nygaards, aber daß diese nicht etwa die einzige Quelle sind, zeigt schon die weit stärkere Berücksichtigung der Íslendingasǫgur). Diese Anlage muß das Buch für den Lernenden anziehend machen, zumal auch die Brücken, die diesen zu dem Neuen hinüberführen können, nicht vernachlässigt sind. So finden sich in der Formenlehre neben den aisl. Paradigmen die gotischen, und die Erklärung knüpft an diese an, so einen geschichtlichen Gesichtspunkt auch in die Formenlehre hineintragend. Auch sonst ist auf das Bedürfnis des Anfängers Rücksicht genommen. Die Darstellung strebt nach Übersichtlichkeit und läßt Nebensachen — zumal wo es sich um toten Stoff handelt, wie bei dem Handschriftenverzeichnis S. 10 — gerne weg.

Für den weiteren Forscherkreis ist Heuslers Darstellung beachtenswert wegen ihrer selbständigen Stellung namentlich gegenüber Noreen. Die Ergebnisse Axel Kocks, die in Noreens Handbüchern nicht gebührend zur Geltung kommen, sind umsichtig verwertet (z. B. in § 153, wozu vorne im Literaturverzeichnis PBB 15, 244 genannt sein sollte). Allerdings hätte wohl auch Kocks Akzentlehre um ihrer selbst willen Erwähnung verdient. (Daß Kocks neueste Veröffentlichungen noch nicht berücksichtigt sind, z. B. bei § 74 Anm. 1 Ljudhistoria 1, 122 f., Umlaut und Brechung 257 f., sei für die Benutzer angemerkt.) Auch eigene Beiträge des Verfassers zur Lautlehre finden sich (z. B. S. 75 schlagend über *-ar* aus *-aiR*, vgl. Noreen Gesch. d. nord. Spr. 1913 S. 167). Nicht gerecht wird die Darstellung den Dialektforschungen von Hægstad; die Angaben über die dialektische Gliederung S. 6 erscheinen mir ebenso veraltet wie die entsprechenden bei Noreen (noch 1913 § 8; doch vgl. Heuslers § 66 Schluß). Bezeichnend für die Betrachtungsweise ist etwa das kurze Kapitel 'Präfixvokale': aufgebaut auf der Tatsache des Präfixschwundes, die eins der unterscheidenden Merkmale des Altnord. hergibt, verweilt es besonders bei den Folgen, die der lautliche Vorgang für Bedeutung und Gebrauch der Wörter gehabt hat, und die zu seiner Erschließung beitragen (in Anlehnung an die fördernde Arbeit von Vonhof 1905). Nicht die formulierten Lautgesetze erscheinen als das letzten Endes Wissenswerteste, sondern die Tatsachen, geordnet und allseitig erklärt. Der Leser hat nicht, wie wohl bei andern grammatischen Darstellungen, den Eindruck, daß alles so sein müsse, daß es aus den Prinzipien folge; er macht vielmehr Bekanntschaft mit einzelnen Seiten eines großen und reichen Ganzen, die er, weil er das Ganze noch nicht kennt, nur vorläufig verstehen kann. Er wird darum nach Durchnahme des Stoffes nicht das Gefühl haben, mit ihm fertig zu sein, sondern den Trieb spüren, tiefer in ihn einzudringen. Die heilsamste Wirkung, die ein 'Elementarbuch' erstreben kann. —

Zur Lautlehre. § 35 lehrt (nach Hoffory) für *dags, sagt* die Geltung des *g* als harter Reibelaut (= *ch* in *Sache*). Dies ist irreführend. Mindestens müßten Schreibungen wie *laxmenn* (= *lagsmenn*), *sact* und

die sehr häufigen wie *heilakt* erwähnt sein (wie in § 181, 3). Diese bezeugen harten Verschlußlaut. Der harte Reibelaut ist daraus lediglich durch Analogieschluß gewonnen. Auf diese Weise erschloß Hoffory die Entwicklungsreihe *aγs, aγt, aχs, aχt, aks, akt.*. Muß aber der weiche Reibelaut zuerst zum harten Reibelaut und dann dieser zum harten Verschlußlaut geworden sein? Ist nicht die Folge *aγt, agt, akt* ebenso denkbar, weicher Reibelaut zu weichem Verschlußlaut zu hartem Verschlußlaut? Diese Annahme bietet den Vorteil, daß wir den harten Reibelaut umgehen, uns mit drei Lautwerten für *g* begnügen können und also die Zuverlässigkeit der Orthographie nicht so unwahrscheinlich niedrig einzuschätzen brauchen, wie Hoffory in der Entdeckerfreude des Phonetikers dies tat. Ich sage: unwahrscheinlich, weil wir im ganzen so viele systemwidrig phonetische Schreibweisen finden. Z. B. dürfte das 'korrekte' *lands* selten sein gegenüber dem unkorrekten *lanz* und dem halbkorrekten *landz.* Es liegt darum nicht gerade nahe, dort, wo eine 'korrekte' Schreibweise herrscht, diese aus rein schriftlichem Systemzwang zu erklären. Es wird vielmehr in jedem Falle auch lautlicher Systemzwang dabei sein. Man hat also nicht bloß *dags, sagt*, ferner *ungt* geschrieben, sondern diese Formen auch mit demselben weichen Reibelaut bezw. weichen Verschlußlaut gesprochen wie *dagr, dagar, segia; ungan.* Daß diese Aussprache vor den stimmlosen *s* und *t* nicht lautgesetzlich war, zeigen die Schreibungen mit *x, c, k.* Diese zeigen uns aber als die lautgesetzliche Aussprache die mit hartem Verschlußlaut. Neben (oder vor) diesem einen harten Reibelaut anzunehmen, ist überflüssig und bedenklich. Denn hätte ein solcher eine irgend nennenswerte Zeit bestanden, so würden isländische Philologen gewiß das Bedürfnis gefühlt haben, ihn besonders zu bezeichnen, und wir müßten in den Handschriften wenigstens Spuren einer so zu deutenden Differenzierung finden. Auch weisen Skaldenreime wie *dags : fǫgrum, vegs : vægðar, Báleygs : teygða* (Gislason Njála 2, 356. 361 f.) auf γ. Wenn dieses γ in der Ableitung *-agt* früher zu *k* wird als in Wurzelsilben wie *sagt*, so erklärt sich dies am einfachsten so, daß neben *heilagr* mit Spirans *helgan* usw. mit Verschlußlaut standen (vgl. Heusler § 35 Anm. 1), im Paradigma von *segia, sagða* dagegen γ durchstand. Auch in *unct, gløkt*, die im Stockholmer Homilienbuch neben *sagt, lagt* stehen, ist *k* aus Verschlußlaut *g* entstanden.

Nicht glücklich finde ich die Wahl der Endungsvokale *e, o* statt *i, u.* Sie beruht auf einer m. E. unhaltbaren Voraussetzung (vgl. PBB 40. 48 ff.), und sie erschwert dem Anfänger das Verständnis der *i-* und *u*-Umlaute.

In § 56 (S. 22) sollte auch *katilē* zu *katle* genannt sein, im Hinblick auf § 200, 5. — Mehrmals wird das Partiz. '*sorenn*' (zu *sveria*) angeführt: diese Form ist m. W. nicht belegt. — Bei § 140, 3 hätte auch der gemeinnordische Fall *wrōg-* zu *róg-* Erwähnung verdient, und wäre es nur um des Stabreims *Rín : rógmalmi* willen, der in der Atlakviða neben *vín : vreiði* steht. — Gegen urn. **ahtō* (§ 109, 5) spricht *siau*, das aus **sīu* umgebildet sein muß nach *ahtau* (**āttau*); dies kann aber erst nach dem Schwund des intervokalischen *ƀ* geschehen sein, denn **siƀau* hätte nicht zu *siau* geführt.

Zu § 271, 2 (Formenlehre): das nominale Neutrum des Adj. ist nicht nur erschlossen, vgl. Noreen a. a. O. 186 und *unz all vita* im Kehrreim der Vegtamskviða.

Zur Satzlehre. Hier ist auf geschichtliche Erklärung verzichtet, weil sie beim gegenwärtigen Stande der Forschung nicht durchführbar ist. Dies leuchtet ein. Aber ich möchte betonen, daß eine Darstellung völlig ohne geschichtliche Erklärung ebenso wenig durchführbar ist. Dies scheint der Verf. selber zuzugeben, wenn er bei Besprechung des Dativgebrauchs Begriffe wie 'ablativisch', 'einstiger Instrumental' zu Hilfe nimmt. An mindestens einer Stelle hätte der historische Gesichtspunkt vor unrichtiger Auffassung bewahrt. Der aisl. Nebensatz zeigt das Verbum meist an zweiter Stelle nach der Satzeinleitung, seltener an erster, zuweilen aber auch an dritter. Der letzte Fall erscheint bei H. nur als Fehler (§ 474 Anm.) oder als dichterische Freiheit (§ 473, 3, a). Dem widersprechen die südgerm. Sprachen. H. erblickt hierin einen 'wichtigen Gegensatz' (§ 476 Anm.). Aber es handelt sich nicht allein um das Ags. und das Ahd., sondern auch um das Got. (Luk. 5, 18) und vor allem auch um das Agutn. und Aschwed., wo Stellungen wie *þaut Gutar hainir varu* 'obgleich die G. Heiden waren' (Gutasaga), *þa han til þings kombær* 'wenn er zum Dingplatz kommt' (Ält. Westgötengesetz) ganz gewöhnlich sind. Schon aus diesem Sachverhalt allein wäre zu schließen, daß die in der aisl. Prosa ohne Zweifel herrschende Neigung, das Verbum des Nebensatzes nicht über die dritte Stelle (die zweite Stelle nach der Satzeinleitung) zurücktreten zu lassen, etwas Sekundäres ist. Sie mag als Neigung sehr alt sein, aber die Stärke, die sie in unsern Prosatexten zeigt, hat sie erst allmählich und ziemlich spät gewonnen. Da sie nun in der aisl. Prosa selbst Ausnahmen zuläßt (eine solche wird zufällig S. 211 oben angeführt), so ist es klar, daß dies keine Fehler sind, sondern Altertümlichkeiten. Wie häufig sie sind, und wie sie sich verteilen, bleibt festzustellen. Jedenfalls braucht man besonders in älteren (geistlichen) Texten zuweilen nicht lange zu lesen, um sie zu finden (Leifar ed. Bjarnarson 163, 31: *Svá sem hann þetta mælte*; vgl. Gammel norsk Homiliebog 133, 5: *bríóstþili þat er á milli kirkio oc sǫnghúss er* [= Leifar 162, 16: *þat es á miþle es sǫnghúss oc kirkio* = Stockh. Hom. 100, 22: *þat er es á miþle kirkio oc sǫnghúss*]). Wie das Vorkommen in der Dichter- und Gesetzessprache (Heinzel, Beschr. d. isl. Saga S. 191) zu beurteilen ist, ist danach klar. Die dichterische Wortstellung zeichnet sich nicht bloß durch 'kunstmäßige Freiheiten' (§ 472) aus, sondern auch durch Archaismen (vgl. Zs. f. dPh. 40, 473), und diese sind offenbar die Grundlage jener, ja es bleibt zu fragen, ob die Freiheiten gewisser poetischer Texte nicht in Archaismen aufgehen.

Auch dem Nebensatzverbum an erster Stelle nach der Satzeinleitung wird H. nicht gerecht (§ 477). Daß diese Stellung 'Ausnahme' sei, leuchtet nicht ein. Man findet sie zahlreich in allen Gattungen der Prosa, besonders in Relativsätzen, deren Einleitung das Subjekt enthält (z. B. Heiðarvígasaga 72, 8: *á þá á, er heitir Laxá, er fellr ór Svínavatni*), aber auch sonst (*hann sagði honum . . ., hvé fór með þeim Lygi-Torfa* Heid. 76, 6; *hann myndi eigi vilia, at fœri á milli þeira* Gíslas. 43, 16). So sehr es auf der Hand liegt, daß hierbei oft rhythmische Verhältnisse mitspielen, und so berechtigt in jedem Falle die Frage nach dem besondern Ausdruckswert ist (vgl. Delbrück, Zur Stellung des Verbums S. 59 f.), so falsch erscheint es mir, die Sache so zu sehen, als müßte notwendig immer ein besonderer Grund für diese Stellung vorhanden sein, als sei sie Abweichung von einer 'Regel'. Es ist nicht 'Regel' daß das

Verbum im Nebensatz an zweiter Stelle nach der Satzeinleitung stehen oder daß es einen andern Platz haben müßte als im Hauptsatze. Nygaard, der den Stellungsunterschied zwischen Haupt- und Nebensatz überhaupt verkannte, ist mit seinen Formulierungen Norrøn Syntax § 359, c und b zwar über das Ziel hinausgeschossen, aber er hat insofern recht gehabt, als er die fragliche Stellung als normal gelten ließ. Es ist ja nicht einzusehen, warum immer nur ein Stellungstypus der normale, nicht weiter erklärungsbedürftige sein soll. Oder vielmehr: es ist nur zu klar, wie man hierauf verfallen ist: ist es doch das alte Verfahren des wissenschaftlichen Sammlers, die gleichartige Mehrzahl unter eine Regel zu fassen und sie damit als erklärt gelten zu lassen, die abweichende Minderzahl aber beiseite zu schieben und allenfalls nach besonderen Gründen für die Abweichung zu fragen. Aber ebenso klar ist es, daß diese Betrachtungsweise in der Syntax nur vorläufigen Wert hat. Schon bei äußerlicher Betrachtung muß dies einleuchten. Denn die besonderen Gründe reichen, wie ihre Anwälte ausdrücklich zugeben, nur für einen Teil der Fälle aus. Setzt man voraus, daß es auch für die übrigen solche Gründe gibt, so räumt man damit ein, daß dies, wenigstens größtenteils, andere Gründe sind als die, die man schon gefunden zu haben glaubt. Man gelangt also zu der Annahme einer wechselnden Vielheit von Gründen für eine und dieselbe Erscheinung. Das ist offenbar logisch bedenklich. Es ist aber auch psychologisch unhaltbar. Das Denkschema, das mit 'Regel' und 'Ausnahme' arbeitet, ist immer mit der Neigung verbunden, die Häufigkeit der 'Ausnahmen' zu unterschätzen. Das ist die natürliche Kehrseite des Bestrebens, die Gültigkeit der Regel so reich und vielseitig wie möglich zu belegen, sie als möglichst uneingeschränkt erscheinen zu lassen. Auch das Suchen nach besonderen Gründen ist eine Folge dieses Bestrebens: die besonderen Gründe sollen es gleichsam entschuldigen, daß die Regel in gewissen Fällen ihre Kraft nicht bewährt; die Kraft ist auch hier vorhanden, nur zufällig am Wirken verhindert. Doch dies nebenbei: Das Wichtige in unserm Zusammenhang ist das, daß die 'Ausnahmen' fast notwendig unterschätzt und daher nicht als Einheit, nicht in ihrem Zusammenhang miteinander gesehen werden. Mag die Minderheit auch nur einen kleinen Bruchteil der Mehrheit darstellen, sie hat doch das gleiche Recht wie diese, um ihrer selbst willen betrachtet zu werden. Die Minderheit stellt ebenso gut eine Regel dar wie die Mehrheit. Jede von beiden stellt nämlich jetzt eine eingeschränkte Regel dar. Die uneingeschränkte entsteht erst, indem wir beide zusammenfassen. In unserm Falle: der Nebensatz zeigt das Verbum meist an zweiter, oft aber auch an erster, selten an späterer Stelle nach der Satzeinleitung. Eine solche 'Regel' heißt besser eine Beschreibung. Denn sie will noch nichts aussagen über die genaueren Kausalitäten. Der Ausdruck 'Regel' enthält mehr oder weniger deutlich den Anspruch, die Kausalität bereits zu erschöpfen: im Nebensatz steht das Verbum an zweiter Stelle, weil er ein Nebensatz ist; die Stellung des Verbums an dieser Stelle folgt aus dem Begriff des Nebensatzes. Wir begreifen dies, wenn wir uns erinnern, daß die 'Regel' aus der Schulgrammatik stammt, also ursprünglich eine Anweisung war, wie man Sätze in der zu erlernenden Sprache (dem Latein) zu bauen (oder z. B. welches Genus man gewissen Substantiva zu geben) habe. Aus der Schulgrammatik stammt auch der scheele Blick auf die Ausnahmen als die Störenfriede. Bekanntlich hat

man in der Laut- und Formenlehre längst gelernt, die Dinge anders zu sehen. In der Syntax sind wir noch nicht so weit. Hier liegen die Verhältnisse aber auch ungleich verwickelter. Es fehlt der feste Boden des gesetzmäßigen Lautwandels, uns umgibt ein Chaos von sich kreuzenden Analogien, und alle Formen sind unmittelbar bedingt von dem, was sie ausdrücken. Kein Wunder daher, daß das Suchen nach der Ursache auf syntaktischem Gebiet so oft nur tastend vorgehen kann und so selten befriedigende Ergebnisse liefert.

Bleiben wir beim vorliegenden Fall, so scheint mir zunächst festzustehen, daß sowohl der Satz *hann átti konu þá er þórgerðr hét*, 'er hatte eine Frau, die Th. hieß', als auch dieser *hann sendi prest þann er hét þangbrandr*, 'er schickte einen Priester, welcher hieß Th.', die Ursache seiner Wortstellung darin hat, daß die betreffende Stellung üblich war. Zu fragen bleibt: wonach richtete sich die Wahl zwischen den beiden Stellungstypen? und wie erklären sich diese Typen selbst? Die beiden Fragen scheinen eng zusammenzuhängen. Denn wenn wir wissen, wodurch die Wahl der beiden Formen begünstigt wird, so vermuten wir, daß damit auch etwas über ihre ursprüngliche Entstehung ausgesagt sei.

Es gibt, soweit ich sehe, zwei Wege, die zum Ziel führen können. Entweder man untersucht die Bedingungen des einzelnen Falles, den sprachlichen und inhaltlichen Zusammenhang. Auf diese Weise ist man auf die rhythmischen Verhältnisse aufmerksam geworden: wo das Glied, das dem Verbum vorangehen könnte, 'zu schwer' dazu ist, kommt es ans Ende (*Helgi var bróðir þorkels, er bió í Hvammi í Norðrárdal*, 'ein Bruder Th.s war Helgi, der in H. im Tal der Nordach wohnte'). H. verbindet diese Erscheinung mit dem Nebeneinander von *þeir unðu því illa*, 'sie waren damit übel zufrieden', und *þeir unðu illa sínum hlut*, 'sie waren übel zufrieden mit ihrem Lose', und ähnlich. Aber diese Fälle sind insofern anderer Art, als es sich bei ihnen um die Zerreißung eines inhaltlich so eng wie ein einheitliches Wort zusammenhängenden Wortpaars (*una illa*) handelt; diese ist nur möglich durch Elemente, die sich dem abgesprengten Stück akzentuell unterordnen. Man kann nicht sagen, daß die Einleitung des Nebensatzes mit dem Verbum derart eng zusammenhänge. Im Gegenteil: diese beiden scheinen einander meist zu fliehen. Ich glaube nicht, daß die 'Schwere' der hinter das Nebensatzverbum tretenden Elemente ausschließlich oder vorzugsweise phonetisch aufzufassen ist. Es dürfte sich vielmehr um den Fall von § 479, 3 handeln: diese Elemente pflegen 'psychologisches Prädikat' zu sein, sie werden um ihrer selbst willen ausgesprochen. Es liegt also in Nebensätzen dieser Art der gleiche Vorstellungsverlauf vor wie in den meisten Hauptsätzen; sie sind (mit Kern, Deutsche Satzlehre S. 24 f., zu reden, vgl. Körting, Begriff und Teile des grammat. Satzes, Kiel 1905, S. 19) Ausdruck eines Gedankenprozesses, nicht eines Gedankenproduktes. Daher haben sie die Wortstellung von Hauptsätzen. Der soeben angeführte Relativsatz *er bió í Hvammi* . . . ist funktionell ganz gleichwertig mit dem im selben Zusammenhang auftretenden Hauptsatz: *Hann bió á Breiðabólstað í Reykiardal í Borgarfirði*. Dagegen Relativsätze wie *er þórgerðr hét* weichen nicht nur in der Wortfolge von entsprechenden Hauptsätzen (*móðir hans hét Gunnlaug*) ab, sondern auch in der Bedeutung; sie stellen ihren Inhalt als Nebenbemerkung hin, als etwas, was beiläufig, der Vollständigkeit

halber oder als etwas schon Bekanntes, erwähnt wird[1]). Zuweilen trifft man beides nebeneinander: *Ofeigr hét maðr, er bió vestr í Miðfirði á þeim bœ, er at Reykium heitir*, 'O. hieß ein Mann, welcher wohnte im Westlande, am Midfjord, auf dem Hofe, der Zu den Rauchlöchern heißt'; der Name des Hofes ist ziemlich gleichgültig, dagegen liegt dem Erzähler daran, daß seine Zuhörer die richtige geographische Anschauung von dem Schauplatz der beginnenden Saga erhalten; *hann hafði ósætt við þann konung, er réð fyrir Nóregi, er Ali hét*, 'er hatte Zwist mit einem König, welcher herrschte über Norwegen, welcher A. hieß'; man kennt diesen König *Áli enn upplenzki* und wird seinen Namen schon im Sinne haben, sobald die Richtung bezeichnet ist, in der er zu suchen ist, Norwegen, d. h. nach dem Zusammenhang die norwegischen *Upplǫnd*. Nicht überall, wo das Nebensatzverbum voransteht, ist der Begriff des psychologischen Prädikats anwendbar (so wenig wie beim Hauptsatzverbum). Doch liegt immer die Verwandtschaft mit der selbständigen Aussage vor. So in dem Satze *þá hlióp þar skriða nær bœnum, svá at tók sum húsin*, 'da ging da ein Bergrutsch nieder nahe beim Gehöft, so daß es einige Gebäude mitnahm'. Die Hauptsatzfolge wäre *tók sum húsin* (subjektlos, vgl. § 479,2, Nygaard § 336 Anm.). Offenbar biegt der Nebensatz hinter *svá at* in diese Ordnung ein. Das entspricht seiner Bedeutung; er erzählt ja etwas; *ok tók sum húsin* wäre dasselbe bis auf die fehlende Betonung der kausalen Verknüpftheit. Dagegen sagt man z. B. *en er nátta tekr, þá . . .*, 'aber als es zu nachten beginnt, da . . .'; *um morguninn, er lýsa tók*, 'am Morgen, als es hell zu werden begann'; ebenso *þegar er váraði ok ísa leysti*, 'sobald es Frühling wurde und das Eis sich löste'; *þegar er byr gaf*, 'sobald Fahrwind einsetzte'; *enn er á leið vetrinn*, 'aber als der Winter fortschritt'; *er stund liðr*, 'als die Zeit verging'. Alles dies sind Bestimmungssätze im strengen Sinne; ihr Inhalt wird nur nebenbei ausgesprochen, nämlich um des zugehörigen Hauptsatzes willen. Daher die Abweichung ihrer Wortfolge von der des Hauptsatzes (*leið á vetrinn, leysir ísa, tók at morna, tók þá byrr at vaxa*, § 479, 2). Natürlich springt nicht bei jedem Nebensatz die seiner Wortfolge entsprechende Verwandtschaft mit dem Hauptsatz auch inhaltlich deutlich in die Augen. Oft zeigt nur die Wortfolge, wie der Nebensatz gedacht ist.

Der zweite Weg wäre, zu fragen, welche formalen Vorbilder außerhalb der beiden Nebensatztypen auf diese eingewirkt haben können. Man kann also versuchen, durch Erweiterung des Beobachtungsfeldes die Zusammenhänge aufzuklären. Diese Frage ist im bisherigen schon zur Hälfte beantwortet worden: die Nebensätze mit vorangestelltem Verbum sind in der Wortfolge von den Hauptsätzen beherrscht. Wir kamen zu dieser Auffassung von der Bedeutung jener Nebensätze her, die der Bedeutung von Hauptsätzen entsprach. Es zeigte sich aber sogleich, daß mit dieser Bedeutungsentsprechung ein formaler Parallelismus zusammengeht. Ein solcher Parallelismus ist eben das, wonach wir hier fragen. Gibt es nicht auch ein formales Vorbild für die Nebensätze mit hauptsatzwidriger Stellung? Gewiß: die infiniten Verbalformen haben sehr oft solche

[1]) Solche beiläufigen Relativsätze lassen sich auffassen als eine Abart der logisch bestimmenden: *þess sver ek, at verða þess manz bani, er þinn banamaðr verðr*, 'das schwöre ich, des Mannes Töter zu werden, der an dir zum Totschläger wird'.

Elemente vor sich, die ein Verbum finitum im Hauptsatz hinter sich haben müßte, im Nebensatz aber ebenfalls vor sich haben kann. Man vergleiche *hann sagði þetta*, 'er sagte dies', mit *hann hefir þetta sagt*, 'er hat dies gesagt', und mit *sá er þetta sagði*, 'welcher dieses sagte'; *þeir váru í ríkinu*, 'sie waren im Reiche', mit *þeir þóttuz í vera ríkinu*, 'sie glaubten im Reiche zu sein', und mit *þeim er í váru ríkinu*, 'denen, die im Reiche waren'. Jeweils die beiden letzten Formen müssen unter sich enger assoziiert gewesen sein als mit der ersten. Eine Assoziation derselben Art ist diejenige, die z. B. zwischen got. *saei ubil tawida* und *sa ubiltōjis* bestanden hat. Der Kompositionstyp *ubiltōjis* ist aber bekanntlich sehr alt. Sagte man *saei ubil tawida,* so lagen Ausdrücke wie *sa ubiltōjis* dem Bewußtsein näher als Hauptsätze wie *sa tawida ubil.* Umgekehrt verhielt es sich, wenn man sagte *saei tawida ubil.* Offenbar handelt es sich hier nicht bloß um eine formale Ähnlichkeit, sondern zugleich um Bedeutungsverwandtschaft. Das Gemeinsame ist die Geltung als Satzglied oder (wiederum mit Kern zu reden) als Gedankenprodukt, die, wie wir soeben fanden, die Nebensätze mit hauptsatzwidriger Stellung kennzeichnet gegenüber denen mit Hauptsatzstellung.

Die hauptsatzwidrige Stellung geht im aisl. Nebensatz nicht so weit wie beim Verbum infinitum. Man findet massenhaft Wortfolgen wie diese: *þóttiz hann ór heliu heimtan hafa,* 'er hatte das Gefühl, ihn aus der Unterwelt zurückerhalten zu haben'; *þykkiumst ek frá ykkr feðgum þessa hafa sízt maklegr verit, þvíat ek hefi ykkr lítit eða ekki mein gert,* 'ich finde, daß ich von euch einer solchen Behandlung am wenigsten wert gewesen bin, weil ich euch wenig oder kein Böses getan habe'. Vgl. § 481, 1. Ein Nebensatz mit der Folge *at ek hann ór heliu heimtan hafa* wäre im Aisl. unerhört; ebenso *at ek hann ór heliu heimta.* Dagegen im Nhd. und in den älteren südgerm. Sprachen wären solche Fügungen normal, und auch die anord. Dichtersprache kennt sie. Das Aisl. wird sie also sekundär eingebüßt haben. Der Kreis der Stellungsmöglichkeiten ist eingeengt worden.

Auch im Hauptsatz ist dies geschehen. Das ältere Awestnord. konnte ohne Zweifel das Verbum über die zweite Stelle nach hinten schieben, und zwar nicht bloß, wenn der Satz mit *en,* 'aber', begann (*en Olafr ferr nú heim*). Dieses Überlebsel erklärt sich übrigens aus der Bedeutung der Partikel (**anþi* 'dagegen'), die den Gedanken sehr oft auf ein anderes Element als das Verbum mit Notwendigkeit hinlenkt. Auf welche Weise das Aisl. die freie Stellung des Hauptsatzverbums beschränkt, und wie im Vorgeschichtlichen Nordisch das Verhältnis von Haupt- und Nebensatz ausgesehen hat, das sind schwierige Fragen. Jedenfalls stellt sich die freie Bewegung des aisl. Verbums zwischen erster und zweiter Stelle als ein Rest der alten größeren Beweglichkeit dar. Schon unter diesem Gesichtspunkt muß die Tendenz verwerflich erscheinen, eine dieser Stellungen zur regelmäßigen und die andere irgendwie zur Ausnahme zu stempeln. Auch bei H. ist diese Tendenz zu spüren. Er lehrt, *gekk hann inn*, 'ging er hinein', sei 'bewegte' Stellung — im Gegensatz zu der 'ruhenden' *hann gekk inn* —, doch habe diese Folge in bestimmten Fällen (§ 479) als die 'ruhende' zu gelten. Man sieht, das System ist etwas verwickelt. Und ich gestehe, daß die Notwendigkeit der Unterscheidung von 'ruhend' und 'bewegt' mir auch sachlich nicht einleuchten will. Was in § 478 gesagt wird über die gewohnheitsmäßige Spitzenstellung im ruhigen Fluß

der Erzählung oder Darlegung, dürfte eher geeignet sein, den Begriff des 'Bewegten' zu verdunkeln, als jene Unterscheidung zu stützen. Denn es sieht hier so aus, als bestehe die Bewegtheit darin, daß das Verbum die Geschichte (schnell, ohne Pause) weiterführt, während die Erklärung in § 472 von einem 'seelischen Antrieb' spricht und somit doch wohl an etwas anderes denken läßt (vgl. übrigens Erdmann, Syntax I § 211). Das 'Weiterführen' scheint aber in der Tat dem Kern der Sache nahezukommen: es ist der natürliche Vorstellungsablauf, der das Verbum so oft an die Spitze bringt. Dies ist zunächst da der Fall, wo beim Fortgang der Erzählung kein neues Subjekt auftritt, also nicht bloß in den gewöhnlich so genannten subjektlosen Sätzen, sondern auch da, wo das Subjekt dasselbe bleibt oder sich sonstwie von selbst versteht, ferner da, wo das gleichbleibende Subjekt wiederholt wird, sei es behaglich als Substantivum oder Name (vgl. '*þórðr*' § 478), oder als Pronomen, und dann enklitisch hinter dem Verbum steht (was nicht allein beim Pronomen, sondern auch beim Nomen häufig ist; vgl. Ries, Wortstellung im Beowulf 136 ff.).

Hierher müssen auch Fälle gerechnet werden wie dieser: *hǫfðu þeir þessu lokit ǫllu, áðr dagaði, fóru þá síðan til skips síns, lǫgðu þegar út ór ánni, fóru síðan ferðar sinnar,* 'sie waren mit all diesem fertig, ehe es Tag wurde, gingen dann an Bord, steuerten sogleich aus dem Fluß hinaus, segelten dann ihres Weges', also parataktische Perioden, in denen wir im Deutschen bis heute Spitzenstellung der subjektlosen Verba haben. Denn mit Spitzenstellung des Verbums haben wir es immer dann zu tun, wenn eine nach Pause einsetzende neue Aussage mit dem Verbum beginnt. Dieser Fall liegt in dem angeführten Redestück (und ebenso in seiner nhd. Wiedergabe) dreimal vor. Daß man jedesmal, wenn man will, das Subjekt 'ergänzen' kann (wobei man eine unerhörte Ausdrucksform herstellen würde), und daß nach dem Schulbegriff des 'Satzes' die mit den Verben anhebenden Aussagen keine Sätze sind, sondern nur Satzteile, dies alles tut vorerst nichts zur Sache. Die Verhältnisse liegen im Aisl. (und in den andern altgerm. Sprachen) klarer als im Nhd. (wenigstens als in der nhd. Schriftsprache). Denn Aussagen wie die angeführten mit Spitzenstellung des subjektlosen Verbums kommen im Aisl. auch da vor, wo nicht ein nahe vorausgegangenes Subjekt, sondern nur der Zusammenhang das Agens im Vordergrunde des Bewußtseins gegenwärtig hält: *Fóru síðan af þingi*, 'sie gingen dann vom Ding', d. h. die Personen der Erzählung verließen mit der übrigen Dinggemeinde das Ding (Ísl. Fornss. 1, 78); *Fara nú heim við svá búit,* 'sie gehen nun ins Haus, nachdem dies abgemacht', 'sie' sind zwei streitende Parteien (Zwei Isl.-Gesch. 26, 12). Auch die subjektlose 3. Person Plur. als Ausdruck des unbestimmten 'man' gehört hierher, wie wir sie in der älteren (Dichter-) Sprache bei den Verben *kveða* und *heita* haben: *kóðo harðan miǫk hornung vera,* 'man sagte, der Bastard sei sehr kampftüchtig'[1]). Dieser Fall steht

---

[1]) Dem anord. *kveða* 'man sagt' entspricht ahd. *quedent* Würzb. Markbeschr. 2, 16 (*Sô sagant daz sô sî Uuirziburgo marcha . . . unde quedent daz . . .*). Die Stelle wird falsch beurteilt von Held, Das Verbum ohne pronominales Subjekt (Berlin 1903) S. 25 f. Es gilt allgemein, daß der sprachgeschichtliche Quellenwert der altgerm. Übersetzungen nur bei Vergleichung a l l e r altgerm. Originalliteratur sicher festgestellt werden kann.

bereits den im engern Sinn subjektlosen Verba (wie *rignir*, 'es regnet') nahe; mit diesen hat er gemein, daß an kein durch den Zusammenhang geliefertes Agens gedacht wird. Der darin liegende Bedeutungsunterschied gegen die zuerst genannten Ausdrucksweisen spiegelt sich sprachlich darin, daß die 'man'-Formen nicht an die Satzspitze gebunden sind (vgl. *æ kveða bandingia bifaz,* 'immer, sagt man, zittert ein Gefangener'), während von den Verben mit vorausgegangenem Agens dies gilt (mit der Einschränkung, daß ihre Spitzenstellung durch *ok* gedeckt sein kann). Der Sinn dieser Unterscheidung liegt nahe: das Haften des Verbums mit vorausgegangenem Agens an der Satzspitze muß mit dem vorausgegangenen Agens zusammenhängen, nun erzwingt ein ausgesprochenes Agens (Subjekt), das die Aussage eröffnet, unmittelbare Folge des Verbums, also hat das bloß gedachte Agens auf die Stellung des Verbums denselben Einfluß wie das sprachlich verwirklichte; von der Seite des Vorstellungsverlaufs gesehen, ist die Spitzenstellung des Verbums mit vorausgegangenem Agens dasselbe wie die Kontaktstellung Subjekt + Verbum. Man kann demnach mit gutem Recht sagen, das Spitzenverbum 'führe weiter', und es 'hake ein' in das Vorangehende (Heusler § 478).

Andererseits hat es auch einen guten Sinn, wenn man davon spricht, daß das Subjekt in den germ. Sprachen das Verbum 'anziehe'. Nur schwerlich den phonetischen Sinn, den man gewöhnlich im Auge hat. Denn das vorausgegangene Agens ist phonetisch ja gar nicht vorhanden; selbst als erinnertes Wortbild dürfte es nur ausnahmsweise (bei sehr kurzem Abstaud) vorhanden sein.

Auch andere Umstände weisen darauf hin, daß das Subjekt, indem es das Verbum an sich zieht, dies nicht als Lautkörper, vermöge stärkerer Betonung, tut. Erwähnt sei nur das eine: sehr oft besteht das Subjekt aus einer mehrgliedrigen Wortgruppe, die selbst in sich akzentuell abgestuft ist, und von der durchaus nicht einleuchtet, wie sie als Magnet auf ein enklitisches Element wirken sollte. Man kann diese Betrachtung erweitern auf andere voranstehende Satzteile, von denen ja auch gilt, daß sie das Verbum anziehen. Dann fällt besonders der sog. Vordersatz auf. Man hat die Voranstellung des Verbums im Nachsatze damit erklärt, daß es dem Vordersatz gegenüber die Entwicklung der Rede weiterführe (Braune, Forschungen z. dtsch. Phil. 37). Dieses Weiterführen ist aber offenbar auch hier nichts anderes, als was das Verbum in Kontaktstellung tut (Erdmann, Deutsche Syntax 1, 184; Nygaard, Arkiv 16, 217 f.). 'Das Verbum führt weiter (hakt ein)' und 'das Verbum wird angezogen' sind zwei Namen für dieselbe Sache, die einfach beschreibend heißt 'das Verbum steht an zweiter Stelle'. Hieraus erhellt aber, daß für die Stellung des Verbums die Bedeutungsseite der Sprache das Ausschlaggebende ist, nicht die Lautverhältnisse. Die Einheit dessen, was wir in der Wortstellungslehre die 'erste Stelle' nennen, liegt durchaus in der Bedeutung. Wir zählen ja die 'Satzglieder', d. h. wir bestimmen die Einheiten nach der Bedeutungsrolle, die sie im Zusammenhang spielen; wir zählen nicht die Wörter, geschweige denn die Akzente. Wir arbeiten also mit etwas, wovon wir geradezu sagen können, es existiere lautlich nicht, und wir erkennen dieses Etwas als wirkend. So wirkt auch das vorangegangene Agens, obgleich es lautlich nicht existiert, und wir müssen mit ihm arbeiten.

Ist das Spitzenverbum durch *ok* gedeckt, so ist der Vorstellungsverlauf ein anderer. Es schwebt dann nämlich aus dem Vorausgehenden

nicht bloß ein Agens vor, sondern auch eine Tätigkeit; in der Regel ist nicht bloß ein Subjekt vorausgegangen, sondern auch ein Verbum. Diese Verbalhandlung ist es, an die das *ok* die Handlung des Spitzenverbums [1]) anknüpft. Daher steht *ok* zwar häufig in der parataktischen Periode, pflegt dagegen zu fehlen, wo die Erwähnung des Agens weiter zurückliegt, weil dann eine bestimmte mit diesem verbundene Handlung meist nicht mehr vorschwebt.

Ein Mißverständnis wäre es, wollte jemand aus der Rolle des unausgesprochenen Agens den Schluß ziehen, die Spitzenstellung des Verbums sei 'nur scheinbar' und nicht als Spitzen-, sondern als Kontaktstellung zu werten. Die Sprachwissenschaft hat es mit der Sprache zu tun. Sie kann diese zwar nicht verstehen, ohne die Seelenvorgänge, die hinter dem Sprechen liegen, zu berücksichtigen. Aber Sprechen und Denken decken sich keineswegs, und für das Sprechen ist das Sprechen selbst ebenso wichtig wie das Denken. Daher gehört zum Verständnis der Sprachvorgänge notwendig eine Beschreibung der Sprachformen. Eine solche Beschreibung strebt auch die Wortstellungslehre an. Beschreiben und Erklären sind auch für sie zweierlei.

Das Verbum, das durch ein vorausgegangenes Agens an die Spitze gezogen wird, ist eine uralte Erscheinung. Darauf möchte ich wenigstens kurz noch eingehen. Der Zusammenhang der Belege zeigt, daß auch die Dichtersprache hier als Zeuge dienen kann. Þrymskviða 21: *Senn vóro hafrar heim um reknir . . ., skyldo vel renna,* 'bald waren die Böcke heimgetrieben, sollten munter traben'. Sig. sk. 1: *Ár var, þats Sigurðr sótti Giúka . . ., tók við tryggðom tveggia brœðra, seldoz eiða, eliunfrœknir,* 'vor Zeiten war's, daß Sigurd Gibich besuchte, empfing die Treugelübde der zwei Brüder, schwuren einander Eide, die Kraftkühnen'. — Beowulf 47 f.: *þagyt hie him asetton segen gyldenne, heah, ofer heafod, leton holm beran, geafon on garsecg,* 'und dann stellten sie ihm noch ein goldenes Banner hoch zu Häupten, ließen das Meer (ihn) tragen, übergaben (ihn) der Flut'. 34: *aledon þa leofne þeoden . . . on bearm scipes,* '(die Gefolgsleute — die unmittelbar vorher nicht genannt sind —) legten dann den lieben Herrn . . . in den Schoß des Schiffes'. — Otfrid 1, 1, 5: *Tharana datun sie ouh thaz duam: ougdun iro wisduam,* 'damit setzten sie sich auch dieses Denkmal: zeigten ihre Weisheit'. Hartman, Iwein 3950 f.: *des wart in unmuote der lewe, wânde er wære tôt,* 'darob ward traurig der Löwe, glaubte, er sei tot' (Fälle wie dieser, wo das letzte Subjekt dem Spitzenverbum unmittelbar vorausgeht, stehen der Mischform ἀπὸ κοινοῦ nahe) [2]). — Wir hören aus diesen

[1]) Ich sage 'die Handlung des Spitzenverbums', nicht 'das Spitzenverbum', weil die durch 'und' verknüpften Handlungen nicht durch Verben ausgedrückt zu sein brauchen. Vgl. ne. *Up and spake an eldern knight* (Sir Patrick Spence). In dem aisl. Satze *Nú ferr Glúmr út til Íslandz ok heim til Þverár,* 'nun begibt sich G. hinaus nach Island und heim nach Thverá', verknüpft *ok* nicht etwa die adverbialen Bestimmungen, sondern die Verbalbegriffe 'segelte' und 'ritt'. Entsprechend in Wendungen wie *gengu út ok inn.* 'sie gingen hinaus und wieder hinein'; hier handelt es sich um die beiden Gehhandlungen. Dagegen werden in *yfir ok undir stóðomk iọtna vegir,* 'über und unter mir lagen Felsen' (Háv.), wirklich zwei Raumvorstellungen unmittelbar aneinander gefügt.

[2]) Einwandfreie Prosabelege bietet in großer Zahl die ahd. Matthäus-

Sätzen heute noch unmittelbar die Umgangssprache heraus (und zwar die der literarisch Ungebildeten, denn die literarische Sprache kennt Asyndeton und Subjektlosigkeit nur in engeren Grenzen). Es ist aber weiterhin auch nicht schwer, diese Umgangssprache herauszuhören aus folgenden Redestücken, die ohne viel Suchen aus Caesars Bellum Gallicum herausgegriffen sind. 5, 20: *Trinovantes . . legatos . . mittunt; petunt, ut . . .* 5, 46: *Caesar . . nuntium . . ad M. Crassum mittit; iubet media nocte legionem proficisci* (ganz ähnliche Anfügungen von Verba dicendi und sentiendi sind im Aisl. beliebt, und im Ahd. entspricht das beliebte asyndetisch angefügte *quad, quâtun*, Held a. a. O. 35. 59; vgl. 28). 6, 38: *Hic . . ex tabernaculo prodit; videt imminere hostes . .; capit arma a proximis atque in porta consistit.* 1, 1: *una pars . . initium capit a flumine Rhodano; continetur Garunna flumine, Oceano, finibus Belgarum; attingit . . flumen Rhenum; vergit ad septentriones. Belgae ab extremis Galliae finibus oriuntur; pertinent ad inferiorem partem fluminis Rheni; spectant in septentrionem et orientem solem.*

Im Lat. und im Altgerm. — d. h. in den germ. Sprachdenkmälern bis rund zum Jahre 1000 — war die Spitzenstellung des Verbums mit vorausgegangenem Agens zwar beliebt, aber nicht Gesetz; ebenso wie die Kontaktstellung des Verbums zwar oft vorkam, aber nicht Gesetz war. Für Nachstellung des Verbums trotz vorausgegangenem Agens genügen einige ahd. und eddische Belege: *Ih faru dhir fora endi chidhuuingu dhir aerdhriihhes hruomege, êrîno portûn ih firchnussu, iisnîne grindilâ firbrihhu, endi dhiu chiborgonun hort dhir gibu* = Ego ante te ibo et gloriosos terrae humiliabo, portas aereas conteram et vectes ferreos confringam et dabo tibi thesauros absconditos (Isidor-Übers.); *see miin sunu . . . Ni uuidarstrîtit noh ni hrôfit, noh ni gahôrit einîch in heimingum sîna stimna; rôrea gaflaclita ni forbrihhit enti riuhhantan flas ni leschit* (Matth.-Übers. 12, 19 ff.); — *Hittoz æsir á Iðavelli, . . . afla lǫgðo, auð smíðoðo, tangir skópo, ok tól gørðo,* 'es trafen sich die Asen auf dem Idafelde, Herde anlegten, Goldgerät schmiedeten, Zangen schufen und Werkzeuge machten' (Vǫlospá); *einn vakði Gunnarr, . . . fǫt nam at hrœra,* 'G. allein war wach, die Betttücher begann (er) zu rühren' (Brot). Solche Stellungen kommen Junggermanisch — d. h. in den germ. Prosatexten, die jünger sind als rund 1000 — nicht mehr vor. Das Verbum mit vorausgegangenem Agens hat die zweite Stelle ebenso geräumt wie das mit vorausgehendem Subjekt (und überhaupt das an dritter Stelle stehende Verbum) die dritte Stelle. Der Vorgang ist dem Nord- und Südgerm. gemeinsam. Also muß er mit bedeutenden Anfängen in die gemeingerm. Zeit zurückreichen. Dieser Schluß wird bestätigt namentlich durch das Aussehen der ags. Prosa. Hier hat die Kontaktstellung des Verbums ausgesprochen das Übergewicht. Den Fall des vorausgegangenen Agens finde ich in König Alfreds Bericht über Ohthere und Wulfstan nur ein-

---

übersetzung, wenn sie lat. Participia auflöst, z. B. *siin muoter enti bruoder stuontun ûze, sôhhitun siin gasprâhhi* = mater eius et fratres stabant foris quaerentes loqui ei; *in demo tage genc Jesus ûz fona hûs, saz bi sêuue* = in illo die exiens de domo sedebat secus mare; *hueo quâmi dû hera in, ni habês brûthlauftîc kauuâti* = quomodo huc intrasti non habens vestem nuptialem (*ni* ist wie ein Präfix zu werten); *enti genc duo Jesus nâhôr, sprah za im, quad* = Et accedens Jesus locutus est eis dicens.

mal, und zwar mit Spitzenstellung des Verbums (*þá fór hé norðrihte be þæm lande: lét him ealneweg þæt weste land on ðæt stéorbord*). Die ahd. und got. Übersetzungsprosa kann von den Häufigkeitsverhältnissen kein zuverlässiges Bild geben; auch gute Übersetzer konnten unter dem Einfluß ihrer Vorlagen seltene Wortstellungstypen ungebührlich bevorzugen; hätten wir originale Prosa zum Vergleich, so würde sie vermutlich dem volkstümlichen Ags. und der Sagaprosa näher stehen. Wir dürfen also schließen, daß schon in gemeingerm. Zeit die erste und zweite Stelle die bevorzugten Plätze für das Verbum waren, und daß in den Fällen, wo das Aisl. Spitzenstellung verlangt, diese bereits vorherrschender Gebrauch war. Der Unterschied gegen die aisl. Prosa bestand darin, daß neben den bevorzugten Stellungstypen auch noch andere vorkamen (darunter Endstellungen wie *Varr Vǫrum varnagla sló*, 'der Vorsichtige dem Vorsichtigen Vorsichtsnägel schlug', *greyiom sínom gullbǫnd sneri*, 'seinen Hunden Goldbänder einflocht', vorherrschend im Ynglingatal), daß also die Wortstellung noch mannigfaltiger und insofern noch freier war. —

Ich verkenne nicht, daß das Spitzenverbum oft einen andern Gefühlswert hat als das Verbum an zweiter Stelle: es verrät eine lebhaftere Beteiligung des Sprechers. Dieser Eindruck entsteht aber, soweit ich sehe, nur dort, wo auf das Spitzenverbum ein Element folgt, das annähernd gleichen Anspruch auf Voranstellung hat wie jenes. Dann scheint das Verbum sich vorzudrängen. Ein solcher Anspruch beruht nicht in erster Linie auf habitueller Wortfolge im gewöhnlichen Sinne, denn die partes orationis dürften für das naive Sprechen nicht allzuviel bedeuten, sondern er beruht hauptsächlich auf dem natürlichen Vorstellungsverlauf. Z. B. stehen Orts- und Zeitadverbien sehr oft voran, weil sie sehr oft die vorliegende Situation (*hér, þar*) oder die dem Erzählenden vorschwebenden Umstände (*þá*) aufnehmen. Vgl. H. § 484, wo fein beobachtet ist, daß *hér fara herskip*, 'hier segeln Kriegsschiffe', die 'ruhende' Stellung ist. Sagte man *fara hér herskip*, so hatte sich die Hauptsache — daß segelnde Kriegsschiffe gesehen worden sind — mit besonderer Lebhaftigkeit geltend gemacht und die Äußerung *fara herskip* angeregt, die durch ihre Kürze den Charakter des erregten Ausrufs haben würde (noch erregter wäre *herskip!*). Mit dieser Äußerung kreuzt sich die andere, die ganz ruhig ist: *hér fara herskip*, und das Ergebnis ist *fara hér herskip*. Hier kann also das Spitzenverbum mit Recht 'bewegt' heißen. Aber das liegt nicht an der Spitzenstellung an sich, sondern an den Umständen, unter denen sie auftritt. *Ferr Glúmr heim*, 'es geht G. heim', ist nicht bewegt, wohl aber *ferr nú Glúmr heim*, denn *nú* hätte Anspruch auf Voranstellung, es könnte aber auch fehlen, ohne der Äußerung etwas Erregtes zu geben. Auch das Subjekt kann diese Rolle spielen, doch nicht weil es Subjekt ist.

Außer in 'ruhend' und 'bewegt' teilt H. in 'gewohnt' und 'augenblicklich' (= 'usuell' und 'occasionell'). Ich muß hier — also nicht nur H. gegenüber — wiederum betonen, daß auch das sog. 'Augenblickliche' mit Gewohnheit zusammenhängt. Und zwar nicht bloß in dem Sinne, daß auch die 'Augenblicksstellungen' jeweils zusammen recht zahlreich sind. Wer möchte z. B. behaupten, die Stellung *víg hefi ek at segia þér*, 'einen Totschlag hab ich dir zu melden' (§ 486) sei ungewöhnlicher als *ek hefi þér víg at segia*? Es verhält sich doch eher umgekehrt. Der Mann, der in der Lage ist, jenen Satz auszusprechen, wird ihm gewöhnlich eben diese Form geben, denn *víg* verlangt als das wichtigste Stück dessen,

was ihm vorschwebt, zuerst nach Ausdruck (und nach starker Betonung, vgl. Brugmann, Kurze vergl. Gramm. 678). Nicht in der Abweichung vom Gewohnten liegt der Reiz und — möchte ich hinzufügen — liegt das Wesen solcher Ausdrucksformen, sondern in der Zwanglosigkeit, mit der die Sprache den Vorstellungsverlauf abbildet. Ob der Begriff 'gewohnt', der aus unserer Lektüre oder aus unsern Zählungen stammt, die Natur der Sache trifft, ist sehr fraglich. Denn das Gefühl des Gewohntseins richtet sich (soweit nicht völlig Ungewohntes beteiligt ist) bei den Sprechenden schwerlich nach dem grammatischen Stellungsschema allein, ohne Rücksicht auf seinen Ausdruckswert. Und auch die Schemata selbst hatten jedenfalls für die alten Isländer andere Häufigkeitsverhältnisse als für den modernen Sagaleser, weil die Sagas trotz ihrer Dialogfülle doch ein sozusagen unnatürliches Übergewicht des ruhigen Berichts aufweisen.

Heuslers Wortstellungslehre bezeichnet einen unzweifelhaften Fortschritt über Nygaard hinaus. Das zeigt sich schon darin, daß die grammatischen Schemata, die bei dem Vorgänger alles beherrschen, vermieden sind. Dieser wird im einzelnen berichtigt (beim attributiven Adjektiv, wo Nyg. sich so auffallend geirrt hat, hatte schon Kahle, § 470, das Richtige gesehen) und nach verschiedenen Richtungen aus dem Sprachgefühl des feinen Sagakenners heraus ergänzt (vgl. etwa § 488).

Dies Urteil gilt auch für die andern Teile der Syntax. Man findet auch hier mehrfach neue und gute Beobachtungen (§§ 407. 410 Anm. 419 Anm. 448. § 454 Anm. bedeutet einen methodischen Fortschritt über Nyg. § 248 ff. § 446 Anm. und andere Stellen enthalten verdienstvolle, ziemlich reichhaltige Sammlungen, wobei zur Sache bemerkt sei, daß auch Ausdrucksweisen wie *at hefna Hallz . . ., þvíliks manz sem hann var,* mit Kongruenz also, vorkommen). Durchweg machen sich ein feineres Wahrnehmungsorgan und eine anschmiegsamere Betrachtungsweise geltend, als man in syntaktischen Darstellungen gewohnt ist. Wenn der Verf. im Vorwort meint, wer die syntaktischen Kapitel durchgearbeitet habe, werde der Sprache der Heimskriugla und der Niála ein gewisses Gefühl entgegenbringen, so hat er vollauf recht. Meine Einwände können bei dem ganzen Stande der Syntaxforschung nicht als Tadel gemeint sein.

Über die beiden verschiedenen Bedeutungen des Superlativs meinte Nyg. (§ 62) lehren zu können, daß die eigentliche Superlativbedeutung an der starken Form hafte, die sog. elativische an der schwachen. Ohne Anmerkungen mit ziemlich viel Ausnahmen konnte er dies nicht durchführen. Bei H. (§ 391) finden wir denn auch die Regel in weniger zugespitzter Formulierung, der man die Skepsis des Verf.s anmerkt. Ich meine, H. schätzt das Richtige daran noch zu hoch ein. Man darf die Sache so fassen: Viele Superlative (nicht bloß einzelne) werden so oft übertreibend gebraucht, daß die Absicht der Übertreibung nicht mehr gefühlt wird. So besonders in Verbindungen wie *hann var manna sterkastr,* 'er war der stärkste der Männer', d. i. 'ein ungewöhnlich starker Mann', *allra kvenna vænst,* 'aller Frauen schönste', und in solchen wie *var sú fǫr in frægasta,* 'diese Reise war die berühmteste' (Fms. 7, 66, vgl. *varð sú fǫr allfræg,* 'diese Reise wurde hochberühmt', Hkr. 2, 249), *it mesta illmenni,* 'der größte Schurke'. Hier liegen wohl Fälle zu Grunde, wo eine Einschränkung hinzuzudenken war: 'der stärkste der (etwa beim Ringkampf) anwesenden Männer', 'die schönste aller Frauen im Bezirk', 'der größte Schurke, von dem man weiß'. Wo eine derartige Einschrän-

kung ausgedrückt ist, setzt sie der Übertreibung eine Grenze, braucht sie aber nicht ganz auszuschließen: *hann var kallaðr vitrastr maðr í Svíaveldi,* 'man nannte ihn (isländische Zurückhaltung!) den klügsten Mann im Schwedenreich'. Ausgeschlossen ist der übertreibende Sinn bei solchen Adjektiven, deren Bedeutung (gegebenenfalls in Verbindung mit dem Nomen) jede Gefühlsbetonung auszuschließen pflegt: *hit ýzta skip,* 'das am weitesten außen liegende Schiff', *hinn elzti, hinn yngsti, sitia it næsta.*

In §§ 397. 398 wird — m. W. zum erstenmal — der syntaktische Sinn des aus der Formenlehre bekannten Verhältnisses aufgedeckt, daß die mangelnden Formen des Personalpronomens *hann, hón* durch die betreffenden Formen von *sá* ersetzt werden. *þat, þeir* usw. sind nicht bloß 'demonstrativ', sie entsprechen auch unsern *es, sie,* während *sá, sú* unsern *er, sie* nicht entsprechen, sondern nur unsern *der, die.* Dies ist ganz richtig. *Hann, hón* unterscheiden sich von *sá, sú* durch deutlich schwächere Deixis. Genauer: *hann, hón* beleuchten eine Person (oder Sache) als ohnehin oder längst bekannt; *sá* nimmt den eben Genannten wieder auf, geht also auf etwas Neues (und daher stärker Betontes). Vgl. Vegtamskviða 9, 3: *hann* = Hǫðr, dieser ist, wie auch sein unvermitteltes Auftauchen 9, 1 andeutet, sowohl für die Hörer wie für Odin, seinen Vater, ein alter Bekannter; dagegen Vegt. 11, 3: *sá* = Váli, ein noch Unbekannter, der erst geboren werden soll; 5, 1: *sá* = der Helhund, ein neuartiges, erstaunliches Wesen; Grottasǫngr 22, 5: *sá* = *Yrsu sonr,* der noch unbekannte wunderbare Rächer, der Fróði erschlagen soll. Im ersten Helgiliede heißt der Held, der eben geboren ist, 2, 5 *þann,* 6, 7 *sá* (= *burr Sigmundar* den der Rabe neuerdings zum erstenmal gesehen hat und nach seinem Äußern beurteilt), 7, 1 *sá*; von 9, 5 an aber heißt er *hann,* weil er nachgerade ein Bekannter geworden ist und weil es wie eine Achtungsverletzung klänge, den erwachsenen jungen Fürsten nicht als solchen zu behandeln. Hyndluliód 35, 5 und 38, 1 heißt der neugeborene Gott, wie zu erwarten, *sá,* in Str. 37 dagegen *hann*: daraus folgt, was auch aus andern Anzeichen hervorgeht, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. Zwei Isländergesch. ed. Heusler[2] 3, Z. 28 ff.: Blundketill kennt den Norweger durch dessen Vater, daher spricht er von ihm als *hann.* Eyrbyggia ed. Gering 103, 7: *hann var goldinn,* = *skattrinn,* weil die Abgabe seit alters bezahlt wird, *sá* würde auf die einzelne Zahlung gehen, auf die die Leute des Jarls warten sollten. Dagegen *þat, þeir* gehen nicht bloß, wie *sá,* auf das Neue, eben Genannte, sondern auch auf das Altbekannte (so z. B. meistens in dem Typus *þeir berserkir*). Daß *sá* dies nicht tut, beleuchtet gewisse Feinheiten seines Gebrauchs. Vgl. Hymiskviða 11, 8: *Véorr heitir sá,* als ob *þórr* ein Unbekannter wäre, er soll ja vom Riesen nicht gleich erkannt werden. Mit der Eigenschaft von *sá,* auf etwas Neues hinzuweisen, stimmt seine vorausweisende Funktion (§ 397, 2) gut überein. Daß *hann, hón* immer den Altbekannten bezeichnen, ist z. B. deutlich da, wo sie vor dem Namen stehen: *hann þórir, hón Ingibiǫrg.* Darin liegt eben der besondere stilistische Wert dieser Ausdrucksweise. Vgl. etwa Gislas. 40, 16: der erwachende Gatte glaubt, seine Frau habe ihn angestoßen, *hón þórdís,* worin der Gedanke liegt: das war ja natürlich Thordis — sie ist es aber nicht gewesen, sondern der Rächer, der dem Schlafenden ans Leben will. Ist der Betreffende nicht wirklich ein alter Bekannter, so hat die Ausdrucksweise etwas Wohlwollendes, Vertrauliches, und tritt sie häufig auf, so gibt sie der Erzählung ein Gepräge von allgemeiner Menschen-

liebe des Erzählers, so oft in geistlicher Literatur (s. Fritzners Beispiele). Wie Ivar Aasen berichtet, gilt in der norwegischen Volkssprache der Zusatz von *han* vor dem Namen als ein Erfordernis des Anstandes.

Beim Personalpronomen könnte erwähnt sein, daß *hann, hón* auch auf Sachen gehen und daß ihr anaphorischer Gebrauch ähnlich frei ist wie der des mhd. *er* (Paul, Mhd. Gramm. § 219, Vigfusson unter *hann*).

An der Kasuslehre (§ 365 ff.) ist gute Übersichtlichkeit zu rühmen. Und doch fühlt man auch hier, wie undankbar die Aufgabe ist, den Kasusgebrauch einer idg. Einzelsprache beschreibend darzustellen. Besonders verwirrend und widerspruchsvoll ist das Bild, das der Genetiv zeigt. Nun bezweifelt wohl niemand, daß solche zusammenhanglosen Bilder dadurch entstanden sind, daß bei allmählicher Entwicklung immer neuer Gebrauchsweisen die alten neben den jüngeren und viel jüngeren teilweise erhalten blieben. So zeigt uns ein beliebiger Querschnitt durch eine Sprachentwicklung das, was nacheinander entstanden ist, gewissermaßen nebeneinander auf eine Ebene projiziert. Folglich ist angesichts jedes solchen Querschnitts der Versuch berechtigt, aus dem Nebeneinander das Nacheinander zurückzugewinnen. Das Ergebnis muß natürlich an den verwandten Sprachen nachgeprüft werden. Aber einen andern Weg zur Urbedeutung und Bedeutungsentwicklung der idg. Kasus dürfte es nicht geben als den, der mit der allseitigen Untersuchung einer einzelnen Sprache beginnt. Eine solche Untersuchung hat aber auch für die Betrachtung der Einzelsprache den Vorteil, daß sie sinnvollen Zusammenhang in das Chaos ihres Kasusgebrauchs bringen kann. Beides zusammen dürfte es genügend rechtfertigen, wenn man in den idg. Einzelsprachen getrost mit dem Ausprobieren von Entwicklungsreihen der Kasusgebräuche begönne. Allerdings bietet das Aisl. für ein solches Unternehmen nicht den günstigsten Boden. Ohne Vergleichung der verwandten Dialekte wird man hier nicht viel sichere Schritte tun können. Aber der Reichtum und die bodenständige Eigenart des Materials sind doch auch für die Kasuslehre sehr wertvoll. Was nun den Genetiv angeht, so scheint mir Streitberg das Richtige zu treffen, wenn er (Got. Elem. § 261) diesen Kasus ursprünglich das Ausgehen von Etwas bezeichnen läßt. Man sieht dies im Aisl. z. B. an dem Nebeneinander von *drekka af horni*, 'aus dem Horne trinken', und poet. *drykkr miaðar, dreyra drykkr*, ein Trunk vom Met, vom Blut', zumal wenn man noch got. *drigkan stiklis* daneben hält, das griech. πίνειν ἐκ τοῦ ποτηρίου wiedergibt. Die adnominalen Genetive *miaðar, dreyra* haben ursprünglich keinen andern Sinn als der adverbale got. *stiklis* und das adverbale *af horni*. Das zeigt schon — wenigstens an der einen Stelle (Hávamál 140) — der Zusammenhang; und es ist, hiervon abgesehen, eine notwendige Folgerung. Dieser Sinn ist verschieden von dem eines prosagemäßen *vatnsdrykkr*, 'Trunk Wassers'. Hier bezeichnet der Gen. den Inhalt oder die Art des Trunkes, oder, wie man es auch ausdrücken kann, er bezeichnet das Getrunkene ('Genetivus objectivus'), jedenfalls erzeugt er mit *drykkr* zusammen eine einheitliche Vorstellung. Dagegen bei dem *drykkr miaðar*, von dem Odin spricht, ebenso wie bei *drigkan stiklis* und bei ahd. *thesses brunnen drinkit* (Otfr. 2, 14, 37), schwebt deutlich zweierlei vor: der Vorrat, von dem getrunken wird, und der sich an einer bestimmten Stelle befindet, und das Trinken aus diesem Vorrat oder der dadurch dem Vorrat entzogene Teil. Dieser Fall liegt im Griech. z. B. vor, wenn Teiresias zu Odysseus sagt: ἀποχάζεο

βόθρου, ἄπισχε δὲ φάσγανον ὀξύ, αἵματος ὄφρα πίω. Das *αἷμα* ist in der Grube! Der Unterschied vom Ablativ dürfte in jenem Bedeutungselement gelegen haben, auf das der Name 'Genetivus partitivus' zielt: ein Teil der Flüssigkeit geht in den Mund des Trinkenden über. Der 'Met' und der 'Trunk' sind also teilweise identisch. Denkt man nur an den Stoff, so sind sie ganz identisch. Hierin liegt die Erklärung für die Bedeutungsverschiebung, die wir in *vatnsdrykkr* beobachten, also für den 'Genetivus objectivus' und 'qualitatis', ferner für den Akkusativ in *drekka vín.* Dieser beleuchtet den Wein als den durch die Kehle der Trinker rinnenden (nicht als 'den gesamten', wie Grimm Gram. 4, 651 meinte). Der Genetiv in *drekka víns* (vgl. πιεῖν οἴνοιο, aslov. *pivu vjetucha* scil. *vina* 'vom alten Wein trinkend') beleuchtete ihn ursprünglich als vor dem Trinker stehend oder von ihm in der Hand gehalten. Daher stehen Genetive des verbrauchten Stoffes gleich den Genetiven des Trinkgefäßes (got. *þis stiklis drigkai*). In anord. *drekka horn* (schon Yoglingatal 17) hat der Genetiv des Gefäßes am Übergang des Stoffgenetivs in den Akkusativ teilgenommen.

Nach der nordischen Burgundensage gibt Guðrún ihrem Gatten Atli die Herzen seiner Söhne zu essen, und sie sagt dabei, *at kálfs væri,* 'es sei Kalbfleisch' (Atlamál 83). Der Genetiv muß ausdrücken, daß das Fleisch von Kälbern stammt. Das Schwergewicht des Sinnes liegt nicht — wie in unserm 'Kalbfleisch' — auf der Beschaffenheit des Fleisches, sondern auf seiner Herkunft: Atli soll ruhig essen in der Vorstellung, es sei ein Kalb geschlachtet worden, nicht seine Söhne. Anders bei der Schilderung einer Mahlzeit in dem kulturphilosophischen Gedichte Rigsþula: *var kálfr soðinn, krása beztr,* 'es war gesottenes Kalb, also ein erlesener Bissen'. Dieser Nominativ ist gleichwertig mit dem Akkusativ in *drekka vín.* Vielleicht noch deutlicher ist *flesk galtar, þess er Særimnir heitir,* 'Speck von dem Eber, der S. heißt'. Solche Ausdrücke lassen sich nicht ableiten aus der Grundvorstellung eines 'Besitzers', wohl aber wird der 'Gen. poss.' von ihnen aus begreiflich. *Hǫfuð hans,* 'caput eius', ist der jemandem abgeschnittene (wie Heimskringla 1, 129 f.) oder der sonstwie getrennt vom Rumpf in die Erscheinung tretende Kopf (vgl. das aus dem Boden aufsteigende *selshǫfuð* Eyrb. 192). Der Genetiv soll den Ursprung oder (mittelst des Ursprungs) die Natur des Körperteils bezeichnen. Das Gedankenverhältnis ist also etwa dasselbe wie in unsern Zusammensetzungen 'Menschenkopf' u. dgl. Es gibt im Aisl. auch den verblaßten Genetiv der Zugehörigkeit in solchen Fällen. Z. B. sagt Snorri bei der Schilderung des Riesen Hrungnir: *af steini var hǫfuð hans.* Aber meist finden wir die anschaulicheren präpositionalen Wendungen: *iǫtunn er ór steini var hǫfuðit á,* 'der Riese, auf dem der Kopf steinern war' (Hárb. 15, 4), vgl. Gebhardt, Beitr. z. Bedeutungslehre der altwestnord. Präpositionen, 1896, S. 14. 27. Diese auffallende Eigentümlichkeit hätte in Heuslers 34. Kapitel wohl eine Stelle verdient; in § 369 Anm. versteckt sie sich zu sehr. Daß sie als Altertümlichkeit zu werten ist, unterliegt für mich keinem Zweifel. Bedeutet sie doch eine Einschränkung des unanschaulichen Genetivs, der zwar uridg., aber doch relativ jung ist; die Bezeichnung von jemandes Kopf als 'der Kopf von ihm her' muß schlechterdings jünger sein als die Ausdrucksweise 'der Kopf auf ihm'.

Auch bei Bezeichnungen geistiger Vorgänge ist der alte Genetiv-

sinn deutlich. 'Genießen' in Verbindungen wie *nióta vatns ok viðar,* 'Nießbrauch haben von Wasser und Holz', steht dem 'essen' und 'trinken' von Etwas ganz nahe, und so begreifen sich auch *nióta sólar, aldrs,* 'die Sonne, sein Leben genießen'. Der Gen. bei *kosta, freista, reyna,* 'versuchen', muß ausgegangen sein von Fällen, wo das Wegnehmen einer Probe von Etwas gemeint war (*kosta mans,* 'die Weiber erproben'), die also dem *kiósa af,* 'auswählen aus', eng verwandt waren (vgl. got. *kausjan,* gr. γεύεσθαι, die aber auch mit aisl. *kenna* zusammenzustellen sind). Sehr durchsichtig ist *kenna sporans,* 'den Sporn spüren': die Empfindung kommt von dem Sporn her; da sie aber eine spezifische Empfindung ist, nämlich die des Sporns, da sie also den Sporn dem empfindenden Pferde zum Bewußtsein bringt, so dürfen wir auch von Identität zwischen Sporn und Empfindung reden in demselben Sinne wie vorhin von der Identität zwischen *vatn* und *drykkr* in der Verbindung *vatnsdrykkr* (Gen. des Inhalts oder des inneren Objekts). Ähnlich verhalten sich einerseits *skammask,* 'sich schämen', und *iðrask,* 'bereuen' (hier schwebt als Inhalt der Empfindung deutlicher als bei *kenna* ein bestimmter innerer Zustand vor, in den sich die Genetivvorstellung gleichsam einbettet), anderseits *minnask, vætta* und Verwandte. Es liegt auf der Hand, daß die Erinnerung von dem, woran man sich erinnert, herrührt und daß sie in gleicher Art, doch in ausschließlicherem Grade mit diesem identisch ist, wie die Spornempfindung mit dem Sporn. Das Herrühren kommt scharf zum Ausdruck in lat. *admoneo aliquem de* und in frz. *se souvenir de.* Ursprünglich muß es in dem Genetiv des erinnerten Gegenstandes nicht minder scharf hervorgetreten sein. Damit hängt im Aisl. die unpersönliche Konstruktion *þess minnir mik,* 'das fällt mir ein', zusammen. Diese drückt nämlich aus, daß die Erinnerung von außen über den Menschen kommt (Gegensatz *minnask á,* 'sich — willkürlich, durch Nachsinnen oder Erwähnung — an etwas erinnern'). Entsprechendes gilt von den andern Verben, die unpersönlich mit Gen. des Gegenstandes oder der Ursache gebraucht werden; ihrer gibt es germ. und idg. ja nicht wenige (z. B. lat. *pudet, paenitet*). Jedesmal erscheint die Person im Kasus des Betroffenseins (Akk., Dat.) als der Endpunkt des Vorgangs, dessen Ausgangspunkt im Genetiv liegt. Dem aisl. *þess minnir mik* entspricht lat. *Platonis mihi in mentem venit* (ebenso aisl. *kemr mér í hug,* das aber, wie es scheint, den Gegenstand stets im Nom. bei sich hat, vgl. lat. *id mihi venit i. m.,* mit einheitlicher Vorstellungsweise wie in *drekka vín, var kálfr soðinn*). Was von 'sich erinnern' gilt, gilt ebenso von 'erwarten': die Erwartung einer Sache (*ván e—s*) ist gleichsam eine Witterung, die von dieser Sache her in mich einströmt[1]), daher *þess væntir mik,* daneben persönlich *þess vænta ek, þess bíð ek.* Ebenso *þess varir mik,* 'ich bin darauf gefaßt'. Mehr nach der Seite von *iðrask, skammask* hinüber liegt ein nach *hlær mér þess hugr* (Fms. 11, 96) = as. *hlahan,* ahd. *hlahhen* mit Gen. im Verein mit *hlæra þú af því* Sig. sk. 31 zu erschließendes *þess hlægir mik,* 'darüber muß ich lachen' (belegt nur *þat hlægir mik*).

Von hier führt der Weg in gerader Richtung zu *lystr, giarn e—s,* 'begierig nach etwas', und den sinnverwandten Verben wie *girna, leita, æskia,* auch *lystir mik,* 'mich gelüstet'. Der Gen. bei 'gelüsten' u. dgl. ist alt (Delbrück, Synkretismus 70 f.), sogar vorgermanisch. Er stellt mit

[1]) 'Etwas wittern' heißt *hafa veðr af e—u.*

seinen zahlreichen Verwandten einen Typus für sich dar, der zu dem Gen. des Ausgehens von Etwas scheinbar im vollkommensten Gegensatz steht, den Gen. der Zielstrebigkeit. Dieser Gegensatz harrt m. E. noch der Erklärung. Da dürfte es von Nutzen sein, festzustellen, daß auf aisl. und überhaupt auf germ. Gebiet eine Erklärung sich zwanglos darzubieten scheint. Ein ags.[2]) *hine æies lysteð,* 'ihn gelüstet nach Speise', kann nicht wohl getrennt werden von dem Gen. bei Essen, Trinken, Genießen, aber auch nicht von aisl. *þess vœntir mik* und Seinesgleichen, zumal im Hinblick auf die Subjektlosigkeit. Die Grundvorstellung muß gewesen sein: 'ihn kommt Lust an von der Speise her'. Man mag dabei an den Speiseduft denken, der dem Hungrigen in die Nase zieht. Auch hier ist der Ausdruck auf Situationen übertragen worden, wo der Genetiv nur den Inhalt oder die Art der Verbalhandlung bezeichnen konnte, nicht auch ihren außerhalb gelegenen Ausgangspunkt. Dann war er ein Genetiv der Zielstrebigkeit geworden. Man könnte in derselben Weise von Genetiven der Reue, der Scham, der Freude, des Schmerzes usw. sprechen. Mit dem Genetiv der Erwartung (*þess vœntir mik*) hat der der Zielstrebigkeit die Beziehung auf die Zukunft gemein, die zur Folge hat, daß das Zeitverhältnis zwischen genetivischer und verbaler Vorstellung umgedreht erscheint.

Es ist nicht nötig, alles auf das eine Verbum *lysta* zu bauen. Noch hinweisen möchte ich auf einen Fall wie *afla*, 'erarbeiten'. Die ältere Bedeutung war 'Vorrat schaffen' (vgl. lat. *ops*). Der Genetiv (*fiár*, 'Vermögen') bezeichnete die Quelle oder den Stoff des Vorrats. In der häufigen Wendung *at afla sér fiár,* 'sich Vermögen erarbeiten' (durch Wikingern) und etwa in dem Satze *aflaði á Englandi þeirra fanga, er torfengust váru í Nóregi,* 'erwarb sich in England Dinge (eigentlich: Beute, Erwerb), die in Norwegen schwer zu bekommen waren', ist das Vorstellungsverhältnis denn auch deutlich dieses. Das *fé* ist einerseits an der geplünderten Küste reichlich vorhanden, anderseits wird es angeeignet (wie der Met oder das Blut durch das Trinken). Wenn dagegen die Asen, die den Otterbalg mit Gold füllen sollen, den Loki ausschicken, *at afla gullzins,* 'um das Gold zu schaffen', so ist lediglich an das Ziel der Handlung gedacht; wir haben die einheitliche Vorstellung. Dies ist ein äußerster Fall. Der Zusammenhang bringt es mit sich, daß die Herkunft des zu schaffenden Goldes ganz aus den Gedanken ausscheidet; wie der Artikel zeigt, handelt es sich nur um eben dieses Gold; ob es 'vom Golde' genommen oder isoliert angetroffen wird, ist den Asen gleichgültig. Sie könnten also auch sagen: *afla gullit,* mit Akkusativ des Produkts. Aber das wäre doch nicht ganz dasselbe, es würde nämlich voraussetzen, daß Lokis Gang sicher Erfolg hat, während *gullzins* nur besagt, er solle sich bemühen. Der Gen. ist eben das Objekt der Bemühung, nicht, wie der Akk., des Erfolges. Nach der herrschenden Auffassung würde dies ein Sonderfall jener allgemeinen Eigenschaft des Genetivs sein, den Nominalbegriff gleichsam nur als Sphäre der Handlung oder als von dieser nur berührt, nicht ganz ergriffen oder bewältigt, darzustellen. Diese Formel ist unpsychologisch abstrakt und doch zu eng; nicht einmal der adverbale

---

[2]) Aisl. *þess lystir mik* ist zufällig nicht belegt. Es wird durch *lystr e—s* und durch *þess fýsir mik* ersetzt. Die Prosa verbindet *lystir* mit *til,* was auch bei *fýsa* nicht selten ist.

Kasus, dessen Abtrennung vom nominalen doch offenbar wertlos ist, geht in sie hinein[1]). Sie kann zur Erklärung der Tatsachen kaum etwas beitragen. Daß der Gen. der Zielstrebigkeit an Bemühung, nicht an Erfolg denken läßt, erklärt sich aus seinem Ursprung. Die Bezeichnung des Ausgangspunktes der Handlung geht über in die Bezeichnung ihres Inhalts oder (wie Delbrück es gut ausgedrückt hat) dessen, womit man sich beschäftigt. Eine Art der Beschäftigung aber ist die Bemühung, um das Streben nach Etwas (eine andere, nah verwandte ist die Fürsorge für Etwas: aisl. *gá. gæta, geyma*). So begreift es sich auch, daß die Verben, die den Gen. der Zielstrebigkeit bei sich haben, durativ zu sein pflegen.

Zu ihnen gehört nicht *fá*, 'bekommen'. Aber *fá konu*, 'eine Frau nehmen', u. dergl. müssen mit *afla sér fiár*, 'Geld erwerben', u. dergl. assoziiert gewesen sein. Man kann von einem Gen. des Erlangten sprechen. Dieser beruht bei *fá* auf dem Gen. des Ergriffenen (got. *gripun is*, gr. Κῦρος ἐλάβετο τῆς χειρὸς τοῦ Κυαξάρου, ai. *śrōtasya gr̥hē*, 'er wird am Ohr ergriffen'), denn germ. **fanhan* bedeutete 'ergreifen, anpacken'. Der Gen. des Ergriffenen kann aus dem der Zielstrebigkeit schwerlich abgeleitet werden, dagegen wohl aus der Grundbedeutung. Handelt es sich um das ergriffene Glied, so dürfte der Gedanke zu Grunde liegen, daß der Griff den Betreffenden von dem Gliede her trifft (*śrōtasya* 'vom Ohre her', hom. τὸν δὲ πεσόντα ποδῶν ἔλαβεν 'den Gefallenen ergriff er von den Füßen her'). Hier gilt also die Partition nicht für den Gen. selbst, (wie bei πιεῖν οἴνοιο), sondern nur für den Zusammenhang (genauer in diesem Falle für τὸν). Das hängt damit zusammen, daß der Körper des Menschen kein ungegliedertes Ganzes ist, wie der Wein in einem Gefäß. Der Gen. des Körperteils steht gleich mit dem Gen. οἴνοιο, sobald nur an den Wein im Munde gedacht wird (einheitliche Vorstellung). Verwandt mit dem Gen. des ergriffenen Gliedes ist der in aisl. *liðaliótr*, 'häßlich an den Gliedern, mit häßlichen Gliedmaßen': wie das Ergriffensein am Ohr oder am Fuß, so hat die Häßlichkeit an den Gliedern ihren Sitz und den Ausgangspunkt ihrer Geltung für das Ganze. In *gripun is* u. dergl. liegt das Verhältnis weniger einfach. Vielleicht ist der Gen. der ergriffenen Person dem des ergriffenen Körperteils nachgebildet. Anderseits scheint er zusammenzuhängen mit dem Gen. bei 'sich bemächtigen' und 'herrschen' (got. *gripun* übersetzt κρατοῦσιν). Der Gen. bei diesen Verben (und den sinnverwandten Adjektiven 'mächtig' u. dergl.) erklärt sich aber daraus, daß der Siegende den Besiegten ausraubt (vgl.

---

[1]) Brugmann, Kurze vgl. Gr. 436 f., erklärt den Gen. bei 'hören' daraus, daß man eine Person nicht als Ganzes höre, sondern nur etwas von ihr, z. B. ihre Stimme. Wenn ich aber sage: 'ich höre ihn', so drücke ich nicht aus, daß ich ihn 'als Ganzes' höre, sondern daß er (seine Anwesenheit, Annäherung) durch mein Gehör mir zum Bewußtsein kommt. Got. *hauseiþ stibnos meinaizos* dagegen besagt: er hat eine Gehörswahrnehmung, die von meiner Stimme (meinem laut werdenden Sprechorgan) herkommt. Gr. ὑμεῖς ἐμοῦ ἀκούσεσθε πᾶσαν τὴν ἀλήθειαν ist genau so gedacht wie unser 'ihr werdet von mir — d. h. von mir her, in den Schallwellen, die von mir zu euch gehen — die ganze Wahrheit hören'. Der Gen. bei 'sehen' ist nicht anders entstanden als der bei 'gewahr werden', mag er auch im Germ. teilweise als Zielstrebigkeitskasus umgedeutet sein.

aisl. *bera af*) und ausnutzt (vgl. 'genießen' mit Gen., leben von); 'mächtig' verhält sich nicht anders als 'voll' (aisl. *fullt miaðar*, 'voll Met', und *fullt af ullu*, 'voll Wolle') und 'satt' (vgl. aisl. *saðr em ek enn þess*, 'davon bin ich jetzt noch satt'). Wie sonst, ist der Gen. auch hier aus einer Bezeichnung des Ausgangspunktes oder der Quelle zu einer Bezeichnung des Inhaltes oder Gegenstandes geworden. Wir dürfen von einem Gen. des Verbrauchten oder Ausgenutzten sprechen, der auch als Gen. des Unterworfenen erscheinen kann. So wird denn auch aisl. *fá* begreiflich. Das Verzehren des Erdreichs durch den eindringenden Bohrer heißt *rúms um fáa* (Háv.); *fekk sér matar* bedeutet 'verschaffte sich Speise' (*matar* steht mit οἴνοιο gleich). *Hann fekk hennar*, 'er heiratete sie', besagt freilich nicht bloß 'er bekam sie in seine Gewalt', sondern auch 'er schloß eine rechtmäßige Ehe mit ihr', und dies scheint nicht außer Zusammenhang zu sein mit lat. *pater hanc tibi pepigit* u. dergl. (Ov. her. 20, 157, vgl. das sinnverwandte aisl. *festa* 'verloben'). Der Gen. der Zielstrebigkeit dagegen liegt vor in dem benachbarten *biðia konu*, 'um eine Frau anhalten'.

Die durative Aktionsart genetivischer Verbalbegriffe fällt auch sonst auf. So beim Gen. des Weges in Verbindungen wie *fara leiðar sinnar*, 'seines Weges ziehen, unterwegs sein'. Diese Wendung verhält sich zu *fara leið sína*, 'seinen Weg machen, die Strecke zurücklegen', wie *afla sér fiár*, 'sich Geld erarbeiten', zu *aflaði hann þar fé mikit*, 'er erwarb dort viel Geld'. Die Akkusative bezeichnen das Produkt der Handlung, daher ist diese perfektiv. Die Genetive bezeichnen ihren Inhalt oder das, wovon sie sich nährt. Ebenso wie bei *afla sér fiár* das Geld nach und nach erarbeitet wird, so wird bei *fara leiðar sinnar* der Weg nach und nach zurückgelegt. Und ebenso wie bei einem durativ gedachten mhd. *eines wazzers trinken* der Inhalt des Gefäßes nach und nach verbraucht wird, so schwindet die Entfernung vom Ziel allmählich zusammen. In dem 'nach und nach' liegt die psychologische Begründung des Genetivs *leiðar* und seiner germ. und idg. Gegenstücke (wie gr. ἔρχονται πεδίοιο, got. *manna sums gaggida landis framiman sis þiudangardja* Lk. 19, 12, wo m. E. sehr wohl ἐπορεύθη εἰς χώραν μακράν zu Grunde liegen kann, denn dieses 'in die weite Welt' drückt aus, daß kein bestimmtes räumliches Ziel im Blickfeld ist, und eben dies liegt ln *landis gaggan* wie in *fara leiðar sinnar*). Der 'Weg' in diesen Verbindungen kann der fortgesetzte oder der eingeschlagene Weg sein. Namentlich im zweiten Falle ist es dem Sprechenden klar, daß der Weg das Verfolgen einer Richtung und somit eines Ziels (wenn es auch nicht immer feststeht, welches) bedeutet. So erklären sich Fälle wie got. *galeiþands Makidonais*, mhd. *er huop sich des endes*, 'er machte sich dorthin auf', aisl. *gengu þeir fagra Freyiu túna*, 'sie gingen zum schönen Gehöfte der Freyja', wo wir von einem Gen. des Wegziels sprechen dürfen. Anderseits kann der Gen. des verfolgten Weges schlechthin als Ortsbezeichnung auf die Frage wo erscheinen (*fóru nú ferðar sinnar*, 'sie waren nun unterwegs', vgl. ἔρχονται πεδίοιο, 'sie befinden sich wandernd in der Ebene') und dann in dieser Funktion auch bei andern Verben als solchen des Reisens gesetzt werden: *mættu þeir þór miðra garða*, 'sie trafen Thor mitten zwischen den Zäunen (mitten im Hofe)', *annars staðar*, 'anderswo' (Heusler § 376, Nygaard § 141). Da dieser Gen. auffallend oft bei *miðr*, 'medius', auftritt, so ist er vermutlich in entsprechender Weise wie der Fristgenetiv *þriggia nátta*,

'binnen dreier Nächte' (Nyg. § 140) partitiv empfunden worden: ein innerer Punkt wird aus dem vorschwebenden Ganzen herausgehoben.

Heidelberg. Gustav Neckel.

Nygaard M. Bemerkninger, Rettelser og Supplementer til min Norrøn Syntax. Kristiania, Dybwad 1917 [Videnskapsselskapets Skrifter 2, 1916, Nr. 5]. 54 S. gr. 8°.

Nygaards Norrøn Syntax erschien 1905. Das schätzenswerte Werk wurde in der Zschr. f. Dtsch. Phil. 40, 472 von mir besprochen. An diese Anzeige knüpfen die vorliegenden Aufzeichnungen an, die M. Olsen aus dem Nachlaß des Verf. herausgibt. Sie wollen einerseits die Methode des Buches rechtfertigen, andererseits tragen sie meinen Bedenken Rechnung, indem sie besonders solche Erscheinungen berücksichtigen, denen mit den herkömmlichen Schulbegriffen nicht beizukommen ist (s. S. 50—52). Den meisten Raum nehmen nachgetragene Beispiele ein, nach den Paragraphen des Buches geordnet. Einzelnes davon bietet selbständiges Interesse. Besondere Hervorhebung verdient ein mehr zusammenhängender Abschnitt über *ok*, worin der von andern angenommene Gebrauch dieser Partikel als Relativum und als unterordnende Konjunktion bestritten wird. Nygaard hat hier wahrscheinlich recht (nur daß *samr, ok* . . . — Heusler Aisl. Elementarbuch § 448 — Erwähnung verdient hätte). Sein Gedankengang zeigt, daß ihm unbefangenes Einleben in den Stoff nicht so fern liegt, wie er vermutlich gemeint hat, daß ich hätte sagen wollen. Tatsächlich zerreißt er hier für seine Person die Fesseln des lateinischen Schemas, die seine Vorgänger gebunden hatten. Fortschritte in dieser Richtung sind auch sonst bei ihm zu finden (schon in seinem Buche). Wenn dies nicht anerkannt worden war, so durfte er sich unterschätzt fühlen, mag auch der Weg von Nygaard zu einer psychologisch-historischen Syntax sehr viel weiter sein als der von Lund zu Nygaard. So viel sei zu Ehren des verdienten Mannes gerne festgestellt. — Gewisse übrig bleibende Fälle werden als Schreibfehler erklärt, was so lange einwandfrei ist, als ihrer nicht erheblich mehr nachgewiesen werden. Übrigens verstecken sich unter dem angeführten Material noch einige weitere Belege. In einem Satze wie *leiðir þá út at einu borgarliði, ok sterkliga var læst með stórum iárngrindum* zeigt die Wortstellung, daß mit '*ok*' ein Nebensatz beginnt, *ok* also wahrscheinlich Fehler (Wiederholung!) für *er* ist.

Unter den auffallenden Ausdrucksweisen, die S. 50 ff. verzeichnet sind, begegnen auch solche wie *forn skemma ok af ræfrit* 'eine alte Hütte und ab das Dach'. Hier haben wir zwei Attribute, die in geläufiger Weise vor und hinter das Substantiv verteilt sind, vgl. *vitr maðr ok vel stiltr* 'ein kluger, abgeklärter Mann'. Aber das zweite Attribut zeigt eine außergewöhnliche Form: ihm fehlt die übliche Kongruenz; es besteht aus zwei Teilen, die sich wie Prädikat und Subjekt verhalten und daher den Eindruck eines Satzes machen. Diese Mittelstellung der Wortgruppe *ok af ræfrit* zwischen Attribut und Satz ist eine Altertümlichkeit, derengleichen man in Sprachen, denen Überlieferungsverhältnisse weniger günstig liegen als die des Altwestnordischen, vergebens sucht. Offenbar haben wir es mit der Urform der Zusammensetzungen vom Typus *vigrīvas* 'Hals weg' zu tun. Diese sind ausgegangen von Fällen, wo das Element *ræfrit* zufällig mit dem Element *skemma* kongruierte, also ebenso entstanden wie aisl.

handsiðr 'mit großen Händen', *liðaliótr* 'mit häßlichen Gliedern', deren Ausgangspunkt wir in Bildungen wie *hálslangr* 'mit langem Hals' erblicken müssen. Auch der Typus *af ræfrit* ist im Altnordischen z. T. der Kongruenz unterworfen worden; Beispiel: *úteygðr* 'mit herausstehenden Augen' (Bárðarsaga ed. Vigfússon S. 5, wo eine kleine Sammlung solcher exozentrischer Komposita).

Heidelberg. G. Neckel.

Nachtrag zu S. 8 ff.

Walde Alois: Über älteste sprachliche Beziehungen zwischen Kelten und Italikern.

Nach dem Satz meiner Anzeige ist E. Hermanns Besprechung (GGA. 1918, 343 ff.) erschienen. Sie nimmt einen durchaus ablehnenden Standpunkt ein; doch müssen H.s Einwände m. E. im großen und ganzen als unbegründet zurückgewiesen werden. Schon der Hauptvorwurf, den er gegen W. erhebt, daß dieser die überwundene Stammbaumtheorie in neuer Form zum Leben erweckt habe, ist nicht berechtigt, denn wenn W. drei westidg. Dialektgruppen ansetzt und eine von ihnen durch geographische Trennung auseinanderfallen läßt, wenn er dann zeigt, daß erst ein nachträgliches Zusammenleben schon fühlbar differenzierter Völkergemeinden zur Herstellung sekundärer Gemeinsamkeiten geführt hat, so weist er ja gerade nach, daß mit den Stammbaumgedanken älterer (vor-leskienscher) Fassung nicht mehr auszukommen ist. Mit demselben Rechte könnte man gegen H. den gleichen Vorwurf erheben, wenn er S. 360 erklärt, daß das Böotische Dorisch und Achäisch zugleich sei, da sich auch dieser Gedanke in ein Stammbaumschema fassen ließe, wenn man wollte. Von solchen Gesichtspunkten aus kann man jede sprachliche Herkunftstheorie als „Stammbaum" konstruieren.

Bezüglich der *r*-Formen ist H. ganz anderer Ansicht als W. Seine eigenen Theorien gründet er auf die Voraussetzung, daß die Endungen des Deponens und des Passivs im Irischen ursprünglich identisch gewesen seien, daß also lat. *sequitur, emitur,* umbr. *emantur,* air. depon. *-sechetar* und air. pass. *-mórthar,* vielleicht auch mkymr. *canhator* ihre Endungen auf *-tor*, d. h. mediales *to*+*r* lautgesetzlich zurückführen.

Diese Voraussetzung ist unannehmbar. Denn erstens lautet die älteste Form des ir. Passivs nicht *-mórthar*, sondern *-mórthïar* (Grundform etwa **mārātiār*[*o*?]), was schon allein hinreicht, das ir. Passiv auf *-thar* als eine ganz junge Neubildung zu charakterisieren, die mit dem Deponens nicht verwandt sein kann. Ferner läßt sich aber auch das ir. Deponens nicht auf eine Grundform auf *-tor* zurückführen, denn wenn man auch zur Not die Erhaltung des zweiten Vokals in *-sechethar* auf den Einfluß des Aktivs zurückführen könnte, so versagt doch jede solche Erklärung beim Präteritum *-sechestar*, dessen Endung nur auf eine Form zurückgehen kann, in der das *r* unmittelbar auf das *t* folgte. Müssen wir also hier eine Grundform **sekᵛestro* ansetzen, so werden wir natürlich auch *-sechethar* auf ein lautgesetzliches **sekᵛetro* zurückführen. Damit fällt aber H.s ganzes Gebäude zusammen. Daß auch sein Vorwurf gegen W. dieser zerreiße „ganz offensichtliche Zusammenhänge" größtenteils unberechtigt ist, geht aus meinen Ausführungen „Die Stellung d. Tocharischen" S. 12 (Ber. d. Forsch.-Inst. f. Osten u. Orient in Wien, III) hervor.

Auffallend ist H.s Behauptung (S. 348), „die Formen der 3. Pers. auf *-ter* im Irischen und Britannischen könnten wie die irische Endung *-mer* ihr *e* von der 2. Pers. des Singular und Plural bezogen haben", was ein weiterer Beweis für die Ähnlichkeit zwischen dem britannischen und irischen Deponens sein soll. Abgesehen von allen anderen Unwahrscheinlichkeiten, ist die Annahme auch lautlich nicht zu rechtfertigen, da die Endung *-ther* nur bei *ī*-Verben vorkommt und der *e*-Vokal hier bloß der palatalen Qualität der durch das schwindende *ī* des Stammes palatalisierten vorhergehenden Konsonanten sein Dasein verdankt: zwischen palataler und neutraler Konsonanz muß air. in unbetonter Silbe ein *e* stehen (Pedersen 1, 357), das somit weder mit der ursprünglichen Qualität dieser Endung, noch mit analogischer Beeinflussung irgend etwas zu schaffen haben kann. So geht **-rímther* 'wird gezählt' auf **-rīmītiār(o?)*, *-suidigmer* 'wir setzen' auf ....**agīmor(o?)* zurück, und zwar in ganz regelrechter lautgesetzlicher Entwicklung. Was dann die von H. erwähnte 3. Pers. auf *-ter* im Britannischen betrifft, so ist zu bemerken, daß es hier keine derartige alte Form gibt; das einzige belegte Beispiel ist nachweisbar eine ganz junge Neubildung (Pedersen 2, 393 Anm.).

Infolge seiner unrichtigen Voraussetzungen kommt H. schließlich zum Ansatz von Urformen, wie *-ter, -tair,* die in jeder Beziehung unmöglich sind. Das Hethitische, das H. in diesem Zusammenhang erwähnt, möchte ich vorläufig lieber ganz aus dem Spiele lassen[1]).

Trotz der von mir oben und a. a. O. gegebenen Modifikationen bleibt die unleugbare Tatsache bestehen, daß nur das Lateinische und Irische eine ausgebildete deponentiale Flexion aufweisen, während das Sabellische und Britannische nur vereinzelte Formen derartiger Bildungen zeigen, die mit jenen teils nur der Form nach (so im Sabellischen), teils nur der Bedeutung nach (so im Britannischen), untereinander dagegen in keiner Weise übereinstimmen, so daß sie nicht als Überbleibsel einer vollen, deponentialen Flexion, sondern nur als unentwickelte Rudimente einer solchen angesehen werden dürfen.

Da H. gegen das *b*-Futurum keine ernsthafte Einwendung erheben kann, behauptet er wenigstens (S. 352), es sei nicht ausgemacht, ob nicht das Britannische und Sabellische diese Bildung verloren hätten. Daß das kein Gegenbeweis ist, leuchtet ein.

Bezüglich der Nasalis sonans bemerkt H. richtig, daß die Entwicklung von vorir. **enmen* zu air. *ainm*ⁿ wegen des air. *menm(a)e* unwahrscheinlich sei. Der zutreffendere Grund aber, weshalb der lenierte Nasal *n* nicht zur Erklärung des Wandels von *e* zu *a* herangezogen werden darf, liegt darin, daß das sogenannte lenierte *n* in Wahrheit mit dem gewöhnlichen europäischen *n* phonetisch identisch ist, weil hier umgekehrt das unlenierte *n* eine sekundäre irische Neubildung darstellt. Weil man aber im Anlaut von air. *ainm*ⁿ ebensogut auch Schwa secundum ansetzen kann, bleibt W.s Vergleich mit der lateinischen Entwicklung um so beweiskräftiger, da nun auch fürs ganze Irische die Entwicklung *n̥* zu *en* gesichert erscheint. H.s Bemerkung (S. 354), daß das *i* in *ainm*ⁿ gewisse Schwierigkeiten mache, ist mir unverständlich, da *i* hier regelrecht die

[1]) Zu Pedersens Ausfällen gegen die 'deutsche Wissenschaft' (Festskrift Universitet Köbenhavn 1916, S. 30) bemerke ich, daß Hrozný nationaler Čeche ist.

Palatalisation der Gruppe *nm* nach dem Schwunde des auslautenden *-*en* bezeichnet.

Wenn H. die Vertretung der Labiovelare für sich allein behandelt und dann behauptet, es sei „unverständlich, wie das eine Stütze der neuen Theorie von den Gälolatinern sein solle“, so kann ich dies Verfahren nicht für richtig halten. Ich meine, man muß alle Punkte gemeinsam betrachten. Im Zusammenhange mit dem übrigen Material ist die Erhaltung des k^v nur im Lateinischen und Irischen ganz gewiß eine kräftige Stütze.

H. bezweifelt vor allem, daß der Wandel von k^v zu *p* älter sei, als der von g^v zu *b*. Ich glaube jedoch in der Lage zu sein, einen lautlichen Wahrscheinlichkeitsbeweis für dessen größere Altertümlichkeit führen zu können. Wie ich demnächst (KZ. 49) an der Hand von air. *imb* zeigen werde, muß im Irischen der Wandel von g^v zu *b* jünger sein, als der Wandel von *eng* zu *ing*. Im Britannischen ist aber *e* nicht bloß vor *ng*, sondern auch vor *nk* zu *i* geworden; vgl. gall. *Jovincus* aus **jovenkos*. Die Annahme ist nun aufs höchste wahrscheinlich, daß der Wandel von *eng* zu *ing* (gall. *Cingetorīx* aus **khengeto-rēgs*) im Gallo-Britannischen gleichzeitig mit dem von *enk* zu *ink* eingetreten sei. (Der spätere Wandel von *emp* zu *imp* usw., an dem auch die lat. Lehnworte teilnehmen, ist ein weitaus jüngerer, auf das insulare Britannisch beschränkter Vorgang.) Wenn nun der Wandel von k^v zu *p* gleichzeitig oder später, als der von g^v zu *b* eingetreten wäre, müßte auch *$k^v enk^v e$ 'funf' über *$k^v ink^v e$ gallisch zu *pimpe* geworden sein. Die überlieferte gallische Form lautet aber πεμπε; sie läßt sich nur so erklären, daß *$k^v enk^v e$ schon zu **pempe* geworden war, bevor noch der Wandel von *enk* zu *ink* einsetzte. Somit muß der Wandel von k^v zu *p* auch älter sein als der von g^v zu *b*, was zu den übrigen Erwägungen W.s aufs trefflichste stimmt.

H. bezweifelt auch mit Unrecht W.s Erklärung von kymr. *breuddwyd*; wäre tatsächlich $g^v h$ mit *gh* zusammengefallen, wie dies H. behauptet, so müßte es im Kymrischen unbedingt **broeddwyd* heißen, was aber nicht der Fall ist. Daß *og* vor *d* anders behandelt worden wäre als vor *n* (kymr. *oen*), wie Pedersen (1, 109) meinte, ist ganz und gar unglaublich.

Daß das aus k^v entstandene *p* im Britannischen der Lenierung ausgesetzt war, beweist durchaus nichts gegen W.s Auffassung, k^v sei zu *pp* geworden. Was hindert uns denn anzunehmen, daß *pp* schon vor der Lenition zu *p* vereinfacht worden sei, da doch das einfache *p* vielfach gänzlich geschwunden ist, also auch eine Sonderbehandlung aufweist?

Was schließlich die Frage der Media aspirata (S. 356) betrifft, so hat W. ja schon längst (Wörterb., Nachtrag zu *brevis*, Gesch. d. Sprachwiss. II, 1 S. 185) die lat. Aspiratendissimilation nunmehr als Spirantendissimilation betrachtet. Gewiß hätte sich aus stimmhafter Spirans + Tenuis kaum eine rückläufige Assimilation zu Media + stimmhafter Spirans entwickelt, aber man braucht bloß eine dazwischen liegende Entwicklung von stimmhafter Spirans + stimmhafter Spirans anzunehmen, dann lassen sich alle Schwierigkeiten unschwer lösen; ich brauche hierzu nur an die Vorgänge im germ. schwachen Präteritum zu erinnern.

Wien. Julius Pokorny.







